Neue Reisen.

Zweiter Band.

Neue Reisen

durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador,

Westindien und Venezuela

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweiter Band:

Mexiko, der Isthmus und Westindien.

(Erster Theil.)

Jena,
Hermann Costenoble.
1868.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

1.
Von New-Orleans nach Vera-Cruz.

Samstag, 23. November, ging ich an Bord der Schoonerbrigg „Daphne“, um mit dieser den Mississippi hinab durch den Golf nach Mexiko hinüber zu fahren. Abends acht Uhr etwa wurden wir flott. Das kleine Schlepp-Dampfboot nahm uns, zwei große Schiffe, ein amerikanisches und ein preußisches, die „Georgina“, mit noch einem dreimastigen Schooner in's Schlepptau, und wir dampften langsam den Strom hinab, etwa zwei Meilen unter der Stadt wieder Anker werfend.

Das war schon ein langsamer Anfang, ließ sich aber nicht ändern. Auch am nächsten Morgen brachen wir spät auf, weil auf dem Amerikaner, dem „Pokahontas“, ein Streit unter der Mannschaft ausgebrochen und ein Deutscher durch ein

Messer verwundet, ein Irländer bös zerschlagen worden. Beide mußten zurück nach New-Orleans geschafft und gegen zwei andere Matrosen ausgetauscht werden. Das dauerte etwa bis zehn Uhr, dann setzten wir unsern Weg, zwar mit der Strömung, aber gegen den Wind, langsam fort, um an demselben Abend, Gott weiß aus welchem Grunde, wieder vor Anker zu gehen. Wir kamen nur wenig von der Stelle.

Am Montag erreichten wir endlich Abends und bei Gegenwind die Barre, als ein Telegraphenbeamter vom Lande an Bord kam und dem Capitän eine Depesche übergab. Unglaublich, aber wahr, in der Depesche stand, daß die Papiere des Schiffes nicht in Ordnung wären und wieder nach New-Orleans hinaufgeschickt werden müßten, und der Capitän entschloß sich, selber zu gehen.

Am nächsten Morgen schlug der Wind um, und wir hätten fliegend den Mississippi verlassen können, aber nein, da lagen wir fest, von unserem Anker gehalten, und erwarteten die Rückkunft des Capitäns. Das war einmal Pech.

Die Zwischenzeit benutzten wir, um zu fischen, und fingen mit der Grundangel Seeforellen,

einen Fisch in Form der Asche ähnlich, aber mit Forellenkopf, doch zu weichlichem Fleisch.

Am 26. kam die „Teutonia" von Hamburg, das zweite Schiff der Hamburg-New-Orleans-Linie, über die Barre und dampfte stromauf. Wie gern wäre ich an Bord gegangen, aber die „Teutonia" hielt sich leider nicht bei uns auf.

Am 28. kam der Capitän nach sehr rascher Fahrt zurück und hatte seine Papiere in Ordnung, aber der Wind war ungünstig und brachte die Nacht einen fliegenden Sturm aus Süden, so daß wir zu schleppen anfingen und den zweiten Anker auswerfen mußten. Das war zweimal Pech, und an segeln natürlich nicht zu denken.

Am 29. heftiger Südwind mit hohem Seegang. Ein französisches Schiff, von zwei Schleppdampfern gezogen, arbeitete neun Stunden, bis es in den Strom kommen konnte, lief dann aufwärts und ankerte gerade unter unserem Stern.

Am 30. wundervoller Nordwind, — wir hätten mit zehn Meilen Fahrt auslaufen können, aber der Franzose — dicht unter uns lag er; wir wären nicht im Stand gewesen, den Anker zu heben, ohne ihm in die Takelage zu laufen, und er konnte gegen Wind und Strömung nicht von der Stelle. Damit versäumten wir den wun-

dervollen Wind und Morgen. Das war dreimal Pech. Die Reise von New-Orleans bis Vera-Cruz dauert unter günstigen Umständen etwa fünf Tage. Heute ist der siebente, daß wir New-Orleans verlassen haben, und wir liegen noch immer im Mississippi.

Allerdings hatten wir einige Abwechslung an Bord, denn der Sohn des Capitäns bekam einen Cholera-Anfall und wir damit die günstige Aussicht, die Krankheit durchzumachen; aber glücklicher Weise besserte es sich wieder mit ihm, und wir hatten die Angst umsonst gehabt. Es wäre auch wirklich zu arg gewesen, denn als ich das letzte Mal im Jahre 1843 aus New-Orleans auslief, hatten wir das gelbe Fieber an Bord, und jetzt wäre die Cholera ein erbärmlicher Tausch gewesen.

Neulich Abends hörte ich einem Zwiegespräch zwischen dem Steuermann und meinem einzigen Mitpassagiere zu. Beide sind Yankees, und der Letztere war eine kurze Zeit als Inspector bei dem Whiskey-Steuer-Departement angestellt. Ich gebe es auch nur deshalb hier wieder, um den Geist zu zeigen, der jetzt im ganzen Volke herrscht, muß auch bemerken, daß der Steuermann ein einfacher Seemann und der Andere ein anständiger

und liebenswürdiger junger Mann ist, die es Beide für die größte Schande halten würden, auch nur einen Cent von einem Andern wirklich zu stehlen.

Der junge Passagier äußerte, daß er große Hoffnung hätte, wieder bei der internal Revenue (das Volk nennt sie infernal) angestellt zu werden, und der Steuermann meinte sehr naiv: „Alle Wetter, das wäre ein Posten, da könnte Einer in ein paar Jahren sein Schäfchen in's Trockene bringen," worauf der Passagier sagte: das ginge doch nicht so leicht, als er denke. Den unteren Beamten würde zu sehr auf die Finger gesehen, und es wären eigentlich nur die oberen, die wirklich im Stande wären, ihr Glück zu machen. „Aber etwas fällt doch immer dabei ab," bemerkte der Steuermann. „Ja, etwas schon," meinte der Andere, „aber es muß klug angefangen werden."

Ich konnte mir jetzt nicht helfen, und bemerkte ihnen, sie redeten da so ruhig von der Chance, Onkel Sam zu bestehlen, als ob die Beamten gar keinen Eid leisten müßten, der sich doch nicht so leicht umgehen ließe.

„Bah!" sagte der frühere Branntwein-Controleur, — „in dem Eide steht gar nichts davon

da; — hier ist der Eid, den wir zu leisten haben. Ich würde wahrhaftig nie einen Privatmann übervortheilen, aber aus der Regierung mir eine gute Stellung, und „zu machen, was man kann,“ ist gewiß keine Sünde.“

Ich bat ihn, mir den Eid zu zeigen, den er gedruckt bei sich trug, und dieser enthielt fast in der ganzen Form nichts Anderes, als auf die frühere Rebellion bezügliche Andeutungen, die den Beamten verpflichteten, loyal zu bleiben. Nur am Schlusse versprach er mit ein paar kurzen Worten, seine Pflicht treu und redlich zu erfüllen. Ich deutete jetzt auf diese Stelle und fragte, wie sie dieselbe, nachdem sie dies einmal beschworen, mit ihren Ansichten über die Sache vereinigen könnten; sie meinten aber sehr ruhig, dies hätte damit nicht das Geringste zu thun, und „es gäbe keinen Beamten, der nicht derselben Ansicht wäre.“

Daß sich die Sache wirklich so verhielt, wußte ich schon selber aus eigener Erfahrung und nach dem, was ich von Anderen darüber gehört, aber ich hatte es noch nie so klar und deutlich durch einen Beamten selber aussprechen hören. Die Beamten sehen also diesen Eid als gar nicht bestehend an, und stehlen eben so viel, als sie,

ohne entdeckt zu werden, möglicher Weise können. Das ist aber selbst die Ansicht sonst unbescholtener und braver Amerikaner; — nun denke man sich, welche Ansichten das Gesindel hat.

Wie schon vorerwähnt, verhinderte uns das dicht unter unserem Stern ankernde Schiff am Auslaufen, und der Schleppdampfer einer andern Linie als der, welchen die „Daphne" benutzt hatte, weigerte sich, uns fortzunehmen. Glücklicher Weise kam aber gleich nach Tisch ein anderer von draußen ein, machte uns frei, nahm uns in's Schlepptau und brachte uns ohne Weiteres über die Barre hinaus, wo wir, mit allen Raasegeln gesetzt, vor dem Winde und auf kaum bewegter See lustig dahinglitten.

Mittags am 1. December, etwa 120 Meilen von der Mündung des Mississippi entfernt, sahen wir unter 27° nördlicher Breite etwa die ersten fliegenden Fische, und das sollten auch ungefähr die einzigen Fische bleiben, die wir bis heute, Donnerstag, 5. December, zu sehen bekamen, einige Schweinefische ausgenommen, von denen wir wohl einen harpunirten, aber nicht an Deck bekamen. Bis hierher hatten wir auch eine herrliche Brise, die uns rasch weiter und unserem Ziel entgegengeführt haben würde, wenn unser

Capitän eben ein anderer Mann gewesen. So aber schlief er den ganzen Tag.

Ich habe etwas Aehnliches nie für möglich gehalten —, aber nur dreimal an jedem Tag — nach jeder Mahlzeit nämlich — kam er an Deck, kauerte sich dort nieder, rauchte seine Pfeife und ging dann ordentlich und regulär wieder zu Bett. Dabei hatte er bedeutende Angst, daß wir in der Nacht das ihm unbekannte Vera-Cruz anlaufen sollten, und noch auf 150 Meilen Entfernung ließ er in der herrlichsten Brise alle leichten Segel einnehmen, damit wir nicht zu raschen Fortgang machten.

Das war am 3. und Windstille folgte. Heute sind wir endlich (am 5.) in Sicht von Land gekommen, und heute Abend weht eine prachtvolle Brise. Natürlich läßt der Capitän schon in diesem Augenblick wieder die oberen Segel einnehmen und geht dann direct zu Bett. Es ist zum Verzweifeln!

Am 6. Wie gedacht, so geschehen. Mit der gestrigen Brise hätten wir wenigstens den Leuchtthurm von Vera-Cruz anlaufen können, aber Gott bewahre! Die Segel waren halb eingenommen und konnten nicht wieder gesetzt werden — da der Capitän schlief. Als er heute

Morgen aufwachte, war Windstille, und wir treiben jetzt in Sicht des prachtvollen Kraters Orizaba draußen in See herum.

Der Anblick, als heute Morgen die Sonne aufging und die Schneekuppe des Orizaba beschien, war herrlich, aber doch kein Vergleich gegen den von gestern Abend, als sie hinter den gewaltigen Bergwänden unterging, ihre riesigen Contouren klar gegen den westlichen Himmel abzeichnete und sie mit ihrem rothen Lichte übergoß. Zu gleicher Zeit lagen so phantastisch geformte Wolkenmassen zwischen und um diese Gebirgsformen, daß man oft kaum wußte, was Berg, was Wolke sei, und das Auge staunend dem wahrhaft märchenhaften Scenenwechsel folgte.

Ich habe viel Schönes und Wunderbares von Bergscenerien in meinem Leben gesehen, aber nie etwas wild Phantastischeres, als dieses von der Sonne gluthroth übergossene Gewirr von Bergen und Wolken, das uns leider nur zu bald im hellen Mondenlicht verschwand.

Heute Morgen liegt der Orizaba, noch etwa 100 Miles entfernt, vor uns, und man kann mit dem Teleskop deutlich den ungeheuren Krater in seiner Spitze erkennen. Er muß aber seit ziemlich langer Zeit kein Feuer oder heiße Dämpfe

ausgestoßen haben, denn der Schnee liegt oben an seinem Rand noch voll und dicht, und nur eine tiefe Schlucht läßt sich an seiner Nordseite erkennen, in welcher früher wahrscheinlich die Lava ihren Abfluß fand.

Kein Lüftchen regt sich dabei; das Schiff liegt so still, wie vor Anker, und kein einziges Segel ist am Horizont zu sehen. Noch nicht einmal ein Vogel hat uns besucht, — ein Zeichen, daß wir noch ziemlich weit vom Lande ab sind. Der Capitän schläft wieder.

Am 7. Endlich Rettung aus dieser langweiligen Umgebung. Wir waren den ganzen Tag fast mit Windstille herumgetrieben, und erst etwa um drei Uhr kam eine kleine Brise, die uns dem Lande etwas näher trieb — aber auch diese schien uns nichts helfen zu sollen, denn gegen vier Uhr sprach der Capitän schon wieder davon, daß er nicht wagen dürfe, dem Land zu nahe zu kommen — und von einem Lootsen war keine Spur zu sehen. Es fehlte auch wahrlich nicht viel, so wären wir dicht vor der Einfahrt wieder umgekehrt, als wir noch etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang ein kleines Boot entdeckten, das auf uns zu zuhalten schien. Es war in der That ein Lootse, der uns gerade mit

Dunkelwerden erreichte — und fast zugleich erhob sich eine so prächtige Seebrise, daß wir, vor dem Wind, dem Lande rasch entgegenfliegen konnten.

Der Hafen von Vera-Cruz gehört nicht zu den besten und ist bei einem gerade in dieser Jahreszeit am häufigsten wehenden starken Nordwind den darin liegenden Schiffen oft gefährlich. Ein Riff erstreckt sich dabei am Lande reichlich zwei Meilen, vielleicht noch mehr hinauf, und man darf deshalb nicht etwa auf den niederen und schlechten Leuchtthurm zuhalten, sondern muß ihn so lange links liegen lassen, bis man fast auf den Strand geräth, und nun — bis dahin einer Westrichtung folgend, nach Süden zu in den Canal einläuft, der zwischen Vera-Cruz und dem Fort Ulloa den eigentlichen Hafen, oder vielmehr die Rhede bildet. Man hat da allerdings an manchen Stellen nur vier Faden Wasser, aber keinen besondern Ankergrund, und leider fällt es gar nicht so selten vor, daß bei einem einsetzenden Nordsturm die Schiffe ihre beiden Anker schleppen und an die Küste getrieben und zerschmettert werden.

Da lagen wir — drinnen in der Stadt schlugen die Glocken die achte Stunde an, — im dicht beiliegenden Fort trompeteten die Wachen

und machten einen Heidenlärm — und wie wunderbar die Stadt selber dabei im hellen Mondenlichte lag; wie sonderbar die niederen, altersgrauen Häuser mit den sie umgebenden Festungsmauern und den runden Kuppeln und zahlreichen Thürmen aussahen! Selbst das Fort, durch das Mondenlicht niedergedrückt, schien flach zu sein und auf dem Wasser zu schwimmen — aber die Seereise war wieder einmal überstanden und ich selber in einem neuen, prachtvollen Land, nach dem ich mich ja schon so lange gesehnt. Dort drüben lag der Schauplatz von Cortez' Thaten — dort herrschte Montezuma — und Maximilian — Beide so unglücklich, und doch wie verschieden in ihrem ganzen Wirken — dort, unter den schlummernden Bergriesen, lag ein ganzes Chaos von Weltgeschichte, und ich konnte die Zeit kaum erwarten, wo ich den Fuß auf mexikanischen Boden setzen würde.

— Jetzt bin ich da, — hier an der Plaza sitze ich und schaue auf das wunderliche Treiben zu meinen Füßen hinab, auf den grünen, freundlichen Platz mit Palmen und Granatbüschen, zwischen denen ein geschmackvoller Brunnen sein plätscherndes Wasser emporsendet, auf die wunderliche Kathedrale gegenüber, deren Dächer und Vorsprünge

mit einer Unzahl von Zapilotas oder Aasgeiern besetzt sind, auf die Señoritas in ihren Mantillen und die Mauleseltreiber in kurzen Serapes und breitrandigen Sombreros, auf die nichts weniger als kriegerisch aussehenden Soldaten in rothen Hosen und blauen Jacken, auf spielende Kinder und vorbeigaloppirende Pferde.

Wie ein altes Märchenbild vergangener Zeit liegt die kleine Hafenstadt hier um mich her, so unähnlich dabei irgend einem andern Ort der Welt, wie es sich nur möglicher Weise denken läßt. Vera-Cruz — ja, wahrlich, es führt seinen Namen mit Recht, denn es hat das wahre Kreuz des Landes schon seit endlosen Jahren getragen und gewöhnlich das vorderhand ausessen müssen, was ihm Andere im inneren Lande eingebrockt, die dann auch ruhig warteten, um zu sehen, wie es ihm bekommen würde.

Vera-Cruz — da steht auch kein Haus, das nicht in der einen oder andern Revolution seine Kanonenkugel bekommen, und selbst der alte Orizaba, der verstorbene Vulkan jener Nachbarschaft, scheint Mitleid mit der Stadt bekommen und aufgehört zu haben, sie durcheinander zu schütteln, denn sie war geplagt genug und er konnte seine Bemühungen deshalb getrost einstellen.

Und trotzdem begreift man nicht, wenn man den Platz und seine Befestigungen genauer ansieht, daß er nicht schon lange in seinen Kämpfen mit den Amerikanern und Franzosen in Grund und Boden zusammengeschossen ist, denn die Mauern sehen wahrlich nicht so aus, als ob sie der Kugel aus einer gezogenen Kanone Stand halten könnten. Vera-Cruz hat aber trotzdem Glück gehabt, denn die Liberalen, die es im letzten Kriege ernstlich beschossen, waren so ärmlich mit Geschütz versehen und zielten so schlecht, um ihm verhältnißmäßig doch entsetzlich wenig Schaden zuzufügen, und die paar Kugeln, die wirklich in die Stadt flogen, beschädigten wohl einzelne Häuser und Kirchen und zertrümmerten in den ersteren besonders Spiegel und Schränke und erschreckten arme Frauen, ohne jedoch für die Belagerer einen wirklichen Erfolg zu erringen.

Die Kirchen boten freilich die größte Scheibe und wurden deshalb auch von den meisten Kugeln getroffen, und daß man in dem sonst doch so ziemlich bigotten Lande so entsetzlich wenig für ihre Restauration thut und die meisten in der That völlig verfallen läßt, hat wohl seinen Grund in der Auflösung der Klöster überhaupt, und in der Beschränkung der Rechte sämmtlicher Geist-

lichen. Ihre Macht in Mexiko ist gebrochen, und wenn sie auch mit alter Zähigkeit daran arbeiten, sie wieder zu gewinnen, wird ihnen das doch kaum gelingen. Gegenwärtig scheint nur eine einzige von allen Kirchen der Hauptstadt in regelmäßigem Gebrauch zu sein — die Kathedrale an der Plaza. Die übrigen, wo sie nicht ganz dem Einsturz nahe sind, stehen leer und werden fast sämmtlich als Bodegas oder Waarenlager an hiesige Kaufleute ausgemiethet. — Die geistliche Partei wird hier allerdings streng unter dem Daumen gehalten; man sieht zum Beispiel keinen einzigen Geistlichen im Ornat oder in Ordenstracht auf der Straße; ebenso ist jetzt gesetzlich verboten worden, die heilige Monstranz offen zu Sterbenden zu tragen — in einer bevölkerten Stadt immer ein höchst störender Gebrauch, da er plötzlich den ganzen Verkehr hindert und die ihm Begegnenden, ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß, zwingt, in einer wenigstens anscheinend betenden Stellung stehen zu bleiben, bis der Zug vorüber ist. Ja, in einigen Ländern Süd-Amerikas zwang man sogar Jeden, auf die Kniee niederzufallen, und mancher Fremde, aus einem protestantischen Lande vielleicht, der nicht einmal gleich wußte, um was es sich da handle,

wurde bei solchen Gelegenheiten arg gemißhandelt. Das ist jetzt hier Alles vorüber — wenigstens für den Augenblick — selbst das zu übermäßige Läuten mit den Glocken ist untersagt, wovon früher eben auch im Uebermaß Gebrauch gemacht sein soll.

Die Bauart von Vera-Cruz ist natürlich ganz genau in dem altspanischen Styl, wie man es in allen südamerikanischen Städten findet, in denen der Einfluß der Fremden noch nicht zu überwiegend geworden ist, wie z. B. in Valparaiso. Das tropische Klima verlangt das aber auch; Vera-Cruz liegt unter 19° 13′ nördlicher Breite, also vollkommen in der heißen Zone, und selbst jetzt, im sogenannten Winter, schlafe ich bei offenen Balconthüren, mit einem Minimum von Zudecke; es versteht sich da von selbst, daß die Häuser überall dem Luftzug offen sein müssen, und die Privatwohnungen der Mittel- und ärmeren Klasse haben selbst im Parterre meist nur Gitterthüren mit einem dünnen Verhang bedeckt und stehen bis spät in die Nacht hinein offen.

Und was für prächtige alte, fast ruinenartige Kirchen findet man in der Stadt; ja, selbst die Kathedrale, die den meisten Städten, wie Quito,

Guajaquil und selbst Lima, nicht zur besondern Zierde gereichen, sieht durch ihre runde, buntbemalte Kuppel wie den viereckigen, durchbrochenen Thurm und das Verwitterte ihrer Färbung malerisch genug aus.

Ueberhaupt bildet die, wenn auch kleine Plaza einen allerliebsten Mittelpunkt der Stadt durch den grünen, mit Palmen und Blumenbüschen bepflanzten Rasenfleck derselben, auf dessen Centrum ein hübscher eiserner Springbrunnen steht, während breite Trottoirs mit Ruhebänken selbst bei nasser Witterung einen bequemen Spaziergang bieten. Leider hat man in den letzten Kriegen alle die herrlichen Cocospalmen in der Stadt und um dieselbe herum abgehauen oder rasirt, um angeblich dem Feinde keinen Schutz zu gewähren, und erst an wenigen Orten begonnen, sie nachzupflanzen. Hier auf der Plaza ist das aber geschehen, und wenn sie auch noch mancher Jahre bedürfen, um wieder ihre frühere Höhe zu erreichen, so ist doch wenigstens der Anfang dazu gemacht.

Auch eine Freiheitspalme wurde auf die Plaza gepflanzt, eine Palma real, aber freilich an eine ungünstige Stelle, fast unmittelbar neben einer Gaslaterne, an der sie jetzt ein kümmerliches

Aussehen hat und mit ihren vergilbten und abgestorbenen Blättern ziemlich dürftig dasteht. Nur das Herz scheint gesund, und es ist möglich, daß sie sich wieder erholt, aber viel wird an der Stelle nie aus ihr werden.

Um die Plaza stehen Häuser mit Colonnaden; die eine Front nimmt das ziemlich geschmackvolle Gouvernementshaus ein, das mit seinen Rundbogen ganz hübsch aussieht; ihm gegenüber steht das Hôtel de las Diligencias, unter den Bogen mit Verkaufsläden und Kaffeehaus, und der Kathedrale gegenüber, wo ich jetzt durch die Gastlichkeit der Familie d'Oleire nur zu behaglich einquartiert bin, stehen Privathäuser mit ebenfalls darunter befindlichen Bodegas, Comptoiren und kleineren Läden.

Das Gouvernementshaus schräg gegenüber sah besonders freundlich und luftig aus, und hatte mir außerdem eine besondere Ueberraschung aufgespart.

Es schlug auf der daran befindlichen Uhr gerade voll, und mit dem ersten Schlag fast — genau wie bei einer der alten Schwarzwälder Uhren — sprang ein kleiner Soldat in rothen Hosen vorn unter die Colonnaden, hob mit dem zweiten Schlag eine kleine Trompete an den

Mund, blies darauf ein kleines Stück, und war mit dem letzten wieder in der dunklen Thür verschwunden — und jedesmal, wenn es voll schlug, erneute sich dies allerliebste Schauspiel.

Die Tracht der Bewohner, so weit es nicht die unteren Klassen betrifft, ist vollkommen europäisch; nur die Reiter tragen den breiten mexikanischen Hut, eine kurze Jacke und fast indianisch ausgefranzte Leggins an den Beinen. Ebenso haben die Damen, wenn sie zur Kirche gehen, noch die schwarze Mantille beibehalten, die sie aber ganz kokett umzuschlagen verstehen.

Die Arbeiter tragen, wie überall in den heißen Ländern, nur Hemd und Hose, und zwar an Sonntagen das erstere über der zweiten, die Frauen einen einfachen Kattunrock und die Mantillen aus demselben Stoff.

Höchst wichtige Bewohner der Stadt darf ich aber nicht vergessen zu erwähnen, und das sind die sogenannten Zapilotas (carrion crow in den Vereinigten Staaten), die großen, schwarzen Aasgeier, die hier die Stelle der Tauben in unseren deutschen Städten vertreten, und so zahm werden, daß sie Einem manchmal kaum aus dem Wege gehen und sich in früher Morgenstunde nicht selten mit den Hunden auf der Straße

herumbeißen. Sie sind aber auch — so widerlich sonst in ihrer ganzen Erscheinung — eine wirkliche Wohlthat der Tropen und genau dasselbe, was die Hyäne in Afrika ist. Sie reinigen Stadt und Umgegend von jedem Unrath, und selbst ein gefallenes Maulthier oder Pferd kann die Nachbarschaft nur auf kurze Zeit verpesten, denn die Zapilotas halten da strenge Polizei, und in vier bis fünf Tagen sind die leeren Knochen das Einzige, was von dem todten Stücke übrig geblieben.

Komisch ist es, wenn sie sich Abends auf der Kathedrale ihren Ruheplatz suchen, wozu sie eine ziemlich geraume Zeit gebrauchen, denn die besten Plätze, d. h. die höchsten und besonders die oben auf dem Kreuz, werden den glücklichen Besitzern immer wieder streitig gemacht, wobei durch einen manchmal entstehenden Kampf zuweilen eine ganze Reihe in Unordnung geräth. Hat es dann die Nacht geregnet, oder ist auch nur ein sehr starker Thau gefallen, dann sitzen sie Morgens nach Sonnenaufgang an den sonnigen Seiten der Straßen auf Dächern und Gesimsen mit ausgespannten Flügeln regungslos halbe Stunden lang, und lassen sich wieder ordentlich abtrocknen. Uebrigens werden sie auch von der

Polizei beschützt, und wer einen von ihnen muthwillig tödtet, hat eine nicht unbedeutende Geldstrafe zu erlegen.

Vera-Cruz ist nicht besonders gesund, doch scheint es noch, als ob es besser wäre als sein Ruf, denn das gelbe Fieber zum Beispiel, das eigentlich hier das ganze Jahr heimisch ist, tritt, nach Allem, was ich darüber gehört, selten oder nie so bösartig auf, wie zum Beispiel dieses Jahr wieder in New-Orleans, wo es Tausende von Opfern gefordert hat und sich dann später durch die Cholera ablösen ließ. Allerdings wird die Stadt von großen Sümpfen umgeben, die nun jetzt in der trockenen Jahreszeit wieder meistentheils verdunsten; trotzdem hat man hier augenblicklich keine epidemische Krankheit, ja läßt sogar die von Havannah kommenden Schiffe in Quarantaine legen, da gerade dort die Cholera heftig wüthen sollte.

Allen Respect übrigens vor den Producten des Landes, über die ich früher lange nicht so vortheilhaft gedacht habe, als da ich sie selber näher kennen lernen konnte. Der Vera-Cruz-Tabak (der auf der Hochebene allerdings nicht) ist ganz ausgezeichnet und die dort verfertigten Cigarren, von denen nur bis jetzt zu wenig ge-

macht werden, um einen Ausfuhr-Artikel zu bilden, stehen den Havannah-Cigarren in der That nur wenig — wenn überhaupt — nach, kosten aber auch freilich das Nämliche, was Havanah-Cigarren in ihrer Heimath gelten.

Eben so ausgezeichnet ist der in der tierra caliente gezogene Kaffee, der mir wenigstens besser geschmeckt hat als der Venezulanische und in Vera-Cruz zu einem mäßigen Preis zu haben ist. Wie reich überhaupt ist das ganze Land, und doch in welch ewigen, unaufhörlichen Kämpfen lebt das Volk, nur immer den Acker mit Blut düngend, ohne je an eine Ernte zu denken! —

Was man und wo man auch hier in Vera-Cruz vom inneren Land erzählen hört, Räubergeschichten bilden immer den Refrain; Räubergeschichten, die oft an die schönsten Lebensjahre Rinaldo Rinaldini's erinnern, und unglaubliche Dimensionen annehmen, sobald man Jemanden antrifft, der nur eine etwas entlegene und nicht so leicht zu controlirende Tour gemacht hat.

Ich ließ mich übrigens dadurch nicht abschrecken, das Innere selber zu besuchen. Daß zahllose Räubereien vorfielen, war Thatsache; aber es ist erstlich einmal sehr die Frage, ob ich

selber dadurch behelligt werden würde, und dann — ging ich auch vortrefflich bewaffnet, und glaubte deshalb schon, ohne zu große Gefahr, ein kleines Abenteuer bestehen zu können.

Gedanken an die Reise trübten deshalb meinen kurzen Aufenthalt in Vera-Cruz auch keine Secunde, und ich gab mich ganz der Gesellschaft vieler deutscher Freunde hin, die ich dort fand.

Deutsches Leben überall, deutscher Fleiß und Unternehmungsgeist, der sich wacker, selbst in den schwierigsten Zeiten und Lagen, hält, und dabei ruhig allen Hindernissen die Stirn bietet.

Das Leben dieser Kaufleute, besonders in den südamerikanischen Staaten, wie auch hier in Mexiko, ist oft ein kleiner Roman in sich selbst, denn man darf ja nicht glauben, daß sie in den Revolutionen unbehelligt bleiben. Alle Präsidenten, wie sie heißen, ob sie, rechtmäßig gewählt, gegen eine Revolution ankämpfen, oder selber Revolution machen, brauchen Geld, und da der Staat nie etwas besitzt, die Kaufleute dagegen, besonders die fremden, stets, so ist nichts natürlicher, als daß sie, — bald mit, bald ohne Erfolg, in Anspruch genommen werden, und schon dadurch in viel nähere Beziehung mit der Re-

gierung kommen, als ihnen selber lieb und nützlich ist.

In der Hauptstadt Mexiko spielte ja zum Beispiel der Verräther Marquez, der zuletzt von beiden Parteien gehangen wäre, wenn sie ihn nur erwischt hätten, eine ordentliche Comödie mit den fremden Kaufleuten, die er in der letzten Scene des Dramas, wo er sich verrätherischer Weise zum Commandirenden der Hauptstadt aufgeworfen, zu einem Frühstück einlud, die Thüren dann mit Soldaten besetzen ließ und einen der achtbarsten Deutschen, der sich weigerte der Geldforderung Genüge zu leisten, so lange in Gefangenschaft hielt, bis er endlich zahlte.

Jetzt waren die Zeiten allerdings wieder ruhiger, aber wer kann sagen, wie lange das in Mexiko dauert. — Quien sabe!

Handel und Geschäft lagen denn auch in Vera-Cruz ziemlich darnieder, aber unsere Landsleute schienen sich das wenig zu Herzen zu nehmen, oder doch Vertrauen auf die Zukunft zu haben; äußerlich sah man ihnen keinenfalls irgend welche Sorgen an, und mich selber empfingen sie auf das freundlichste.

Ich war gleich nach meiner Ankunft im Hôtel de las Diligencias — wie man hier und bis Puebla

an jeder Zwischenstation und in jeder Stadt das anständigste Hôtel zu heißen scheint — abgestiegen, blieb aber dort nur wenige Tage, da ich von der Familie d'Oleire auf das liebenswürdigste eingeladen wurde, zu ihnen hinüber zu ziehen. Ich hatte ein mir vollkommen fremdes Land betreten, aber ich selber wurde von den guten Menschen dort nicht als Fremder angesehen, und die kurze Zeit, die ich in Vera-Cruz verbrachte, verging mir allerdings wie im Flug.

Auch Ausflüge zu Pferd machte ich, und wenn man sich der Stadt von der See aus nähert und die dürre, von einigen kahlen Sandhügeln eingeschlossene Fläche sieht, von der sie umgeben ist, sollte man es kaum für möglich halten, daß die Nachbarschaft einen hübschen Spazierritt bieten könne. Desto mehr war ich überrascht, als ich eines Morgens mit einem jungen Mann aus dem d'Oleire'schen Geschäft jene dürren, gar nicht weiten Hügel überritt und in den prachtvollsten Schatten eines Waldes eintauchte, durch den ein Reitweg führte, wie man ihn sich kaum romantischer denken kann.

Und wie das in den Büschen zwitscherte und sang, wie das schwirrte von herüber und hinüber fliegenden Vögeln, und wie selbst das Laub so

freundlich rauschte, wenn die Brise darüber hinstrich! — Es ist eigenthümlich, wie man sich auf einer Seereise, und sei sie noch so kurz, nach schattigen Bäumen sehnt, und wie wohl es Einem thut, wenn man sich endlich wieder darunter findet. —Die Menschen sind nun einmal keine Amphibien. Selbst der an das blaue Wasser gewöhnte und dort eigentlich heimische Matrose wirft sich, sobald er ihn erreichen kann, in den Schatten der Büsche, und nimmt, wenn er wieder zur See geht, häufig eine Anzahl Zweige mit, um sie in seinem Vorcastle aufzuhängen. Er hat da wenigstens noch ein Andenken vom festen Land und etwas Grünes, das ihn vielleicht an die eigene Heimath erinnert.

Ganz eigenthümlich nahm sich Vera=Cruz aus, als wir es auf dem Rückweg wieder in Sicht bekamen. Die Stadt selber hat genau eine solche bräunliche Farbe wie ein photographisches Bild, und liegt vollkommen flach in der Ebene, aber darüber hinaus ragen überall die Kuppeln und niederen Thürme der Kirchen und Klöster, hie und da auch mit den sie umgebenden Festungswerken, und dahinter wieder breitet sich der Streifen Meer, den nachher die niedere und früher für uneinnehmbar gehaltene Festung Ulloa deckt,

so daß man dadurch ein höchst charakteristisches, wenn auch nicht besonders malerisches Bild erhält.

Vera=Cruz selber ist nur eine sehr kleine Stadt, die sich allerdings wohl weiter ausgebreitet hätte, wenn sie nicht von Festungsmauern umschlossen wäre. So aber sind die Häuser fest und dicht ineinander gedrängt ohne mehr als einen kleinen Hofraum für jedes, und erst in den letzten Jahren scheint man angefangen zu haben, vor dem einen Thor und in der Nähe der Eisenbahn eine kleine Vorstadt anzulegen, die sich aber wohl kaum rasch vergrößern wird. Alle Augenblicke giebt es ja eine neue Revolution, und wenn Vera=Cruz auch gerade keinen uneinnehmbaren Charakter hat, hält man sich doch immer *hinter* den Mauern sicherer, als davor.

So trostlos übrigens die unmittelbare Umgebung der Festung auch sein mag, so wunderbar schön und üppig gestaltet sich die Scenerie, sobald man nur eine kurze Strecke mit der von hier abführenden Eisenbahn in das Land hineinfährt und den Sand des Meerstrandes hinter sich läßt.

Dort beginnt allerdings zuerst der *Sumpf*, und die ganze Niederung, der auch wohl Vera=Cruz seine gelegentlichen gelben Fieberperioden

zu danken hat, breitet sich weit hinein in das Land; aber das dauert mit der Bahn nicht lange, und wie man sich nur einem kleinen, dort gelegenen Städtchen Medellin nähert, an dem ein, wenn nicht breiter, doch auch nicht unbedeutender Fluß mit hohen, waldigen Ufern vorüberströmt, findet man sich plötzlich von dem ganzen Zauber tropischer Scenerie umgeben.

„Noch hat Niemand ungestraft unter Palmen gewandelt.“ — Es ist das eins jener gangbar gewordenen albernen Sprichwörter, gegen welches ich mich wenigstens auf das entschiedenste verwahren möchte.

Aller menschlichen Berechnung nach werde ich wohl nie wieder eine Tropengegend betreten, aber so oft ich sie auch und an den verschiedensten Stellen in allen Welttheilen besuchte, ging mir das Herz immer auf, wenn ich in den Schatten jener herrlichen Bäume trat und ihre luftigen Wipfel rauschen hörte. Gestraft bin ich aber nie worden, und nur die Sehnsucht habe ich immer mit mir fortgetragen nach dem schönen Land.

Und Mexiko ist schön. Die Natur hat ihre Gaben mit verschwenderischen Händen ausgestreut, und selbst von dem Volk kann man nicht

sagen, daß es bös oder tückisch wäre. Ich will alle die entsetzlichen Raubanfälle, die mir auf meiner Tour durch das Land erzählt wurden, glauben, und wahrlich nicht leugnen, daß es auch viel — recht viel Gesindel in dem weiten Reiche giebt; — aber welches Land hat das nicht, und — Gelegenheit macht Diebe. Die ewigen Revolutionen und Umwälzungen, fast alle von den Pfaffen angeregt oder unterstützt, machten Tausende von Menschen nicht allein brotlos, sondern gewöhnten sie auch an ein müssiges Leben, ja zwangen sie dazu. Ist es da ein Wunder, daß sie verwilderten. Das Hetzen und blutige Treiben in Mexiko hat ja gar kein Ende genommen, und es ist kaum zu erwarten, daß in einem noch so wilden und wenig bevölkerten Reich, für das die einzelnen Regierungen wenig oder gar nichts thun können, weil sie selber nur ewige Arbeit haben, sich auf ihren Sitzen zu halten, der Arme und durch den Krieg Ruinirte nicht gleich wieder ein friedlicher Landmann wird, sobald es einem der Präsidenten oder Regierenden einfällt, zu sagen: „Der Krieg ist vorbei.“

Gebt dem Volk einmal einen wirklichen Frieden, — zeigt ihm die Mittel, sich ehrlich durch's Leben zu bringen, mit einer Garantie,

daß er die Frucht, die er säet, nicht bei der Ernte für neue Soldatenbanden hergeben muß, und die Räubereien werden von selbst aufhören. — Jetzt ist freilich wenig Hoffnung dazu; den Mann, der dem Lande hätte den Frieden geben können, haben sie gemordet, der blutige Lerdo, mit der indianischen Puppe Juarez, regiert den kleinen Theil von Mexiko, auf dem sie noch festen Fuß halten, und im übrigen Land ist in diesem Augenblick der Bürgerkrieg wieder an sechs oder acht verschiedenen Stellen ausgebrochen. — Es ist traurig, wie die Menschen so mit frevlen Händen ihr eigenes Paradies verwüsten.

Doch um auf Medellin mit seinen prachtvollen, üppigen Hacienden und dem ganzen strotzenden Reichthum seiner Vegetation zurückzukommen, so that es den Augen wirklich wohl, in dem frischen Grün der Blüthenbüsche herumzuwandern und dabei das fröhliche und harmlose Treiben der Menschen zu sehen, die sich darin bewegten.

Harmlos? — nun ja, im Allgemeinen, wenn man die Spieltische abrechnet, die in diesem kleinen „Badeort" von Vera=Cruz aller Orten und Enden aufgestellt waren. Aber die spanische Race kann nun einmal ohne das Hazardspiel nicht existiren. Ihr ganzes Leben ist auch etwas Aehn=

liches, und wenn es verboten wäre, würden sie es heimlich thun, — genau so, wie es bei uns, in den civilisirtesten Ländern der Erde, eben auch geschieht.

Es war ein Sonntag, als wir den Platz besuchten, in welchem auch viele Bewohner von Vera-Cruz kleine Landhäuser haben, oder doch wenigstens in der Saison ihren Wohnsitz dort nehmen, und natürlich an dem Abend Ball. Vorher hatten wir aber noch einen reizenden Spazierritt durch die Nachbarschaft, durch Fruchtgärten und Baumwollenfelder gemacht, und sahen uns dann auf dem Rückweg die Stadt etwas näher an.

Medellin ist ein — man könnte sagen künstlicher Badeort, denn irgend eine Mineralquelle besteht dort nicht. Ein desto herrlicheres Bad bietet aber dafür der kleine Fluß, der, wenn ich nicht irre, den nämlichen Namen führt, als das Städtchen selber, und um ihm doch eine medicinische Kraft zu geben, hat man ausgesprengt, die Sarsaparilla, die in Masse an seinen Ufern wächst und oft in den Strom hineinhängt, mache das Wasser so außerordentlich gesund und heilkräftig.

Ehe wir in den Ballsaal hinübergingen, — und es fing indessen schon an zu dämmern, be-

suchte ich noch einmal ein altes, verfallenes Gebäude, das mir vorher gezeigt und in sofern von Interesse war, als in dem letzten Kriege die von dem Vicekönig von Aegypten gekauften Truppen, welche von den Franzosen nichtswürdiger Weise gezwungen wurden, sich gegen ein ihnen ganz fremdes Volk zu schlagen, hier einquartiert gewesen waren und den Platz damals verschanzt und verbarrikadirt hatten. Was wußten jene unglücklichen Menschen von dem Kaiser von Frankreich, was von dem von Mexiko, — was hatten ihnen die Mexikaner je zu Leide gethan, daß sie ihre Kugeln gegen sie abschossen und Gram und Herzeleid in manche Hütte trugen? Was hatten sie selber verschuldet, daß sie aus ihrer Heimath, von ihren Familien gerissen wurden — die Unglücklichen, die noch kaum einen frohen Tag in ihrem Leben gesehen, und unter Zwang und Despotismus aufgewachsen waren?

Es ist eine Schmach für unser Jahrhundert, daß etwas Derartiges geschehen konnte und durfte, und wird ein Schandfleck für Frankreich bleiben, so lange es noch eine richtende Geschichte giebt.

In dem düstern, öden Raum wanderte ich jetzt umher. Die unglücklichen Aegypter, das geknechtetste Volk, so lange die Welt steht, — waren

mit den Schiffen ihrer Händler wieder fortgezogen, die ausgenommen, deren blutige Leichname unter den Waldbäumen lagen. Die früheren Befestigungen hatten die Mexikaner zerstört, — das Thor stand offen, und eine dumpfe Höhle gähnte mich an, als ich es betrat. Da waren aber noch die Plätze, wo sie sich unter dem wohl schon damals defecten Dach gegen den Regen geschützt, dort die rauchgeschwärzten Wände, wo sie ihr dürftiges Mahl gekocht. Hie und da in den Wällen erkannte ich auch noch, trotz der Dämmerung, verschiedene Stellen, in welche die Kugeln eingeschlagen und den Kalk von den Mauern losgerissen hatten. — Aber der Platz war, das Wenigste zu sagen, ungemüthlich. Ueberall auf dem Boden lagen niedergebrochene Steine und Balken, wie Schutt umher, und die einzigen lebenden Wesen in dem ganzen öden Platz, in dem das Dämmerlicht mehr und mehr schwand, waren vielleicht, außer ein paar hie und da versteckten Schlangen und anderem Gewürm, ein paar große Fledermäuse, die meine Anwesenheit nicht gern zu sehen schienen.

Ich mochte ihnen nicht zur Last fallen, und wanderte still und schweigend, der armen Aegypter denkend, in die Stadt zurück.

Fröhlicher Lärm und Musik, Lachen und Jubeln! — Wie düster lag dort hinter mir das zur Ruine gewordene Castell der afrikanischen Schlachtopfer — wie so hell und Lichter strahlend vor mir der brillant erleuchtete Raum, in dem sich die Tanzenden schon im muntern Reigen drehten, während dicht dahinter, aber in einem offenen Gemach, die Spieltische mit ihrem klimpernden Geld den Damen wieder die Tänzer wegzulocken suchten.

Aber die Damen von Mexiko scheinen gar keine oder nur sehr wenig Tänzer zu gebrauchen, denn sie besorgen sich das schon gewöhnlich selber, indem sie allein — wie ich das auch früher in Californien gesehen — in den Ring treten. Und doch sind neue Tänze eingeführt, und zwar scheint hier die amerikanische Occupation eine fruchtbare Saat ausgestreut zu haben, denn die dansas, die ich in Medellin von einigen Damen aufführen sah, waren eigentlich nichts in der Welt weiter als eine zierliche Hornpipe oder ein sogenannter Jig.

Einige sehr interessante hübsche Gesichter bemerkte ich dabei, und junge Frauen, natürlich in ihrem höchsten Staat, mit Crinolinen, Chignons rc. — aber keine langen Schleppen, sondern Alle

leicht geschürzt, um auch die allerliebsten kleinen Füße nicht ungesehen zu lassen. Uebrigens schien es eine Art von Wetttanz zwischen verschiedenen jungen Damen, die einzeln einander ablösten und zu übertreffen suchten, während das männliche Publikum — denn die zuschauenden Damen verhielten sich vollkommen passiv — oft bis zum Enthusiasmus seinen Beifall zu erkennen gab.

Während des Tanzes hatte ein alter Bursche, der die Guitarre spielte, oder eigentlich mehr im Tact schlug, fortwährend kleine zweizeilige Strophen — auf die Eigenschaften der gerade tanzenden Schönen bezüglich — gesungen, und oft lauten, ja stürmischen Beifall geerntet. Die Worte verstand ich allerdings nicht, denn erstlich hatte ich mein weniges Spanisch in dem langen Zwischenraum so ziemlich verlernt und mußte wieder von vorn anfangen, und dann biß der Bursche auch die Worte so kurz ab und brummte sie manchmal ganz in den Bart hinein, daß selbst meine des Spanischen vollkommen kundigen Begleiter den Sinn nicht herausbekamen. Was er aber sang, ob es schmeichelhaft oder mit leichter Ironie gemischt war, konnte man immer deutlich und unverkennbar in den lebendigen Zügen der gerade tanzenden Schönen lesen, wie sie die Lip-

pen zusammenzog, erröthete oder ihm auch einen blitzenden und trotzigen Blick zuwarf — aber das war auch die einzige Waffe, die sie zu haben schienen, und der alte Mexikaner hatte das wohl eine Stunde als alleiniger Wortführer fortgesetzt, als plötzlich ein junges schlankes Mädchen — nicht mehr zu jung, aber wunderhübsch, mit ruhig umherschauendem Auge den Saal betrat und ein Flüstern rasch durch die Versammlung lief. Sie mußte das auch hören, schien es aber gar nicht zu beachten, sondern ganz in die Musik vertieft zu sein und betrachtete nur die gerade draußen befindliche Tänzerin mit prüfenden Blicken.

Der alte Bursche schwieg — es war, als ob er sich selber überlege was er thun solle, und ein neben mir sitzender Mexikaner flüsterte mir zu, ich möge jetzt aufpassen, das sei eine der berühmtesten Tänzerinnen in ganz Medellin.

Sie ließ uns nicht lange warten. Kaum war die junge Dame, die allein den Tanzplatz inne hielt, abgetreten, als sie in den Ring hineinschlüpfte und nun zu der rasch einfallenden Melodie mit außerordentlicher Fertigkeit eine richtige Jig tanzte. Sie mußte auch unter den Schuhen kleine hölzerne oder metallene Platten haben, denn der Tact klappte wie ein zierliches

Hammerwerk immer schärfer, immer rascher mit zur Musik, und schon machte sich der Beifall des Publikums in lauten Ausrufen Luft.

Jetzt fiel auch der alte Sänger wieder ein, und zwar, wie es schien, in schmeichelhaftem Lob, denn um die Lippen der Schönen zuckte ein spöttisches Lächeln. Ob er das aber bemerkt hatte, er ging weiter, und plötzlich sah ich, wie ihr Gesicht blutroth wurde und einige der älteren Damen kicherten. Aber sie dachte nicht daran, irgend eine ihr nicht passende Anspielung ruhig hinzunehmen. Ohne dabei ihren Tanz auch nur für einen Moment zu unterbrechen, sang sie in der nämlichen Weise eine Antwort, die aber so scharf und beißend ausgefallen sein mußte, daß das Publikum plötzlich in lauten Jubel ausbrach.

Der Alte begann wieder, sie aber blieb ihm keine Antwort schuldig und nach Allem, was ich dabei sehen konnte, auch entschieden im Vortheil.

Das Ganze wurde natürlich vollständig extemporirt, und ich hätte viel darum gegeben, die genauen Worte und Anspielungen zu verstehen, doch, wie gesagt, in der Musik und dem Lärm wie der undeutlichen Aussprache war das unmöglich.

Der Tanz soll bis gegen Morgen gedauert

haben, ich ging aber früh zu Bett, blieb jedoch noch lange genug dort, um zu sehen, wie eine Dame besonders, die aber schon jedenfalls im Anfang der Dreißiger stehen mußte und nichts weniger als hübsch war, nur sehr jugendlich gekleidet ging, mit jeder neuen Tänzerin den Wettkampf aufnahm — aber sie behielt ein undankbares Publikum, dem sie jedoch, wie dem alten Sänger, trotzig die Stirn bot.

In Vera = Cruz blieb ich im Ganzen kaum eine Woche, und hatte dort auch noch Gelegenheit, einige Ueberreste der österreichischen Expedition zu beobachten, denen es allerdings nicht immer gut ging.

Am besten scheinen sich die Aerzte zu befinden, von denen sehr viele in Mexiko zurückgeblieben sind, und denen man auch nicht das Mindeste in den Weg gelegt hat. Den Mexikanern war ja selber damit gedient, tüchtige Aerzte in ihr Land zu bekommen, und manche habe ich getroffen, die sich außerordentlich wohl befinden. Einzelne Soldaten trieben sich aber noch, obgleich man sie im Ganzen schon nach New=Orleans gesendet hatte, in der Stadt herum und — bettelten, eben nicht zur Freude ihrer Landsleute. Die Meisten

von diesen sollen jedoch Böhmen sein, und in dem Fall ist es auch erklärlich.

Noch wäre ich gern einige Tage länger geblieben, aber der französische Paketdampfer kam mit einer Unzahl Passagieren ein, und meine dortigen Freunde versicherten mir, daß die Diligence jetzt auf längere Zeit belegt werden würde, sobald diese das Land beträten, da die meisten von ihnen augenblicklich nach der Hauptstadt gingen. Dem wollte ich mich nicht aussetzen, und da sie glücklicher Weise zwei Tage in Quarantaine gelegt wurden, benutzte ich dies und ließ mich gleich einschreiben. Den freundlichen Empfang meiner wackeren Landsleute in Vera-Cruz nahm ich aber für ein gutes Omen. Straßenräuber oder keine, ich wollte das Land kennen lernen, und ein wenig Gefahr macht ja selbst den langweiligsten Weg interessant, wie viel mehr also eine Fahrt durch dies wunderbar schöne Land.

2.
Von Vera-Cruz nach Puebla.

Mittags um ein Uhr ging der Eisenbahnzug von Vera-Cruz ab. Die Bahn führte aber bis jetzt nur erst bis Paso del Macho, das wir noch an dem nämlichen Abend erreichen sollten.

Dort, wo wir vorüberkamen, standen, unmittelbar vor der Stadt ein paar beschädigte Eisenbahnwagen. Im letzten Kriege waren Kugeln hindurchgefahren und hatten die Achse des einen zerschmettert — aber es dachte Niemand daran, sie zu repariren. In Wind und Wetter blieben sie stehen und mochten da auch ruhig verfaulen. Waren sie total ruinirt, dann mußten neue angeschafft werden. Jetzt zählten sie noch mit.

Die Reise von Vera-Cruz, oder vielmehr die

Abfahrt, sieht übrigens noch ziemlich behaglich aus. Unmittelbar an der Stadt setzt man sich in einen ganz bequemen Eisenbahn=Waggon, und mit all' den bei solcher Fahrt gebräuchlichen Vorrichtungen scheint es gar nicht, als ob man eben im Begriff stände, in ein — gerade nicht wildes, aber doch verwildertes Terrain einzutauchen. Das ändert sich freilich noch an dem nämlichen Tag.

Die Scenerie ist wundervoll. So wie man nur erst einmal die niederen Festungsmauern der Stadt und den Schmutz der nächsten Umgebung hinter sich hat, begrüßt das Auge die wundervollste Vegetation, und Cocospalmen ragen überall aus einem üppigen Gewirr von Schlingpflanzen und Blüthenbüschen empor. Rothe, weiße und gelbe Winden schlingen sich zu undurchsichtbaren Mauern und Gewölben zusammen, und hie und da strecken die breiten Blätter der Bananen ihre grünen Arme dem Licht entgegen. Dann und wann aber, wie man durch die Baumgipfel einen freien Blick gewinnt, ragt plötzlich in der Ferne der hohe, spitze Schneekegel des Orizaba herüber und sticht merkwürdig gegen die wilde, überreiche Vegetation der heißen Zone ab, aus welcher er emporsteigt.

Kleine Ortschaften, an denen Stationen angelegt wurden, unterbrechen die Fahrt; Fruchtstände in Bambushütten, die mich lebhaft an ähnliche auf Java erinnerten, bieten dem Fremden eine nicht unangenehme Abwechslung, und das Auge findet überall so viel zu schauen, daß man sich wirklich kaum um seine Reisegefährten kümmern kann und mag. Weiß man doch auch nicht einmal, ob es für die kurze Zeit der Mühe lohnt, denn welche von ihnen begleiten uns auf der längeren Tour? Das muß sich erst im Nachtquartier ergeben. Von da ab wurde nämlich die Weiterreise nur durch die Diligence auf dem camino real ermöglicht und sollte am nächsten Morgen beginnen.

Nun muß ich aufrichtig gestehen, daß mir das Wort camino real nicht besonders gefiel, denn wenn ich an Ecuador, Peru, Chile, Uruguay und alle anderen südlichen Staaten zurückdachte, so überlief mich ein stilles, ahnungsvolles Grauen. Camino real heißt eigentlich „königlicher Weg" oder Hauptchaussee, und wenn ich mir irgend einen recht nichtswürdigen Weg lebhaft ausmalen wollte, so brauchte ich mir nur die caminos reales jener Gegenden in's Gedächtniß zurückzurufen. Aber früher gelesenen Be-

schreibungen nach sollten ja alle die Hauptwege unter der Regierung des Kaisers gründlich restaurirt sein, und ich hatte also nichts Aehnliches wie in den durchwanderten Republiken zu befürchten.

Paso del Macho hieß die Station, wo wir unser Abendessen einnahmen und dann übernachteten. Dort vor dem Hause hielt auch schon die Diligence — genau ein solches Fuhrwerk, wie es sonst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika üblich war —, und noch jetzt erzählen dort die alten Leute an langen Winterabenden, neben ihren Abenteuern mit Bär, Panther und giftigen Schlangen oder Ueberfällen der blutgierigen Wilden, ihre Fahrten in einer solchen Diligence.

Diese ist jetzt hier in Mexiko als „Neuerung" eingeführt — ein rother, neunsitziger, doch gut in Federn hängender Kasten, aber so stark gearbeitet, um selbst den Schrecknissen eines camino real die Stirn zu bieten; und dort hinein sollten wir am nächsten Morgen gepreßt und unserem weiteren Schicksal überliefert werden.

Das Hôtel, in dem wir uns befanden, bestand aus einem großen Saal, um den herum, nicht unähnlich wie in einer Cajüte an Bord

eines Schiffes, verschiedene kleine Schlafgemächer lagen und nur durch dünne, nicht einmal zur Decke reichende Bretterwände getrennt wurden.

In erster Klasse mit der Eisenbahn war auch ein Herr mit zwei sehr elegant gekleideten Damen, jedenfalls Schwestern, gekommen, die beim Abendessen sehr viel Wein und nach dem Kaffee jede ein großes Glas Cognac tranken. Es waren Französinnen und, wie ich bald fand, meine Reisegefährtinnen für morgen früh. Außerdem befanden sich noch zwei ältere und zwei jüngere Mexikaner am Tische, und eine junge mexikanische Frau mit einem kleinen Kinde und einem jungen Hunde — sämmtlich Futter für das Innere der Diligence. Da wir übrigens Alle müde waren und früh wieder heraus mußten, suchten wir bald unser Bett, und ich selber ging nur noch vorher etwa eine Stunde mit einem seit langen Jahren in Mexiko lebenden Deutschen vor dem Hôtel spazieren und ließ mir Einiges über die jetzigen und früheren Verhältnisse des Landes erzählen.

Am nächsten Morgen, noch bei stockfinsterer Nacht, ein Heidenlärm: die Passagiere, wie die ganze Nachbarschaft, wurden geweckt, damit die eigentlichen Schlachtopfer erst Kaffee trinken

konnten, ehe sie ausgeliefert wurden. Jetzt kamen die Maulthiere — oder mulas — und Jeder suchte sich in der Dunkelheit seinen, ihm durch den Einschreibezettel angewiesenen Platz. Das schien freilich Anfangs ganz unmöglich, denn eine Unzahl kleines Gepäck, wie Reisesäcke, Cigarrenkisten, größere Schachteln und andere Dinge, standen so überall im Wege, daß Niemand im Stande war die Füße auszustrecken. Einige wollten dagegen protestiren, doch der eine Mexikaner bat sie vernünftiger Weise, nur erst einmal den Wagen abfahren zu lassen, nachher würde schon Alles rasch „zusammengeschüttelt" werden; und darin hatte er vollkommen Recht.

Es ist auch eine allbekannte Thatsache, daß bei solchen Abfahrtsgelegenheiten, sei das nun ein Schiff, ein Boot oder ein Wagen, Alles im Anfange überfüllt erscheint und Niemand die Möglichkeit sieht darin auszuhalten: aber erst einmal kurze Zeit unterwegs, und es regulirt sich Alles. Selbst das Unmögliche wird möglich gemacht, und man richtet sich zuletzt selbst behaglich ein — behaglich — Gott verzeihe mir das Wort auf einem camino real!

Die Thiere zogen an; der Wagen rollte in die Nacht hinaus und jede weitere Unterhaltung

wurde in dem Moment unmöglich, denn die Räder gingen über ein paar im Wege liegende Steine fort, wie ich damals dachte, und solche Stöße erfolgten, daß nur Jeder beschäftigt war, sich selber auf seinem Sitz festzuhalten, ohne dem Nachbar mehr als nöthig zur Last, d. h. auf den Leib zu fallen. Aber die „Steine" hörten nicht auf; was ich für etwas Zufälliges gehalten, war der gewöhnliche Gang der Diligence, und: Steht bei den Fallen! dachte ich mit meinem alten Capitän Schmidt. Tu l'as voulu, George Dandin — der Stein rollte, und was ich mir eingebrockt, mußte ich nun auch essen.

Der Mond stand allerdings am Himmel und der Kutscher konnte seinen Weg nothdürftig erkennen; im Innern des Kastens herrschte aber völlige Dunkelheit. Während das Kind schrie, der kleine Hund winselte, die Männer fluchten und die Damen stöhnten, wurden wir unglücklichen Passagiere mit wahrhaft eiserner Ausdauer auf den steinharten Sitzen auf und nieder gestoßen, und wir Alle fühlten, daß erst einige Uebung in diesem Marterkasten dazu gehöre, um auch nur seinen Empfindungen durch Worte Luft zu geben, wenn man nicht seine eigene

Zunge leichtsinniger Weise in Gefahr bringen wollte, abgebissen zu werden.

Eisenbahn! Ich hatte Anfangs geglaubt, daß der Preis derselben für die kurze Strecke, und mit nur 25 Pfd. Gepäck frei, etwas hoch gegriffen sei. Jetzt fand ich, daß sie spottbillig gewesen, und daß man hätte den dreifachen Preis fordern dürfen, nur um einen solchen Weg unmöglich zu machen. Aber das sollte noch besser kommen.

Endlich wurde es Tag. Wir sahen erst an beiden Seiten des Weges hohen, prächtigen Wald im Dämmerlicht, und konnten dann auch nach und nach unsere eigenen Jammergestalten im Innern des Wagens unterscheiden.

Die Diligence fuhr übrigens lange nicht mehr so rasch, als beim Ausgang aus Paso del Macho, wo sie „bessern", d. h. trockenen Weg gehabt. Dort war die Straße wenigstens abgetrocknet durch Wind und Sonne, hier hatte der Schatten und Schutz der Bäume beides verhindert, darauf einzuwirken, und als ich jetzt einen Blick aus dem Fenster hinauswarf, fand ich, daß der ganze camino real nur aus einer fast ununterbrochenen Kette von Sumpflöchern bestand, um welche sich der Kutscher entweder herumwinden mußte oder

in die er, wenn er das unmöglich fand, keck und unerbittlich ein- und hindurchtauchte.

Bis dahin hatten wir Alle ziemlich mürrisch gesessen und das nun eben doch Unvermeidliche schweigend ertragen. Jetzt plötzlich, als der Wagen sich etwas rascher fortbewegte, war es, als ob der ganze Vordertheil versänke. Im nächsten Augenblick erfolgte ein furchtbarer Stoß; das Hintertheil hob sich, im Innern stürzte Alles durcheinander, und nun war es, als ob sich die ganze Diligence überschlagen und einen sogenannten Purzelbaum schießen wollte. Aber es schien nur so. Das hinten aufgeladene Gepäck mochte doch glücklicher Weise zu schwer gewesen sein, es drückte den Rücktheil wieder zurück, der vordere Wagentheil hob sich, als ihn die mulas weiter rissen, empor, und fort rollten wir, einem neuen Loch entgegen.

Dieser kleine Zwischenfall schien aber die Zungen gelöst und die ganze mürrische Laune verscheucht zu haben. Die Behandlung war zu niederträchtig, und wir brachen fast Alle in ein freilich halbverzweifeltes Lachen aus. Jetzt wurde auch die Unterhaltung allgemein; wir waren auf einmal bekannt mit einander geworden, und die

nachherigen Stöße konnten nur dazu dienen, diese Bekanntschaft zu befestigen.

Sonderbarer Weise sprang aber die Unterhaltung sehr bald von dem Wege selber ab und drehte sich, wenigstens für zwei Stunden, nur um die Ladrones oder Straßenräuber, die diesen Weg unsicher machten, die Diligence schon oft angefallen und beraubt und sogar eine Anzahl Menschen dabei getödtet hatten. Ich war auch für die Herren nicht ganz unvorbereitet. Ich saß mit meiner geladenen Doppelbüchse im Arm, Revolver und Messer an der Seite, im Wagen und sah nur bis jetzt noch nicht die Möglichkeit ein, wie man bei einer solchen Fahrt sich wirksam vertheidigen könne. Wenn dabei nur die Hälfte der Geschichten wahr war, welche sich die Mexikaner erzählten, so unterlag es fast keinem Zweifel, daß wir ebenfalls angefallen werden mußten, und von einer versprochenen Escorte war keine Spur zu erkennen. Der Wald um uns her lag öde und still und bot fast bei jeder Biegung die herrlichste Gelegenheit, aus dem Hinterhalt vorzuspringen und eine Ladung Rehposten in den durcheinander geschüttelten Kasten hineinzufeuern. Aber die Räuber blieben aus, und statt deren überholten wir bald darauf in einem kleinen

Dorf einen Trupp Infanterie, die bestimmt schien, uns zu begleiten. Der Weg hatte hier auch in der That einen solchen Grad von Nichtswürdigkeit erreicht, daß wir doch nur im Schritt fahren konnten.

Die Soldaten standen an der Straße, unter den Bäumen aufmarschirt, und sahen mit ihren braunen Gesichtern und grauen Uniformen mit grünen Streifen nicht schlecht aus. Sie schienen auch gute Gewehre zu haben, und es war nicht wahrscheinlich, daß es ein Trupp von Straßenräubern wagen sollte, die auf solche Art unterstützten Passagiere anzugreifen. Aber die Freude dauerte nicht lange. Etwa eine Stunde Wegs ja, hielten sie gleichen Schritt mit uns. Der Weg bestand hier aus einer solchen Kette von Schlammlöchern, daß die acht vor die Diligence gespannten Maulthiere kaum, und nur mit größter Anstrengung, den leeren Wagen hindurchschleppen konnten, der zuletzt auch wirklich vollkommen stecken blieb. Unsere Escorte marschirte nun voraus, und als es dem Kutscher nach großer Anstrengung gelang, die Räder wieder frei zu bekommen, so daß wir weiter rücken konnten, überholte uns die zweite Escorte, die soldadera, das heißt die Frauen und Queritas der vorangegan=

genen Soldaten, die Körbe mit Lebensmitteln auf ihren Köpfen trugen und ganz ernsthaft und ehrbar an beiden Seiten des Wagens mitgingen — bis wir wieder stecken blieben. Dann verließen auch sie uns, und nach einer halben Stunde etwa holten wir beide Theile der Truppe ein, die sich unter den Bäumen ein Feuer angezündet hatte und ihr Frühstück kochte und verzehrte. Wir fuhren vorüber, und das war das letzte Mal, daß wir, bis dicht vor Puebla, irgend einen Soldaten zu sehen bekamen.

Ganz wunderbar schön und herrlich wurde aber hier die Scenerie, als wir uns besonders dem kleinen Orte Córdoba näherten, und hier schienen die Eingeborenen doch auch einigermaßen die Hand geboten zu haben, um der Natur, die ihnen Alles gab, nur wenigstens in etwas entgegen zu arbeiten. Bis dahin hatten die einzelnen Hütten, die wir im Walde fanden, nur wie verlassen in der prachtvollsten Vegetation, aber von Unkraut umwuchert, gestanden. Jetzt zeigten sich hie und da kleine Gärten, und wo nur ein Keim in die Erde gesteckt war, da wuchs ein Wald von Fruchtbäumen empor. Kam man dann zu einer größeren Hacienda, so war es wirklich ein ganz prachtvoller Anblick, diesen fast fabel-

haften Reichthum zu sehen, den die Natur entfaltete. Bananenstämme schossen bei einem ganz enormen Umfang im Stamm zu einer Höhe empor, wie ich sie fast noch nirgends gefunden. Mango, Sapotes, Orangenbäume, Cherimoyas, Agua=Caltas standen überall mit ihrem herrlichen Laub, und die Hecken bildete gewöhnlich ein dichter Streifen von Kaffee= und einzelnen Cacaobäumen, die im Schatten des Fruchtwaldes gediehen.

Wie wohl das dem Auge that, nachdem man so lange Zeit nur den wild durchwachsenen Wald gesehen, zu dem der entsetzliche Schlammweg ganz vortrefflich paßte! Hier wurde sogar dieser camino real etwas besser, so daß wir nicht mehr alle Augenblicke auszusteigen und halbe Stunden zu marschiren brauchten, und wir erreichten endlich, aber schon nach Dunkelwerden und nachdem wir noch vor Sonnenuntergang den Schneekegel Orizaba deutlich gesehen und bewundert hatten, das kleine Städtchen Orizaba, wo wir im Diligence=Hôtel übernachten sollten.

In Orizaba fand ich einige Deutsche, und da uns Passagieren noch ein paar Stunden Rast blieben, weil wir erst um zwölf Uhr wieder aufbrechen sollten, so ging ich mit diesen noch kurze

Zeit auf den „Christmarkt", der aber eigentlich fast nur aus Spielbuden und Spieltischen bestand, und wo fast alle Waaren zum Verlosen eingerichtet schienen. In dieser Zeit ist nämlich das Hazardspiel freigegeben und die Spielpacht bringt der Stadt für diese eine Woche etwa 35,000 Dollars ein. Man kann sich also denken, was diese Leute verdienen müssen, um doch auch noch ihren eigenen Gewinnst dabei zu machen.

Nie im Leben habe ich aber auch das Spiel so und für alle Klassen, von dem reichsten Haciendero bis zu dem ärmsten Indianer hinab, ausgebeutet gesehen, und man findet Tische, wo um Unzen, wie andere, wo um eine kleine Kupfermünze gespielt wird, und zwar an einem so leidenschaftlich wie am andern. Aber nicht allein die Spieler frequentiren diese Zelte, nein, fast sämmtliche Familien der Stadt, da eine sehr große Bude mit vielen Hundert Sitzen zu einem echten Lottospiel eingerichtet und fast jeden Abend auch vollständig besetzt ist. Wie gemischt aber die Betheiligung dabei sein muß, beweist schon der Ausrufer, der die Nummern zieht und auf den Bildungsgrad der minder Befähigten freundlichst Rücksicht nimmt. Er zieht zum Beispiel Nr. 87 und ruft dann ochenta siete, dann aber auch

noch einmal die beiden Zahlen, wie sie hinter einander stehen, also ocho siete, damit solche, welche keine verbundenen Zahlen lesen können, sich leichter hineinfinden. Die erste Quinterne gewinnt dabei einen bestimmten und ziemlich hohen Satz. Die gezogenen Nummern werden mit Maiskörnern besetzt.

Auf dem Markte saßen eine Menge Fruchtverkäufer bei dem Licht von lodernden Kienbränden, das einen eigenthümlichen Schein über das Ganze warf. Kienholz giebt es hier in Masse, denn an den Vulkanen stehen große, aber freilich schon sehr gelichtete Kieferwaldungen.

Orizaba ist ein wichtiger historischer Punkt in der Kaisergeschichte geworden. Maximilian, als er hierher kam, befand sich schon auf seinem Weg nach Europa. Er hatte eingesehen, daß er seine Stellung nur durch einen langen Kampf vielleicht erhalten konnte, und wollte kein Blutvergießen in Mexiko mehr seinethalben. Sein Entschluß war gefaßt, sein meistes Gepäck schon zum Versenden fertig. Da trat sein böser Geist wieder an seine Seite — der Pater Fischer, der in dem charakterschwachen aber gutherzigen Monarchen das beste Werkzeug gefunden zu haben glaubte, in Mexiko das Concordat einzuführen

und der Kirche die „geraubten Güter" wieder zurückzuerstatten, und dessen Ueberredung — darin stimmten Alle überein — ist es allein zuzuschreiben, daß Maximilian nach der Hauptstadt zurückkehrte. Was er ihm damals gesagt, weiß natürlich Niemand, aber wahrlich nicht die Wahrheit, denn der Kaiser hätte sonst nie den unglückseligsten Schritt seines Lebens gethan, der ihn seiner Todesstätte entgegenführte.

Der Kaiser starb — aber Pater Fischer — ein höchst zweideutiger Charakter in Mexiko, da man ihn dort ganz unverhohlen einer sehr unangenehmen Juwelengeschichte bezichtigte — lebte, und hatte sogar die Frechheit, nach Oesterreich in derselben Zeit zurückzukehren, wo man in der Hauptstadt Mexiko, im Diario Oficial die Documentos oficiales de los traidores — das heißt das geheime Archiv des todten Kaisers veröffentlichte, das gerade, wie jeder Unterrichtete in Mexiko behauptet, von diesem nämlichen Pater der Regierung „überlassen" wurde.

Dort drüben in jenem weißen langen Hause wohnte der Kaiser — dort verzehrte er sich in quälenden Zweifeln — dort brachten ihm die Bewohner von Orizaba einen Fackelzug, als er sich endlich — schwankend wie er war, entschlossen

hatte, seiner ersten Absicht zu entsagen. — Jetzt konnte er nicht mehr zurück, und am nächsten Tag ging er — in Begleitung des triumphirenden Pfaffen — seinem Schicksal, seinem Tod entgegen.

Armer Maximilian! Wohl nie im Leben sind einem Kaiser, der Herrscher eines fremden Volkes sein wollte und darüber zu Grunde ging, so viele, so aufrichtige Thränen nachgeweint worden, als Dir, denn selbst Deine ärgsten Feinde haben Dir zugestehen müssen, daß Du es gut und ehrlich gemeint und kein falscher Gedanke in Deinem Herzen lebte. —

Leider war meine Zeit in Orizaba kaum nach Stunden gemessen, denn nach Dunkelwerden trafen wir ein, und sollten schon um Mitternacht den Platz wieder verlassen.

Erst um elf Uhr warf ich mich auf mein Lager, um wenigstens den Körper ein klein wenig auszuruhen; Punkt zwölf wurde aber schon wieder geweckt, und nachdem wir kaum noch Zeit gehabt eine Tasse Kaffee zu trinken, sahen wir uns wieder verpackt und rasselten mit furchtbaren Stößen in die Nacht hinaus.

Die Straße war von hier aus nämlich besser, das heißt trockener, und der Kutscher konnte rascher

fahren, bis wir endlich die Stelle erreichten, wo sich der Weg aus dem wärmeren Lande hinauf auf die Hochebene zieht. Dort aber war ich seelensfroh, als ich mit Tagesanbruch dem Marterkasten entspringen konnte, um zu Fuß die sogenannten Cumbres hinauf zu steigen, und die prachtvolle Aussicht auf die untenliegenden Thäler lohnte mich auch reichlich für die kleine Mühe.

Nur den Revolver mußte man an der Seite tragen, denn gerade vor dieser Stelle war ich besonders gewarnt worden, da hier die meisten Ueberfälle stattgefunden haben sollten. Zum Glück jedoch hatten wir den Herrn Baron J. W. von Müller nicht bei uns, dem in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Mexiko so ganz haarsträubende Abenteuer mit Räubern, wilden Stieren, Tapiren, Tigern und so weiter begegnet sind, der aber doch glücklicher Weise mit dem Leben davongekommen ist. Wir wurden gar nicht belästigt und konnten, als die Diligence endlich nachkam, wieder einsteigen. Ich selber nahm jetzt meinen Platz hinter dem Kutscher, denn in dem Kasten selber bekam man erstlich gar nichts von der wundervollen Scenerie zu sehen, und dann wäre da drinnen auch eine Vertheidigung gegen einen

doch möglichen Angriff vollkommen nutzlos gewesen.

Hier muß ich aber meine aufrichtige Bewunderung den mexikanischen Kutschern zollen, die wirklich das Außerordentlichste leisten, was ich je in der Art von Fuhrwerk gesehen habe. Die Diligence ist mit acht Thieren bespannt, von Paso del Macho waren es, durch den Schlamm, Maulthiere, hier Pferde. Zwei gehen an der Deichsel, vier davor und zwei wieder vorn. Der Kutscher hat, während er mit dem rechten Fuß den Hemmschuh regulirt, in jeder Hand drei Zügel und in der rechten noch die lange Peitsche, mit der er das vordere Gespann erreichen kann. Dabei fährt der Bursche, der sich den Mund verbunden hat, um nicht zu viel Staub zu schlucken, und nie flucht (überhaupt habe ich in keinem spanischen Land so wenig fluchen hören als in Mexiko), mit einer ganz fabelhaften Sicherheit und macht mit seinem Achtgespann die schwierigsten Wendungen. Dem auch nur ist es zuzuschreiben, daß auf den entsetzlichsten Wegen so verhältnißmäßig wenig Unfälle vorkommen. Freilich stehen immer noch genug Kreuze am Weg, die theils von Räubern verübte Mordthaten, theils die Stellen bezeichnen, wo beim Umschlagen

der Diligence Kutscher oder Reisende den Hals gebrochen haben; und ein Wunder ist das freilich nicht. Uebrigens fahren diese Kutscher nicht allein mit acht, sondern sogar manchmal, bei außergewöhnlich schlechter Beschaffenheit des camino real, wie zu Zeiten in der Regensaison, mit dreizehn Pferden auf dieselbe Weise.

Die ersten Kutscher für diese Diligencen waren Amerikaner, welche diese Wagen auch hier eingeführt haben, aber die Mexikaner, die ja auch außerdem mit Pferden ganz vortrefflich umzugehen wissen, haben ihnen das bald abgelernt und können jetzt wahrlich nicht mehr übertroffen werden.

Merkwürdig ist der Unterschied, den diese paar Tausend Fuß, die wir emporgestiegen waren, in der Vegetation machten und wie niedrig die Bäume plötzlich in der kurzen Frist geworden waren. Cactus und Agaven traten hier ganz entschieden auf, wie ein palmenähnlicher Baum, der da oben auch Palme genannt wird und mit seinen langen, spitzen und messerähnlichen Blättern ganz vortrefflich zu der übrigen stachlichen Vegetation paßt, aber eigentlich Yuca (Yucca) heißt.

Der Weg war hier trocken, aber Steine lagen

überall, und kleine wie größere Vertiefungen unterbrachen beständig die Straße. Diese konnten aber natürlich den Kutscher nicht abhalten, seinen Pferden auf das rücksichtsloseste die Peitsche zu geben, und fort donnerte die Kalesche, uns arme Passagiere auf eine Weise zusammenschüttelnd, die wahrlich nicht beschrieben werden kann, die erlebt sein muß, um sie in allen ihren Schrecken und Mißhandlungen zu begreifen.

Der Kutscher selber hat natürlich einen bessern Platz auf seinem Bock, aber neben ihm kann man nicht sitzen, da die Stelle sein Gehilfe einnimmt. Dieser führt eine zweite Peitsche, hat die Pflicht, dann und wann abzuspringen und nach dem Geschirr zu sehen, wie auch neue Blöcke für die Hemmschuhe zurecht zu zimmern, und sucht sich dann, ehe er wieder heraufklettert, ein paar Taschen voll Steine zusammen, um diese von oben auf ein etwa nachlassendes Thier hinabzuwerfen. Zu Zeiten springt er auch, genau wie die Treiber auf Java, eine Strecke neben den Pferden her und haut so lange mit seiner Peitsche auf sie ein, bis er sie in einen rasenden Galopp gebracht. Daß er uns arme Passagiere im Innern dabei wie Erbsen in einer Kinderklapper durcheinander wirft, kümmert ihn verwünscht

wenig; er will nur rascher von der Stelle kommen, und das erreicht er denn auch in der That.

In Palmar, einem kleinen Städtchen, das wahrscheinlich seinen Namen von den palmenähnlichen Bäumen hat, denn Palmen selber kommen natürlich auf der Hochebene nicht mehr vor, frühstückten wir, aber freilich sehr erbärmlich, und tranken einen nichtswürdigen Wein dazu. Ueberhaupt muß man es sich von da an vergehen lassen, Wein zu fordern, wenn man nicht für eine nur einigermaßen trinkbare Sorte einen ganz enormen Preis bezahlen will. Man muß nämlich nicht allein den Wirthen den sehr theuren Transport, sondern auch den Gewinn an diesem bezahlen, und daher kommt es, daß schon in Puebla eine Flasche Bordeaux $1\frac{1}{2}$, eine Flasche haut sauterne 2 Silberdollars, in Mexiko die letztere aber sogar $2\frac{1}{2}$, also beinahe 3 preußische Thaler kostet. Das ist etwas zu viel für den geringen Genuß.

Ueberhaupt ist Mexiko ein entsetzlich theures Land; enorme Preise werden für Alles von dem „armen Reisenden" gefordert, und man kann die Hand nur fortwährend in der Tasche haben. Ein Real (5 Silbergroschen) ist etwa genau dasselbe hier, was ein einzelner Groschen bei uns ist,

und wird womöglich noch geringer geachtet. Einem deutschen Schriftsteller kann es deshalb auch in diesem Lande der Unzen wohl nie recht behaglich werden. Ja, wenn ihn die Nachdrucker bezahlen wollten, möchte es gehen, aber so arbeitet er mehr für andere Leute, als für sich selber, und das Einzige, was ihm übrig bleibt, ist, sich in allen Stücken einzuschränken.

Hinter Palmar kam ich zum ersten Mal in Sicht der beiden berühmten Vulkane mit den fast unaussprechlichen Namen: Popocatépetl (der rauchauswerfende Berg in der alten Indianersprache), und daneben der breitere Iztaccihúatl (die weiße Frau), und der letztere Name ist nicht schlecht gewählt, denn, besonders wenn man etwas näher kommt, läßt sich, mit nur einiger Phantasie, leicht eine mit einem riesigen weißen Tuch überdeckte, ruhende Frau auf dem Berge erkennen. Ueberhaupt findet sich diese Bildung nicht so selten in Mexiko, denn lange, durch vulkanische Kraft aufgeworfene Hügel zeigen noch an anderen Orten in ihren wunderlichen Contouren Aehnlichkeit mit dem Bilde einer lang ausgestreckten Frau. So passirten wir vor Puebla einen nicht hohen Berg, die Malincha, auf dem die Phantasie uns ebenfalls eine Frau erkennen läßt, die,

auf dem Rücken liegend, mit heraufgezogenen Knieen ruht. Gesichter lassen sich ebenfalls überall auf den Bergen unterscheiden.

Die beiden riesigen Berge sahen wunderbar schön aus und ihre Kuppen waren mit ewigem Schnee bedeckt. Durch die Biegung der Straße und benachbarte Höhen wurde uns aber ihr Anblick bald wieder entzogen, und ich tröstete mich nur mit dem Gedanken, daß wir ihnen ja jetzt immer näher rückten und sie bald in ihrer ganzen Pracht bewundern sollten.

Vor Puebla, das wir spät am Abend erreichten, erhielten wir wieder eine reitende Escorte von Bewaffneten, denn gerade in der Nachbarschaft einer größeren Stadt treibt sich das raublustige Gesindel am meisten herum. In Orizaba schon, wo die Frau mit dem kleinen Kinde und dem jungen Hunde ausstieg, hatten wir aber einen neuen Passagier bekommen, der einen furchtbaren Schnupfen hatte und in einem fort nieste, die Zwischenzeit jedoch lediglich dazu benutzte, Mord- und Raubgeschichten an der Straße zu erzählen, in denen er meistens eine Rolle spielte. Es war ein kleiner Händler aus Mexiko selber, kam jetzt von Tabasco und konnte die

Keckheit und Unverschämtheit der Ladrones gar nicht lebhaft genug beschreiben. Er war eine wahre Chronik sämmtlicher in der Republik vorgefallenen Angriffe schlechter Menschen, und immer dazwischen durch kam dann wieder der Ausruf, wie gnädig i h n besonders der liebe Gott beschützt habe, daß er immer mit dem Leben davongekommen sei. Dabei stand ihm das Maul keinen Augenblick still und er wurde wirklich zu einer Plage.

Die Gegend von Palmar bis Puebla ist trostlos genug. Dann und wann findet man wohl mit Mais oder Weizen bestellte Felder, aber Cactus und Agaven (hier Mageh genannt) bilden überall die Hauptvegetation, und hier betraten wir auch den District, wo die Bereitung des Pulque beginnt: ein wunderliches Getränk, das aus der Mageh Aloe-Art gewonnen wird, und auf dessen Bereitung ich später zurückkommen werde. Ich kostete es in der einen kleinen Stadt bei einem alten Weibe auf dem Markte, das mir die gelblichweiße trübe Flüssigkeit, in der eine Menge kleiner schwarzer Gegenstände herumschwammen, in einer schmutzigen Calebasse credenzte.

Oh ihr schönen, herrlichen Bilder von mexikanischen Indianerinnen mit Federkrone und Schurz, die sehr im déshabillé in einer Hängematte ruhen, oder graziös einen Bogen und Pfeil in der Hand halten — wo seid ihr geblieben, was ist aus euch geworden? Das hier war eine mexikanische Indianerin, wie entsetzlich schmutzig sah aber das alte Scheusal aus, und wie hingen ihr die Lumpen um die Knochen! Ich überwand allerdings den Ekel und hob aus Wißbegierde die Schale an die Lippen, aber es war ein trauriger Genuß. Das trübe Zeug schmeckte fade und schaal, etwa genau so wie es aussah, und ich goß den Rest einem gerade vorbeilaufenden Hund über den Rücken, der es aber nicht einmal dort vertragen konnte.

Als es dunkel wurde, versuchte ich zu schlafen — es ging nicht. Das furchtbare Schütteln des Wagens rüttelte mich immer wieder empor, wenn mir selbst der Mann mit dem Schnupfen Ruhe gelassen hätte, und ich dankte Gott, als wir endlich das Pflaster von Puebla erreichten, wo wir doch bald nicht allein ein Nachtquartier, sondern sich auch ein paar Tage Rast für mich finden sollten, da ich mir fest vorgenommen hatte, Puebla wenigstens zwei oder drei Tage zu durchstreifen.

Im Hôtel de las Diligencias hielten wir an, und eine Stunde später lag ich schon in meinem Bett und schlief dem kommenden Morgen entgegen.

3.

Puebla.

Die kleine Stadt und gewissermaßen auch Festung Puebla, obgleich von Festungswerken an der Stadt selber wenig sichtbar ist, war ein zu historischer Platz geworden, als daß ich ihn hätte mitten in der Nacht passiren können. Ich beschloß, da ich übrigens meine Passage nach Apizaco mit sogenannter escala*) genommen, hier jedenfalls einen oder mehrere Tage zu bleiben, und habe es wahrlich später nicht bereut.

*) Mit escala läßt man sich auf den mexikanischen Posten einschreiben, wenn man sich unterwegs irgendwo aufzuhalten gedenkt, und kann dies jederzeit erlangen; vergißt man aber, das kleine Wort einfügen zu lassen, so wird Einem ein solcher Aufenthalt, merkwürdiger Weise, gar nicht mehr gestattet, und man muß die später zurückzulegende Strecke noch einmal bezahlen.

Puebla liegt natürlich mit auf der Hochebene, die hinter Orizaba beginnt und nach Westen zu den ganzen Flächenraum fast bis Cuernavaca hin umfaßt. Die Vegetation rings umher ist deshalb auch eine ziemlich dürftige und beschränkt sich eigentlich auf kleine Büsche, wie die Aloe- und Cactusarten. Desto prachtvoller ist aber dafür die Scenerie, und es läßt sich kaum etwas Großartigeres denken, als ein Blick von dem Fort aus über die Stadt, die mit ihren regelmäßigen Quadras zu des Schauenden Füßen liegt, nach den herrlichen Vulkanen, dem Popocatépetl und Iztaccihúatl hin.

Der erste erhebt sich mit seiner schneebedeckten Spitze pyramidenförmig rechts empor, während links von ihm die „weiße Frau" wie mit einem Leichentuch überdeckt auf der langgezogenen Kuppe des letzteren ruht. Aber nicht allein durch ihre Höhe und Schneekuppen entzücken sie das Auge, nein, mehr noch durch den oft fast ununterbrochenen Wechsel ihrer Beleuchtung, je nach den Dünsten, die aus ihren Schluchten aufsteigen und bald phantastische Gestalten um sie her bilden, bald düstere Schatten auf sie werfen, um im nächsten Augenblick wieder der Sonne

vollen Raum zu gewähren, so daß man gar nicht satt werden kann ihnen zuzuschauen.

Aber wir wollen uns erst der Stadt selber zuwenden, und unwillkürlich entfährt da dem Beschauer der mitleidige Ausruf: Armes Puebla! denn was hat diese Stadt nicht in den letzten Jahrzehnten erfahren und gelitten, wo sie fast immer der Schauplatz blutiger Belagerungen war und das ausbaden mußte, was mexikanische Politik oder französische wie amerikanische Eroberungsgelüste für sie eingebrockt.

Der Anblick der Vorstädte besonders ist wirklich ein höchst trauriger. Ueberall sieht man nur leerstehende und meist zusammengeschossene Gebäude und eingestürzte Mauern. Durch Kugeln zertrümmerte Kirchen und Thürme gehören dort zu den Alltäglichkeiten, auf die auch wirklich — wenigstens keiner der Bewohner von Puebla selber mehr achtet.

Die Rose von Puebla! — ja, der Dichter hat wahrlich Recht! Aus Blut und Leichen stieg sie empor, und in der einen Stadt sind, glaub' ich, Dank den Franzosen, die besonders nach Bazaine's classischer Abschiedsrede in der Hauptstadt nur allein nach Mexiko gekommen waren, „um den Frieden im Innern herzustellen," mehr

Greuelthaten verübt worden, als in dem ganzen übrigen Land zusammen.

Uebrigens muß die Stadt früher, wie Quito zum Beispiel bis noch zu diesem Augenblick, fast einzig oder doch größtentheils aus Kirchen und Klöstern bestanden haben, von denen die letzteren fast immer ganze Quadras oder Blöcke, und damit einen ungeheuren Flächenraum einnehmen. Und wie prachtvoll und bequem sind sie alle gebaut gewesen, mit gewaltigen, säulengetragenen Gängen, mit kühlen, schattigen Hofräumen, in denen sich gar nicht etwa so selten ein plätschernder Springbrunnen fand, mit bequemen Gemächern und luftigen Speisesälen — und jetzt haben die Kugeln der Belagerer die massiven Mauern gebrochen, so daß dem Laien ein Blick in das Innere gestattet wird und er die Stätten ungestört betrachten kann, wo früher die „Diener" des Herrn, die sich aber zu Herren aller Menschen zu machen suchten und eine Revolution nach der andern in Mexiko anfachten — in „stiller Demuth" hausten.

Juarez, der jetzige Präsident der Republik, machte diesem Treiben ein Ende. Ein paarmal schon waren die Geistlichen mit ernsten Maßregeln bedroht, wenn sie keinen Frieden hielten, und man hatte ihnen die Gewalt, die der Staat besaß,

Anfangs nur gezeigt. Das aber, anstatt sie vorsichtiger zu machen, reizte sie zu größerer Widersetzlichkeit; sie hielten es nicht für möglich, daß irgend ein Präsident der streng katholischen Republik es wagen dürfe und könne, ihr Eigenthum — oder vielmehr das Eigenthum der Kirche und dadurch Gottes, anzutasten, bis sie Juarez eines schönen Morgens auf das unangenehmste mit einem drakonischen Edict überraschte, in welchem er sämmtliche Klöster aufhob und den Grundbesitz der Kirche für Staatseigenthum erklärte.

Uebrigens stehen noch eine Unmasse von Klöstern in Puebla verödet und unverkauft, und zwar aus einem doppelten Grund.

Erstlich wird der Grundbesitz solcher geistlichen Güter allerdings zu einem Spottpreis ausgeboten, er verlangt aber trotzdem ein bedeutendes Capital, um ihn wirklich zu verwerthen, denn die Klöster können in ihrem jetzigen Zustand natürlich nicht von Privatleuten benutzt werden, diese entsetzlich dicken Mauern und Bauten aber niederzureißen und wieder frisch aufzubauen, kostet enorm viel Geld, und nicht Jeder kann das daran wenden.

Ein anderer, viel tiefer gehender Grund liegt aber in der Geistlichkeit selber, denn wenn den Priestern auch die Gewalt aus den Händen ge-

nommen ist und sie nichts Positives gegen die einmal erlassenen Gesetze der Regierung thun können, so wissen sie doch desto besser im Geheimen zu bohren; — und wann hätten die Priester irgend eines Volkes, so lange die Welt steht und es Priester giebt, nicht den Aberglauben desselben benutzt, um ihre eigenen Zwecke zu erreichen.

Mit den Männern in Mexiko ist nun allerdings nicht viel und nur in einzelnen Fällen etwas anzufangen, aber desto besser verstehen sie dafür auf die Frauen einzuwirken, und darin ist der Staat — nachdem er einmal entschieden seine Trennung von der Kirche ausgesprochen — machtlos.

Oefter habe ich es nicht allein in Puebla, nein noch viel mehr in der Hauptstadt selber aussprechen hören, welch unheilvolles Treiben unter der in Grund und Boden hinein verdorbenen mexikanischen Geistlichkeit herrscht, und deshalb entblöden sie sich auch nicht, zu den unchristlichsten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, ihre weltlichen Güter zu retten, und nicht einmal ein Geheimniß machen sie oft daraus. Es ist zum Beispiel offen ausgesprochen, daß sie Jedwedem, der „gotteslästerlich" auf einem solchen,

früher geistlichen Grundstück wohnt und sich ein Haus darauf gebaut hat, oder selbst das eines Andern an solcher Stelle benutzt, allen geistlichen Zuspruch und selbst die Absolution verweigern. Kein Kind wird von ihnen aus einem solchen Haus getauft, keine Leichenceremonie vollzogen, kurz und gut, jeder Bewohner einer Stätte, auf der früher Kloster oder Kirche gestanden, ist gewissermaßen excommunicirt, und man erzählt sich dabei kaum glaubliche Geschichten, wie sie auf dem Sterbebett Liegenden oder vielmehr ihren Familien Versprechungen und Gelübde abgezwungen haben. — Das ist die Liebe Gottes, die sie nicht allein predigen, sondern auch durch ihr Leben und Wirken bethätigen sollen; und was würde Christus gesagt haben, wenn er Zeuge einer solchen Wirthschaft gewesen wäre? — Was sagte er damals?

Wie billig übrigens der Grundbesitz in jetziger Zeit ist, mögen folgende zwei Beispiele zeigen. Unmittelbar an der Stadt liegt ein herrliches Schwefelbad. Eine gewaltige Quelle sprudelt aus einem Felsbecken hervor und wird in acht oder zehn vortrefflich angelegte und ausgemauerte Bäder, in denen man bequem schwimmen kann, hineingeleitet. Dicht daneben liegt ein 45 Schritt

langes und 20 Schritt breites, schön angelegtes und ausgemauertes Pferdebad. Dazu gehört ein kleinerer und ein ziemlich großer hübsch angelegter Garten mit einem sehr geräumigen und leicht in Garten zu verwandelnden Hofraum, und das Ganze wurde einem Kaufmann in Puebla zu dem Bagatellpreise von 3000 Dollars angeboten. Dabei ist die Quelle so mächtig, daß sie nicht allein alle diese Bäder unausgesetzt reichlich mit frischem Schwefelwasser speist, nein, man muß sogar noch einen Theil unbenutzt ablaufen lassen, weil man augenblicklich keine Verwendung dafür hat.

Zu demselben Preise wurde eine dicht an der Stadt liegende, aber durch die Kugeln ziemlich bös zugerichtete Kirche mit einem mehrere Acker umfassenden großen Rasenplatz ausgeboten, und ist selbst jetzt noch zu haben.

Kein Wunder — Puebla ist durch diese ewigen Kriege und Belagerungen, denen es ausgesetzt gewesen, wenigstens halb entvölkert worden, denn wer irgend konnte, zog sich aus der unausgesetzt bedrohten Stadt hinweg, und augenblicklich fehlt im Lande vollständig das Vertrauen, dahin zurückzukehren. Anders, weit anders wird das aber werden, wenn erst einmal die scharf im Bau be-

griffene Eisenbahn zwischen Mexiko und Vera-Cruz beendet ist, was dem Contracte nach in vier Jahren geschehen sein muß, wenn die Gesellschaft nicht ihre Anrechte und damit ungeheure Capitalien verlieren will. Allerdings geschah für Puebla nicht, was recht leicht hätte geschehen können und eigentlich strategisch hätte geschehen *müssen*, da es nun einmal der Schlüssel zur Hauptstadt des Landes ist. Die Bahn läuft nämlich nicht direct auf Puebla zu, sondern nördlich etwa 20 oder 22 Leguas daran hin. Aber schon ist eine Zweigbahn im Bau begriffen, durch welche sich Puebla direct an die jetzige Endstation Apizaco anschließt, so daß man später Mexiko von hier aus in etwa sechs Stunden bequem und sicher wird erreichen können, während jetzt noch immer Straßenräuber den Weg bedrohen und gefährden.

Ueberhaupt genießt Puebla selber, gerade in *dieser* Hinsicht, einen keineswegs guten Ruf, und in der Nähe der Stadt sind schon am ersten bewaffnete Patrouillen nöthig, um das Gesindel ein wenig im Zaum zu halten. Sonderbarer Weise scheint sich dieses „Gesindel" aber weit weniger bei den unteren Klassen, als sogar mehr bei den höheren Ständen zu finden. Verschiedene

Raubanfälle haben dort in der Nähe stattgefunden, bei denen einzelne der Räuber getödtet oder gefangen wurden, und man erkannte denn jedesmal in ihnen nicht etwa Strolche aus der Nachbarschaft, sondern ganz angesehene und wohlhabende Bürger aus der Stadt selber, die sich auf solche Weise einen kleinen Nebenverdienst gesucht.

Selbst während ich dort war, wurden zwei Kindern, einem Knaben von etwa zehn Jahren und einem jungen Mädchen, auf dem Paseo oder Spaziergang, also noch in der Stadt, die Pferde weggenommen, und auch „Erwachsenen" ist das schon an der nämlichen Stelle und am hellen Tage, mit einer ungeheuren Frechheit ausgeführt, geschehen. Ja, wenige Tage zuvor hatte man sogar einen jungen wohlhabenden Mann aus seinem eigenen Hause mit Gewalt und unter der Drohung des Todtschießens entführt, um ein Lösegeld von ihm zu erpressen. Glücklicher Weise aber wurden die Schurken entdeckt, und man konnte den Bedrohten, ehe ihm etwas Ernstliches geschehen, befreien.

Es geht dort jetzt auch in der That Niemand ohne seinen Revolver aus, und noch weniger darf man wagen, ohne Waffe vor die Stadt

hinaus zu reiten. Beispiele, daß solcher Leichtsinn gestraft wurde, kommen nur zu häufig vor.

Auf das freundlichste wurde ich in Puebla von einem Deutschen, Herrn Berkenbusch, aufgenommen, und der genannte Herr opferte mir in liebenswürdigster Weise seine Zeit, um mich in den wenigen Tagen meines dortigen Aufenthaltes überall herumzuführen, was natürlich in diesem Lande nur immer zu Pferde geschieht. Nachdem wir also am ersten Tage die innere Stadt und die Verwüstungen besehen, die amerikanische und französische, ja selbst mexikanische Kanonen in ihren Mauern angerichtet — denn wenn ein Theil der Stadt von den Feinden genommen war, beschossen die mexikanischen Forts vollkommen rücksichtslos ihre eigenen Landsleute, — ritten wir am zweiten Tag nach der berühmten Pyramide von Cholula hinaus, mit der prachtvollen Aussicht auf die beiden herrlichen Vulkane.

Um Puebla herum ist die Gegend, wie schon erwähnt, wüst und unangebaut — kein Feld liegt da draußen, kein Garten, ja fast kein Baum steht in der ganzen Nachbarschaft. Nur in der Ferne nach Cholula zu hatte ich grünes Laub gesehen,

aber nie im Leben geglaubt, dort eine so reizende, wirklich herrliche Scenerie zu finden.

Vor uns sahen wir einen niederen Hügel, den mir mein Begleiter als die Pyramide zeigte; ich hatte aber bis jetzt, und noch zu weit davon entfernt, wenig darauf geachtet, und meine Augen nur, wo es der etwas rauhe und sehr staubige Weg erlaubte, auf die beiden schneegekrönten Bergriesen mit ihren wunderlichen Formen gehalten. Jetzt plötzlich, ganz in der Nähe des kleinen freundlichen, mit zahlreichen und gut gehaltenen Gärten umgebenen Ortes Cholula, suchte ich wieder die Pyramide, und fiel, überrascht bei dem Anblick der sich mir plötzlich bot, meinem Pferd in die Zügel, denn der Moment durfte nicht so rasch vorübergehen.

Unmittelbar vor mir lag der kleine Ort, und einzelne Karawanen von Eseln und Maulthieren mit ihren malerischen, aber etwas schmutzigen Führern und Führerinnen zogen noch immer der Hauptstadt zu, um dort ihre Producte abzusetzen; hinter dem Ort aber hob sich diese sogenannte Pyramide — einer jener spitzen vulkanischen Hügel, wie sie sich mehrfach hier, wie auch auf der ganzen Hochebene finden, von einer hübschen Capelle mit hoher Kuppel gekrönt, empor, und

darüber lagen, der eine rechts, der andere links, einen wahrhaft zauberisch schönen Hintergrund bildend, die beiden mächtigen Kuppen der schneebedeckten Vulkane.

Einen Moment stutzte ich — ein unmöglicher Gedanke zuckte mir durch's Hirn — „hier bist Du schon gewesen — die prachtvolle Gegend hast Du schon einmal gesehen" — aber es war auch wirklich nur ein Moment, denn schon im nächsten Augenblick stand Salzburg mit seiner Festung und seinem schneebedeckten Untersberg vor meiner Erinnerung. Die Pyramide von Cholula ist nicht ganz so hoch wie die Festung in Salzburg, und das Thal dort viel mehr eingeengt, aber der ganze Charakter erinnerte mich unwillkürlich an jenes schöne Land, natürlich nur mit der Aussicht voraus, und ich konnte mich lange nicht von dem Bilde losreißen. Ich glaubte auch wirklich, ich hätte hier den schönsten Punkt Mexikos erreicht — das Herz war mir so voll und doch so leicht, und ich hätte laut aufjubeln mögen — und doch war mir später noch Schöneres, viel Schöneres vorbehalten.

Endlich ritten wir weiter. Die Sonne brannte, trotzdem daß wir uns im December und auf ziemlicher Höhe befanden, fast senkrecht auf das

staubige Land nieder, und da wir noch die Pyramide selber besteigen wollten, blieb uns nicht viel Zeit, denn gerade in der Mittagssonne durch die kahle Ebene zurückzureiten, ist eben nicht besonders angenehm. Wir ritten in die Stadt. Gleich vorn in der ersten Straße stand eine Anzahl von Indianern, von denen das Dorf fast ausschließlich bewohnt wird, und hielt augenscheinlich eine Gemeindeversammlung ab.

Die Männer trugen ihr einfach weißes — wenigstens weiß gewesenes Baumwollenzeug, aber außerdem auch noch, trotz der Hitze, ihre bunte Serape über der Schulter, und schienen ernstlich vertieft über das nachzudenken, was ihnen der Sprecher — übrigens ein ganz intelligent aussehender Bursche — vortrug. Die Verhandlung wurde in spanischer Sprache geführt und von lebendigen Gesticulationen begleitet. Um übrigens nicht in den Verdacht zu kommen, als ob wir uns in die Staatsgeheimnisse des kleinen Ortes einschleichen wollten, ritten wir rasch und grüßend vorüber, was die ganze Gemeindeversammlung freundlich und achtungsvoll erwiderte. Dann stellten wir unsere Pferde in eine der Posaden ein, die übrigens genau so aussah wie der ganze Ort. Sie schien von jedem menschlichen Wesen —

einen französischen Hausknecht ausgenommen — gründlich geräumt zu sein. Alle Thüren und Fenster standen natürlich offen, aber selbst die Stuben waren leer und der Hausrath beschränkte sich in ihnen auf zwei oder drei Holzstühle und einen Tisch.

Nicht einmal eine Erfrischung war darin zu bekommen und wir hielten uns auch nicht auf, sondern machten uns ungesäumt auf den Weg zu der „Pyramide" selber, die sich nur wenige Hundert Schritt davon entfernt erhebt.

Es ist das jedenfalls ein höchst interessanter Punkt, noch aus der alten Heidenzeit, und zeigt deutlich, welche bedeutende Arbeiten die damaligen Eingeborenen unternahmen, ohne vor der größten Mühe und Beschwerde — ganz unähnlich der jetzigen faulen Race — zurückzuschrecken. Ganz sicher aber ist es nicht der Fall, daß diese sogenannte Pyramide oder der ganze Hügel, auf dem früher ein Tempel stand und den jetzt eine christliche Kirche krönt, ausschließlich von Menschenhand aufgebaut sei. An den Seiten sieht man allerdings deutlich und überall die fest ineinander gedrängten Mauern von ungebrannten Ziegeln, sogenannten adobies, die mit den Jahren eine wirklich unbegreifliche Festigkeit erlangen,

aber an einzelnen, durch spätere Regengüsse wahrscheinlich abgerissenen Stellen kann man jetzt auch eben so unbestreitbar die wirkliche und natürliche Erde erkennen.

Solche spitze, oft konische, oft länger gedehnte, niedrige Hügel finden sich überall auf der ganzen mexikanischen Hochebene. Es sind aber weiter nichts als Erdblasen, die durch vulkanische Eruptionen ausgeworfen sind und von denen selbst noch verschiedene in der Nähe von Cholula selber stehen. Kaum denkbar ist es deshalb auch — obgleich fanatischer Wahnsinn noch manches Unbegreiflichere möglich gemacht hat — daß man hier versucht und ausgeführt haben sollte, einen ganzen Berg mit Menschenhänden an einer Stelle aufzurichten, wo man, gar nicht weit davon entfernt, die ganze Arbeit schon vollständig gethan fand und mit Leichtigkeit benutzen konnte. Viel wahrscheinlicher bleibt — und der Meinung schließen sich fast Alle an, die ich darüber gesprochen und welche die Pyramide selber in ihrem jetzigen Zustande gesehen, daß der Hügel allerdings schon bestand, ehe man einen Tempel darauf baute, daß ihn aber die Indianer, um ihm nichts von seiner Höhe zu nehmen und doch einen weiten Grund für ihre Bauten zu haben,

mit einem festen und breiten Mauerwerk umgaben. Dadurch erhielt er jedenfalls eine regelmäßigere Form und oben — was sie gerade haben wollten — einen größeren Umfang. Den eigentlichen kleinen Berg hat aber jedenfalls die Natur selber aufgeworfen.

Die obenstehende Kirche ist noch nicht im Innern ausgebaut und dem Gebrauch übergeben, aber es wird scharf daran gearbeitet — was man nämlich in Mexiko scharf nennt. Zwei Leute fanden wir im Innern thätig, und vier lagen draußen im Schatten und ruhten sich ganz behaglich aus. Ein kleiner Junge aber, der uns bald als Fremde ausgefunden, kam uns nach und bot uns kleine Steinbilder an, die man noch häufig dort im Boden findet. Es waren Gesichtsmasken von etwa anderthalb Zoll Länge, mit nicht unschönen Formen.

Die Aussicht von dort oben, auf der einen Seite nach dem wirklich reizend im Thal liegenden Puebla, auf der andern nach den Schneevulkanen hin war überraschend schön, und wir blieben lange dort oben, um den Anblick zu genießen.

Auf dem Rückweg, als wir das kleine Dorf wieder erreichten, wo zu Cortez' Zeiten eine Stadt mit über 100,000 Einwohnern stand, und der

kecke Eroberer damals jenes furchtbare Blutbad unter ihnen anrichtete, wanderten wir zuerst durch das verödete, aber prachtvoll angelegte Kloster mit seinen weiten kühlen Räumen, in denen wir aber keinen einzigen Menschen fanden. Das ganze ungeheure Gebäude schien wie ausgestorben, und doch welches fröhlich geistliche Leben mag hier früher geherrscht haben! Weite, prachtvolle Säulengänge zogen sich überall herum, und das Centrum bildete ein kleiner, außerordentlich gemüthlicher Hofraum mit einem seligen Springbrunnen, der rings von schattigen Orangen- oder Limonenbäumen umgeben war.

Aus dem Kloster gingen wir über den großen, freien Platz der ebenfalls leer und öde stehenden Kirche zu, die man ihrer Größe nach fast eine Kathedrale nennen könnte. Anscheinend war sie verschlossen. Die Thür gab aber dem leichten Druck der Hand nach, und wir standen gleich darauf in dem gewaltigen, von zahlreichen Säulen getragenen, aber sonst leeren Raum, aus dem uns eine wirklich eiskalte Luft entgegenwehte.

Links, gleich am Eingang, stand ein lebensgroßes Bild des Heilandes mit dem Kreuz auf dem Rücken. Sonst war die Kirche meistens des sonst üblichen Schmuckes beraubt, und nur noch

hie und da in den Nischen und über verschiedenen Altären standen andere Heiligenbilder. Aufgegeben schien man sie aber doch nicht zu haben, wie die verschiedenen Klosterkirchen in der Stadt, in denen man sogar die Vergoldung in den Kuppeln und an den Seitenwänden abkratzte. Weit hinten in einer der Vertiefungen stand ein Mann auf einer hohen, etwas gefährlich aussehenden Leiter und reparirte etwas an der Wand, und unter ihm saß ein Junge in einer alten schmutzigen Serape und grunzte manchmal vor sich hin — vielleicht um uns aufmerksam zu machen, daß die Kirche bewacht wäre und wir uns also vorsehen möchten. Das ganze Gebäude machte übrigens einen wirklich großartigen Eindruck: etwa sechsunddreißig bis vierzig hohe Säulen trugen — immer je vier — eine kleine Kuppel, und die feierliche Stille, die auf dem Ganzen lag und selbst den leisen Schritt laut schallen machte, hatte in dem schmucklosen und doch mächtigen Raum etwas Ergreifendes und Imposantes. Ob die Kirche dem Gebrauch wieder übergeben werden soll, weiß ich nicht — es schien fast so, und es wäre auch in der That schade, wenn ein so schönes Bauwerk niedergerissen würde.

Freilich ist dies das Zeitalter des Nieder=

reißens und Zerstörens, und wohin man in Mexiko auch sieht, findet man das bewahrheitet. — An Aufbauen denkt aber Niemand hier — ich wenigstens habe, während meines ganzen Aufenthaltes im Lande, bis jetzt auch noch nicht ein einziges im Bau begriffenes Haus gesehen. Der Krieg hat so viele Menschen hingerafft, so viele Familien verarmt oder gar außer Landes gejagt, daß man, im Augenblick wenigstens, an keine Vergrößerung der Städte denken kann, und nur Mühe hat, die vielen leerstehenden Wohnungen an den Mann zu bringen.

Am nächsten Morgen besuchte ich mit Herrn Berkenbusch die berühmt gewordenen und mit Blut so oft getränkten Festungshügel der Stadt, und ich begreife in der That nicht, daß die doch sonst gerade im Ansturm so vortrefflichen französischen Soldaten dasselbe nicht gleich bei dem ersten Angriff genommen haben, denn über die Gräben kann man mit Bequemlichkeit hinüberspringen, und die Mauern sind, wenn auch stark, doch sehr niedrig. Außerdem ist das Fort so gebaut, daß man mit Hilfe der abgerissenen Hänge auf der einen Seite wenigstens bis dicht — ja in Steinwurfsnähe unter den Mauern ankommen kann, ohne daß die Belagerten auch nur im

Stande wären, einen einzigen der Angreifer zum Schuß zu bekommen. General Forey aber, der den ersten Angriff leitete, war zu schwach. Er hatte, in unseliger Unterschätzung des Feindes, wenn ich nicht irre, nur dreihundert Mann, die noch dazu, nach einem beschwerlichen Marsch und ohne ihnen eine Rastzeit zu gönnen, zum Sturm commandirt, aber entschieden geschlagen und zum Rückzug gezwungen wurden. Mein Begleiter zeigte mir die Stelle, wo das Blutbad stattfand, denn viele Franzosen fanden dort ihren Tod, und ebenfalls den Platz, wo später von den Mexikanern vierzig französische Soldatenleichen verbrannt worden waren, damit sie dort die Luft nicht verpesteten.

Unerklärlich ist übrigens, wenn man von dort oben das Terrain übersieht, ein Umstand, der auch später zur Eroberung Pueblas führte und von dem vollkommen unzurechnungsfähigen General Ortega ganz übersehen wurde. Im Norden von Puebla liegt nämlich, unmittelbar an der Stadt, ein kleiner Hügel, der zwar nicht sehr hoch ist, die Stadt aber doch vollkommen beherrscht, ohne daß er auch nur von der Garnison besetzt gewesen wäre. Die Franzosen, denen der Vortheil dieser Stellung natürlich augenblicklich ein=

leuchtete, umgingen später die Stadt. Ortega sah sie und bemerkte noch zu seinem Adjutanten: „Ich glaube wahrhaftig, die Lumpen wollen den San Lorenzo besetzen," machte aber nicht die geringste Anstalt, sie davon abzuhalten, — wie er sich denn eben um gar nichts bekümmerte, sondern nur ein liederliches und lucullisches Leben führte. Er hätte jedenfalls verdient gehabt, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Eigenthümlich war übrigens seine Art, Soldaten zu pressen; denn da man wußte, daß jeder Waffenfähige in den Straßen aufgegriffen wurde, wagten sich die jungen Leute nur sehr vorsichtig hinaus, und ließen sich zuletzt gar nicht mehr im Freien blicken. Da ließ er eines Tages plötzlich mit allen Glocken läuten, und als das neugierige Volk jetzt nach der Plaza strömte, um zu sehen, was da vorgefallen sei, wurde es plötzlich von Soldaten umzingelt und Alles aufgegriffen, was nur einigermaßen zum Soldaten tauglich war.

Diese verschwanden indessen augenblicklich wieder, als die Stadt endlich von den Franzosen genommen wurde. Die mexikanischen Soldaten rissen ihre Uniformen ab, warfen sie in Stücken auf die Straße und zerbrachen ihre Flinten und Säbel, aus Furcht, noch einmal gepreßt und un=

ter das Militär gesteckt zu werden, und verschwanden dann, irgend einer ruhigen Arbeit nachgehend, in den Häusern. Das Fort aber feuerte lustig herüber und schoß viele Bewohner von Puebla in den Straßen todt.

Vorher schon hatte man aber zu einer gewaltsamen Maßregel seine Zuflucht genommen, um den Soldaten das Passiren der Straßen zu erleichtern und sie dabei keiner Gefahr auszusetzen. Man durchbrach nämlich die meist alle massiven und sehr dicken Mauern der Gebäude von einem Hause zum andern, — unbekümmert natürlich um alle dadurch gestörten und oft vollkommen außer Cours gesetzten Familienwohnungen, und wo sich die Arbeiter zu dem Zwecke zeigten, half keine Einwendung. Die Wände wurden durchbrochen und die Soldateska kroch in langer Reihe hindurch.

Als wir zurück in die Stadt ritten, überholten wir einen kleinen Zug Infanterie, bei dem aber die gemeinen Soldaten wirklich anständiger aussahen, als der Officier, der nicht einmal einen Degen an der Seite trug. Die armen Teufel werden aber auch schlecht genug besoldet, und gleich am ersten Morgen bettelte mich ein Soldat, der sich noch dazu auf Wache befand, an.

Ja, als ich nachher an der Schildwache, die das Gewehr im Arm trug und die Sache gesehen hatte, vorüberging, blieb sie stehen und sah so freundlich aus, daß ich fest überzeugt bin, sie würde mich ebenfalls um ein kleines Douceur gebeten haben, wenn ich ihr nur Zeit dazu gegönnt hätte.

Durch die Stadt wieder zurückreitend, passirten wir eine ziemlich große Plaza, oder einen Markt, wo in der Franzosenzeit die Gefangenen erschossen wurden. Es sollen dort zahlreiche Menschen hingerichtet sein, und wie rücksichtslos man dabei verfuhr, mag folgendes Beispiel erläutern.

Eines Morgens tritt die Wache in die Thür des Gefängnisses und ruft den Namen Ignaz Perez aus, wonach einer der Unglücklichen, der den Vornamen vielleicht nicht einmal gehört hatte, aufstand und sagte: „Ich heiße Perez!" Er wurde dann einfach in die Mitte genommen, auf die Plaza geführt und dort augenblicklich erschossen. An dem Abend noch stellte es sich aber heraus, daß dieser Perez nur auf einen Verdacht hin verhaftet gewesen war, und der andere Perez noch im Kerker saß. Das machte aber nichts, — es war ja nichts versäumt, und der andere Perez — diesmal der richtige — wurde

nun einfach abgeholt und ebenfalls todtgeschossen. Er hatte ja geholfen, sein Vaterland gegen die Eroberer zu vertheidigen.

In der Mauer, als wir vorüber ritten, konnte ich deutlich überall die fast zahllosen Kugellöcher erkennen; — das Blut war natürlich lange entfernt. — Oh Rose von Puebla!

Auf dem Wege besuchten wir noch die Schwefelbäder, — eine wirklich herrliche, aber jetzt im Verhältniß außerordentlich wenig benutzte Anlage, in welcher wir nicht einen einzigen Badenden trafen, — einen Mexikaner ausgenommen, der mit seinem Hund in dem Pferdebad herumschwamm.

Das Wasser ist so stark schwefelhaltig, daß eine silberne Uhr, wenn man sie mit in's Bad nimmt und dort offen auf die Bank legt, in ganz kurzer Zeit schwarz wird. Es hat eine grünbläuliche Farbe und gemäßigte, nicht heiße Temperatur, und die Quelle führt es in einem außerordentlich starken Strom direct in die großen, viereckig gemauerten Bassins.

Das Pferdebad ist, wie vorhin erwähnt, 45 Schritt lang und 20 breit, und wird gegen das Ende zu so tief, daß ein Pferd darin schwimmen muß. Etwa zur Hälfte etwa, wo kleine eiserne

Halter angebracht sind und wo den Thieren die Fluth gerade über den Rücken geht, werden sie angebunden und müssen dort eine für ihre Cur bestimmte Zeit stehen bleiben, was sie sich auch sehr ruhig und gern gefallen lassen. Der Preis ist dabei sehr billig gestellt und kostet — allerdings nicht im Verhältniß der Größe — für ein Pferd einen Quartidio — etwa 12½ Pfennig — für einen Menschen 2½ Real (12½ Sgr.)

In dem Garten blühten viele Rosen. Ich nahm mir zum Andenken an Puebla einige davon mit.

Die Zeit der Stiergefechte ist glücklicher Weise so ziemlich vorüber, selbst in Madrid sollen sie untersagt sein, und auch in Puebla wurden sie verboten, nachdem ich die Stadt erst kurze Zeit verlassen hatte. Ich bekam dort aber doch noch Gelegenheit, einem der letzten beizuwohnen, und wenn ich auch das Schauspiel selber hasse, so findet man doch an solchen Orten immer etwas dem fremden Lande Eigenthümliches, und ich mochte es deshalb nicht versäumen.

Die Arena ist weit und geräumig gebaut, mit Bänken wie ein Circus, aber unbeschützt gegen Regen und Sonne. Nur die Zuschauer in den Logen sitzen, bei etwa eintretendem Wetter,

trocken, und die Preise der Plätze sind charakteristischer Weise so gestellt, daß die Sonnenseite fast um die Hälfte billiger ist als die Schattenseite.

Der Raum, der Tausende von Menschen fassen kann, war nur spärlich besetzt, Damen sah man überhaupt nur sehr wenige. Am stärksten waren die untersten, also die billigsten Plätze in Anspruch genommen, und dort jubelte das Volk auch schon, als wir eintraten; denn der erste Stier, ein ziemlich junges Thier, war hereingelassen und der Clown oder Hanswurst, der sich überhaupt sehr passiv benahm und nur einmal eine unglückliche Gastrolle als Picador gab, hatte sich von dem muthigen kleinen Burschen in der Arena herumjagen lassen.

Der erste Stier wurde auf die bekannte Weise mit vorgehaltenen Tüchern geneckt — aber auch ermüdet. Dann stieß man ihm mit buntem und raschelndem Papier besteckte Stacheln in den Rücken, wozu allerdings eine bedeutende Geschicklichkeit und kaltes Blut gehört, denn der Picador muß, wenn er nicht ausgezischt und ausgepfiffen sein will, dem Thier zwei dieser Stacheln auf einmal über die Hörner hinüber in die Schultern stoßen und dabei außerordentlich geschwind sein,

denn wenn er es nur um einen Moment versieht, so hat ihn das Thier rettungslos auf den Hörnern und er kann von Glück sagen, wenn er nicht schwer geschädigt davonkommt.

Zuletzt steckten sie dem armen geplagten Thier noch mit Schwärmern gefüllte Stacheln an, die sich dann entzündeten und Feuer sprühten, während das arme, gequälte Geschöpf vor Wuth und Schmerz laut aufbrüllte.

Als man sich daran genügend ergötzt, kam der Matador, um ihm den Gnadenstoß zu geben. Er neckte es erst allerdings ein paarmal mit einem rothen Tuch, während er aber den scharf geschliffenen Degen schon in der Hand trug. Jetzt kam es wieder heran und er stach es — nicht etwa in den Bug, daß es gleich todt zu Boden stürzte, sondern hinter das Schulterblatt, so daß es noch mehrere Minuten herumtaumelte, bis es sich endlich niederthat und dann, unter dem Jubelbrüllen der Menge, von dem „Schlächter" vollends getödtet wurde.

Haben die Bewohner von Puebla denn noch nicht genug Blut gesehen?

Dann kamen zwei mit den mexikanischen Farben besteckte Maulthiere herein, um das todte Geschöpf hinauszuziehen, ein schmutzig aussehen-

der Bursche warf aus einem kleinen Karren Sägespähne über das Blut und die Sache konnte von Neuem beginnen.

Die zweite Abtheilung war interessanter. Ein junger, muthiger Stier wurde hereingelassen und zwei mit kurzen Lanzen bewaffnete Reiter erwarteten ihn. Die Lanzen hatten aber keine tödtliche Spitze, sondern nur einen kurzen Stachel mit Querhalt daran, um den Stier zu verhindern, das Pferd unter den Leib zu fassen. Uebrigens waren die Pferde selber durch einen den halben Bauch deckenden Ledergurt, wie durch zwei, vorn an jeder Seite hängende Leder so ziemlich gegen jeden Stoß verwahrt, konnten wenigstens nicht so leicht geschädigt werden.

Der Stier, gereizt, wandte sich jetzt gegen den einen Reiter und führte einen, wie es schien, gefährlichen Stoß gegen das eine Pferd; aber der Reiter hatte ihm geschickt den Stachel in die Schulter gestoßen, und indem er das ganze Gewicht seines eigenen Körpers dagegen lehnte, hielt er das Thier, das nun machtlos in die Luft hieb, erfolgreich von dem Gaul ab.

Jetzt ein anderes Bild. Vier Reiter ohne Lederschürze und Lanze — wie es schien, Amateurs, hielten an der Thür, durch welche der er=

wartete Stier Einlaß bekommen sollte. Jetzt öffnete sich dieselbe, aber es kam kaum mehr als ein eben überwachsenes Kalb heraus — ein kleines, schwarzes, schwächliches Geschöpf, hinter dem die Reiter jetzt herjagten, bis es Einer von ihnen am Schwanz ergriff, diesen dann, als er den Moment für günstig hielt, unter seinem eigenen Bein durchzog und dann das arme Geschöpf, durch plötzliches Antreiben seines Pferdes, mit dem Hintertheil herumwarf und dadurch zu Boden riß. Das war das ganze Kunststück, und wie beifällig wurde dasselbe von der versammelten Menge aufgenommen!

Jetzt, nach verschiedenen anderen Variationen, kam der Schluß. Ebenfalls ein ganz junges Thier, dem man aber auch noch zur Vorsicht die Hörner durch Kugeln unschädlich gemacht hatte, wurde hereingelassen. Auf ein gegebenes Zeichen sprang die ganze Jugend, die wahrscheinlich schon lange auf den Moment gehofft und gewartet, in die Arena und auf den Stier ein, der bei den plötzlich von allen Seiten auftauchenden kleinen Gestalten gar nicht zu wissen schien, auf wen er sich zuerst werfen solle. Suchte er sich aber Einen von ihnen aus, so sprang der rasch zur Seite oder hinter eine der an vier Seiten der Arena

aufgestellten Schutzwände, und indessen hatten schon wieder zwanzig Andere den Kampf aufgenommen. Uebrigens war die Sache gar nicht so ganz ungefährlich, denn selbst kleine, ungeschickte Jungen betheiligten sich dabei, kamen zwischen die Füße der anderen und geriethen ein paarmal in nicht geringe Gefahr, von dem zwar kleinen, aber doch wüthend gemachten Thier gefaßt und in die Luft geworfen oder auch unter die Füße getreten zu werden.

Uns wurde das Schauspiel endlich widerlich — wir traten hinaus auf den um das Gebäude laufenden Balcon — drinnen jauchzte und schrie das Volk vor Lust und Wonne, wenn das arme, geängstigte, junge Thier von einem Schwarm großer, brutaler Jungen gefaßt und zu Boden geworfen wurde, und hier draußen? — Dort drüben lagen in einem unbeschreiblichen Glanz und Zauber die beiden Schneevulkane, von dem rosigen Glanz der untergehenden Sonne wie mit Purpur übergossen — ein Bild der stillen Ruhe und der Größe Gottes, während da drinnen ein entartetes Geschlecht eins seiner Geschöpfe mißhandelte und dabei in viehisches Jauchzen ausbrach. — Sonderbare Welt, so voll von Schönheit und Erbärmlichkeit! Aber Eins besteht neben

dem Andern — wir wissen nicht wozu — wir begreifen es nicht. Ich aber muß gestehen, daß ich mich beim Anblick dieses wundervollen Schauspiels in der That schämte, Zeuge jenes Skandals dort im Innern gewesen zu sein — es kam mir jetzt wie eine Entwürdigung der herrlichen Natur vor, die hier draußen alle ihre Schätze für das Auge des Menschen ausbreitete, und ich schwur mir heimlich zu, daß dies das letzte Stiergefecht sein solle, dem ich je im Leben beigewohnt.

4.
Von Puebla nach Mexiko.

In Puebla ging die Diligence, die aber von hier ab aus drei Wagen bestand, denn der Verkehr zwischen Puebla und Mexiko ist ziemlich bedeutend, wieder Morgens um vier Uhr, also noch in stockfinsterer Nacht ab, und so wenig traute man den Pueblanern, daß eine starke Escorte neben den Diligencen herritt. Uebrigens sahen die Burschen selber wirklichen Straßenräubern so ähnlich, wie ein Ei dem andern, und als sie mit Tagesgrauen wieder von uns Abschied nahmen und uns unserem Schicksal allein überließen, ritten auch wirklich ein paar von ihnen an den Wagen heran und — baten sich ein Douceur aus — die alte Geschichte. Sie waren jedoch mit einer Kleinigkeit von einigen Realen außerordentlich zufrieden und bedankten sich freundlichst.

Noch muß ich bemerken, daß die beiden anderen Diligencen mit den Passagieren des damals von Havannah gekommenen Dampfers — fast lauter Franzosen — besetzt waren. Sie hatten ihre kurze Quarantaine abgelegen und mich in Puebla überholt. Von diesen gingen aber die meisten ebenfalls bewaffnet, und wir konnten von da ab einer möglichen Bande von Straßenräubern schon ganz entschieden die Stirn zeigen.

Wunderbar herrlich wurde aber der Anblick der beiden Vulkane Popocatépetl und Iztaccihúatl, als der dämmernde Tag seine ersten Lichter auf ihre bleichen Schneekegel warf und sie mit immer höherem prachtvolleren Roth übergoß, und noch pittoresker der Anblick, als endlich, dicht vor Tagesanbruch, der blitzende Orion mit seinen hellen Sternen gerade zwischen den beiden Bergen unterging und die sonst dunkle Stelle wirklich funkeln machte. Es war herrlich, und doch sollte ich diese Berge noch viel schöner sehen.

Uebrigens nahm der Weg unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, denn er war, was man hier besser nannte, und unsere drei Marterkasten konnten deshalb in einem scharfen Trab über die Bahn hingeschüttelt werden. Dazu obenauf

mit einer geladenen Büchse zu sitzen — denn gerade dieser Theil der Straße wurde für ziemlich gefährdet gehalten — war in der That ein Kunststück und lenkte die Aufmerksamkeit leider viel zu viel von der reizenden Scenerie ab.

Von Puebla aus führte jetzt unsere Bahn auch ganz entschieden auf der Hochebene von Mexiko hin, und der Charakter des Landes sprach sich immer deutlicher in allerlei Arten von Stachelpflanzen, als: Cactus-, Mageh- und Yukaarten, aus. Viele Akazien wuchsen ebenfalls, wie denn die Mimosen stark vertreten blieben, und wirklich angebaute und dann meist immer mit Mais bebaute Felder schienen eigentlich sehr selten. Selbst an den kleineren Häusern, die wir von Zeit zu Zeit passirten, mußten es die Eingeborenen nicht einmal für nöthig gehalten haben, ein kleines Stück Feld oder ein Gärtchen anzulegen, und doch würden dort gewiß allerlei Arten von Fruchtbäumen gewachsen sein. Nur die Pulquepflanze, die wichtige Mageh, trat in den Vordergrund, und ziemlich weite Flächen sah ich schon damit bepflanzt, obgleich der eigentliche Bau derselben mehr näher zu Mexiko selber beginnt.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die

Agave, und gerade diese Art derselben, in vielen Theilen Amerikas, besonders in Ecuador, Peru und Venezuela wächst und in keinem Lande fast der Rede werth benutzt wird. Nur in Ecuador scheinen die Indianer den Nutzen dieser Pflanze zu kennen, ohne daß sie aber nur den geringsten Handel damit treiben, und wie wird sie hier in Mexiko ausgebeutet.

Mit Recht heißt sie hier „die Kuh des Landes", denn man melkt sie nicht allein bis zu ihrem letzten Lebenstropfen aus, sondern benutzt sie auch noch zu zahllosen anderen Zwecken; es giebt in der That kein nützlicheres oder wenigstens mehr benutztes Gewächs in dem ganzen weiten Reich.

Es ist nicht die eigentliche Aloepflanze, die wohl Jeder bei uns der Form nach kennt, aber doch ein ganz ähnliches Gewächs, nur in weit kolossalerem Maßstab, und ich habe ausgewachsene und zum Schafttreiben vollkommen reife Pflanzen gesehen, die einen Flächenraum von wenigstens 45 Fuß im Umkreis einnahmen. Die mit Stacheln bewehrten Blätter sind dabei außerordentlich dick und fleischig und enthalten eine Unmasse Saft, der aber bis zum fünften Jahr vollständig werthlos und herb bleibt und deshalb

bis zur richtigen Zeit geschont werden muß. Dieser Zeitpunkt beginnt, wenn die Pflanze im Begriff steht ihren Blüthenschaft zu treiben, und man kann das sehr deutlich daran erkennen, daß sie von dem mittelsten, enorm dicken Trieb Blatt nach Blatt ablöst und diesen zuletzt nicht viel dicker läßt als ein einzelnes zusammengerolltes Blatt.

Jetzt ist der Moment gekommen, die Pflanze anzuzapfen, und das geschieht auf folgende, nicht eben ganz bequeme Art, daß man nämlich an der Stelle, an der man angreifen will, zuerst die Kanten der nächsten Blätter glättet und sie von ihren Stacheln befreit — denn wollte man Blätter ausschneiden, so würde nicht allein zu viel Saft verloren gehen, sondern sich die Pflanze vielleicht sogar auch verbluten. Nun wird das den beginnenden Pflanzenschaft noch umgebende Blatt mit einem besonders dazu gehaltenen eisernen Instrument abgestoßen und herausgerissen, und ist man jetzt zu der Stelle gelangt, wo das eigentliche Herz sitzt, so gräbt man dort, mit einer Art von Kratzer, ein Loch hinein, das unten rund ausgeschabt wird und Anfangs noch ziemlich klein ist. In dieser Höhlung soll sich

der Saft der Pflanze sammeln, und sie wird auch danach das „Faß" genannt.

Gleich im Anfang kann man aber noch nicht den Saft benutzen, so wird also vorher eine Handvoll Wurzelwerk oder Fasern hineingestopft, das etwa vierzehn Tage lang darin anfaulen muß. Ist das geschehen, so nimmt man es wieder heraus, kratzt die innere Höhlung auf's Neue etwas aus, um die Poren vollständig zu öffnen, und kann nun die Ernte beginnen, die monatelang dauert und in der Zeit jeden Tag ihren Ertrag liefert. An jedem Morgen geht der Arbeiter hinaus, setzt einen langen, dünnen Flaschenkürbis als Heber ein, zieht den Saft, der sich in der Nacht angesammelt hat, heraus und läßt ihn in einen bereit gehaltenen Schlauch oder ein anderes Gefäß, um ihn dann aus allen Pflanzen zusammen in einen dazu bestimmten Bottich zu tragen und gähren zu lassen.

Dieser erste Saft heißt Agua miel oder Honigwasser, und ist nicht allein sehr süß und angenehm zu trinken, sondern schmeckt auch genau wie das Wasser aus einer eben gereiften Cocosnuß — aber es darf nur sehr vorsichtig, und besonders von verheiratheten Frauen zu bestimmten Zeiten gar nicht getrunken werden. Sobald

es aber einer leichten und zwar sehr raschen Gährung unterzogen wurde, ist es vollkommen unschädlich, ja sogar sehr gesund und belebend, und wird deshalb auch in ganz ungeheuren Quantitäten von der gesammten Bevölkerung Mexikos genossen.

Der Pulque selber sieht weiß und milchig aus und hat, wenn man erst einmal ein wenig daran gewöhnt ist, einen nicht unangenehm säuerlichen Geschmack, mit etwas zäher und schleimiger Consistenz. Er ist auch herb genug, um den Durst leicht zu stillen, und geistig genug, um, besonders bei größeren Quantitäten, gehörig zu berauschen. Uebrigens bildet er in jenen Gegenden, wo er hauptsächlich gedeiht, und das ist vor Allem auf diesem Theil der mexikanischen Hochebene, einen bedeutenden Handelsartikel, der ganze Eisenbahnzüge in Anspruch nimmt und Tausende von Menschen ernährt.

Man darf indeß ja nicht glauben, daß die Mageh nicht auch ihre Arbeit verlangt, denn obgleich sie wild im Lande wächst, muß sie, um einen recht reichlichen Ertrag zu liefern, in guten tief gegrabenen Boden eingepflanzt werden, und erst dann, wenn man die Erde auch noch nach einiger Zeit um die jungen Pflanzen auflockert, darf man sich

eines reichen und lohnenden Ertrags versichert halten. Wasser braucht die Pflanze fast gar nicht, außer in der allerersten Zeit, um nur einmal ihre Triebe auszubreiten, und selbst da ist es vielleicht nicht einmal unbedingt nothwendig, denn es scheint fast unglaublich, welche Mißhandlung die junge Pflanze erträgt, ohne davon auch nur im mindesten berührt zu werden. So versicherte mir ein dortiger Mageypflanzer, daß er besonders einen Schößling, den er mir zeigte und der jetzt in voller Kraft und Ueppigkeit seine dicken Blätter entfaltete, zwei volle Jahre habe draußen im Freien, im Winter in Kälte und Nässe, im Sommer in der heißen, glühenden Sonne auf einem Steinhaufen unbeachtet liegen lassen, und als er dem fast vollständig Verwelkten dann endlich guten Boden gab, griff er augenblicklich Wurzel und ist jetzt eine seiner besten Pflanzen.

Allerdings braucht die Mageh reichlich ihre fünf Jahr, bis sie, selbst unter günstigen Verhältnissen, ihren Blüthenschaft zu treiben anfängt; dann aber giebt sie auch viele Monate hintereinander ihren Saft und jede einzelne einen Ertrag von 10—15 Dollars, ja ist sie recht stark und kräftig, auch vielleicht noch mehr. An jedem Morgen wird dabei die Höhlung, in welcher sich

der Agua miel befindet, nachdem der Arbeiter diesen herausgehoben, wieder leicht ausgekratzt und dadurch natürlich immer größer, und bei recht starken Pflanzen findet man oft eine sogenannte caja, die fast einen Fuß im Durchmesser hält.

Nach und nach aber stirbt die Pflanze ab. Der ganze Saft, den sie vorbereitet hatte, um ihren Blüthenschaft zu treiben, geht in die Höhlung hinein und wird ihr entzogen. Die Blätter werden nach und nach welk, und wenn sie ihre letzten Kräfte erschöpft hat, stirbt sie ab und wird ausgehackt, um den Nachbarpflanzen Raum zu geben. Rings um ihre Wurzel hat sie aber schon wieder zahlreiche Schößlinge ausgetrieben, die freilich früher entfernt werden müssen, ehe der Hauptstock zu sehr angegriffen wird, da sie ja selber auch von diesem ihr Leben erhalten. Wird das versäumt, so kann man sich auch darauf verlassen, daß aus den zu spät fortgenommenen Schößlingen nie etwas Ordentliches wird.

Die Behandlungsart des Saftes ist ungemein einfach, denn zu dem in ein Gefäß geschütteten Agua miel, wie er aus der Pflanze kommt, wird nur etwas gegohrener Pulque zugesetzt, und er

geht selber dann sehr leicht und rasch in Gährung über, wobei er eine milchige Färbung annimmt.

Außerdem benutzt man aber auch noch die Magehpflanze zu einer Menge von anderen Dingen. Aus einer andern Art derselben wird ein vorzüglicher Bast gewonnen, der billige und ziemlich haltbare Seile liefert, Beutel und Säcke verfertigt man ebenfalls daraus. Das abgestorbene welke und dann getrocknete Blattzeug wird zur Feuerung verwendet, und oben in den Bergen habe ich sogar gesehen, daß sie mit den fleischigen Blättern ihre Hütten sowohl decken, als auch die Seitenwände derselben davon bilden. Das aber geschieht natürlich nur aus solchen Pflanzen, die sich nicht zur Pulquebereitung eignen, denn solche dürfte man nicht in dieser Weise mißhandeln.

Die Pulque-Magehpflanze findet aber nach Westen zu ihre Grenze. Hinter Cuernavaca wird der Boden zu heiß zu ihrem Anbau, und es wächst hier eine andere, bedeutend kleinere Art, aus der man aber auch einen recht guten Branntwein, den sogenannten Mescal, bereitet. Der ist übrigens eine neuere Erfindung, und die früheren Indianer scheinen ihn nicht gekannt zu haben, während schon Montezuma sein Gläschen oder Calabaschen Pulque trank und sich wahrscheinlich

besonders wohl dabei fühlte, bis ihm die Spanier den Spaß verdarben.

Der Weg war entsetzlich staubig, aber was kümmerte das den Kutscher der Diligence! Nur wenn er manchmal die Maulthiere gar nicht mehr erkennen konnte, und nun allerdings der Gefahr ausgesetzt war, mit dem ganzen Kasten in eins der gar nicht etwa so seltenen Löcher hinein zu fahren, hielt er einen Moment an, ließ den Staub vorüberziehen und hieb dann wieder mit voller Macht auf die Thiere ein.

Bald hatten wir jetzt aber auch den Endpunkt unserer gegenwärtigen Qual — der ganzen Diligencefahrt — erreicht, denn Apizaco, ein kleines, erbärmliches, aus ein paar Hütten bestehendes Nest, lag vor uns, und von hier aus konnten wir unsern Weg, Gott sei Dank, mit der bis hierher beendeten Eisenbahn fortsetzen. Die Wohlthat einer solchen erkennt man auch wirklich erst in ihrem vollen Werthe an, wenn man auf einem solchen Marterweg eine Weile gerädert worden, und mit einem aus voller Brust heraufgeholten Seufzer sprang ich, dort endlich angelangt, von dem Bock herunter und stärkte dann die müden Glieder durch ein sehr frugales Mahl und ein noch frugaleres Glas Pulque, das mir aber damals

noch gar nicht munden wollte. Man muß sich erst an das „Göttergetränk" gewöhnen, ehe man einen wirklichen Genuß darin finden kann.

Die Wagen der Bahn sind ziemlich gut eingerichtet und der Zug fährt auch verhältnißmäßig sehr rasch, aber fast zum Verzweifeln ist der ewige Aufenthalt auf den verschiedenen Stationen, der gar nicht etwa so selten eine — ja, anderthalb Stunden dauert, ohne daß man den geringsten Grund für eine solche Verzögerung erfahren könnte. Höchst interessant war aber trotzdem der, wenn auch zu lange Aufenthalt auf diesen Plätzen, denn wir hatten jetzt die wirkliche und Hauptpulque-Gegend erreicht, und ich mußte über den ungeheuren Verkehr staunen, den dieses anscheinend so unbedeutende Product hervorgerufen.

Ganze Züge von Eseln, mit gefüllten Ziegen- oder Schweinefellen beladen, sah man schon aus der Ferne den Stationspunkten zu heranziehen, und Wagen nach Wagen stand dort beladen, um rasch seine Fracht nach Mexiko zu senden. Die Hauptstadt consumirt in der That einen nicht unbedeutenden Theil des dortigen Ertrages — und was trinken die Leute dabei selber! Hier füllt eine Gruppe das edle, milchig aussehende Getränk aus seinen Schläuchen in die der Käufer,

und eine riesige Calabasse geht dabei von Hand zu Hand, die, wenn aus dem einen geöffneten Ziegenbein gefüllt, die Lippen eines Einzelnen nicht verläßt, ohne geleert zu werden — und doch soll das Getränk den, der nicht daran gewöhnt ist, sehr leicht berauschen; dort dagegen hocken Frauen, die sich einen der Schläuche gekauft, und detailliren ihn. Wie sie ihn messen, weiß ich nicht, ich habe es nie gesehen, und ich glaube, daß das Augenmaß in dem Umfang des Ledersackes bei einer sehr bedeutenden und täglich bereicherten Erfahrung wohl den Hauptmaßstab giebt.

Uebrigens ist es eine Thatsache, daß ganze Eisenbahnzüge zwischen Mexiko und Apizaco nichts befördern als Pulque, und man auch schon angefangen hat, denselben in besonders dazu gehaltene Fässer zu füllen, was ihm allerdings nur zum Vortheil gereichen kann, da es den sehr unangenehmen Fellgeschmack beseitigt.

Die ganze Landschaft dabei, zwischen der Station und der Hauptstadt, ist mit fast nichts weiter bebaut, als dieser Agavenart, von der man oft ganz ungeheure Exemplare findet, und man kann sich kaum einen wunderlicheren Anblick denken, als ein solches Feld, da die dicken und

stacheligen Blätter der Mageh, die sich nach allen Seiten ausbreiten, für jede Pflanze einen nicht unbedeutenden Platz beanspruchen. Wenn man nun noch bedenkt, daß sie oft ganze weite Thäler füllen, und dazu hoch an den Hängen der Hochebenen hinauflaufen, so glaubt man sich oft in eine öde Wildniß versetzt, zeigten nicht die regelmäßigen Reihen die hier schaffende Hand der Menschen.

Um die beiden herrlichen Vulkane waren wir in einem Halbkreise herumgefahren, denn der eigentliche Richtweg zieht sich mitten zwischen ihnen hindurch, und den hatte auch damals Cortez eingeschlagen, als er mit seiner kecken Räuberschaar in das Land ein- und gegen die Hauptstadt vordrang. Die Pfade dort sind aber noch entsetzlich rauh, und auch schon um die Eisenbahn zu erreichen, muß man den nicht unbeträchtlichen Bogen machen. Dadurch aber bekommt man das Bild der beiden Berge von anderer und ganz verschiedener Seite. Von Puebla aus gesehen, liegt der Popocatépetl an der linken Seite, die weiße ruhende Frau dagegen rechts. Jetzt haben sie ihre Stellung verändert. Die letztere liegt zur Linken, und weiter entfernt, aber rechts, erhebt sich der spitze Schneekegel des Popocatépetl.

Der Abend dämmerte, und wir waren noch ein tüchtiges Stück von der Hauptstadt entfernt, aber die Scenerie nahm einen immer interessanteren Charakter an. Schon näherten wir uns den großen Seen, welche die Hauptstadt des Landes umgeben und die in den ersten Kriegen mit den Spaniern eine so bedeutende Rolle spielten — aber die Civilisation hatte sich auch ihrer bemächtigt. Der Telegraphendraht lief durch sie hin, und zwar auf eisernen Pfeilern — jedenfalls eine Verbesserung der Kaiserzeit, deren Spuren ja noch durch das ganze Land verbreitet sind.

Das Wasser der Seen, das sonderbarer Weise salzig ist und an dessen Ufern die Indianer ein grobes Salz und Salpeter sammeln, sah gelb und trüb aus und schien höher als die Stadt selber zu liegen, denn von da ab senkte sich der Weg — der Duft des Abends legte sich dabei über die Landschaft und die Berge — unwillkürlich flog mein Blick nach den Vulkanen hinüber und sah von dem Moment an nichts weiter, denn das Bild, das sich dort dem Auge bot, war wahrhaft zauberisch schön.

Die Sonne sank eben hinter den westlichen Bergen und goß ihren rosenrothen Schimmer

auf den Schnee der Vulkane, die darunter erglühten. Aber das dauerte nicht lange, denn die Dämmerung ist auch hier nur kurz, und kaum war sie etwa zehn Minuten verschwunden, als plötzlich blaue, düstere Schleier empor- und höher und höher stiegen, während der Schnee der Berge in derselben Zeit jene bleierne, düstere Färbung annahm, die ihm jedesmal gleich nach dem Schwinden des Abendrothes eigen ist. Der Popocatépetl blieb aber von dem Duft unberührt, seine Kuppe ragte noch immer hervor, während die weiße ruhende Frau dagegen für wenige Minuten darin verschwand. — Jetzt plötzlich änderte sich, wie mit einem Schlag, das Bild: die Nacht war angebrochen, und mit fast blendend weißem Schein stach der Gipfel des Popocatépetl gegen den blauen, gestirnten Himmel ab, während fast in dem nämlichen Moment das riesige Bild der ruhenden weißen Frau, noch von dem Abendduft getragen, der den unteren Theil des Gebirges verdeckte, wie in der Luft zu schweben schien. Es war, als ob sie eben langsam und feierlich von dem Gipfel des neben ihr emporragenden Nachbars abgestrichen sei und nun durch die Lüfte der ewigen Ruhe entgegengetragen werde.

Um uns her lag die Nacht, und nur undeut-

lich ließ es sich erkennen, daß wir die Gegend der Agaven verlassen hatten und in ein Land eintauchten, in dem es wieder Büsche und auch Bäume gab. Lichter schimmerten durch das dunkle Laub, beleuchtete Häuser wurden sichtbar, die schönen Berge verschwanden hinter aufgeführten Bauten, und bald darauf hielt der Zug vor einem Schwarm von Menschen, der sich mit einer wahren Gier über das Gepäck herstürzte. In diesem Augenblick hätte man auch eben so gut in einer großen europäischen Stadt sein können, ebenso pfiff die Locomotive, ebenso bremsten die Wagen, ebenso schrieen und drängten sich die Menschen, und ebenso rasselten die Droschken heran, um einfache Passagiere zu erbeuten und doppelte Fahrtaxe von ihnen zu erpressen.

Was für ein langer, sonderbarer Bogengang war das, an dem wir hinfuhren? — Die alte spanische Wasserleitung — wir waren doch wohl in Mexiko — und doch wieder zweifelte ich, denn plötzlich hielt die Droschke wieder und mein Kutscher meldete mir, daß hier, an dem Thor der Hauptstadt, das Gepäck noch einmal visitirt werden müsse. Richtig, mein alter Koffer mußte sich auch dieser Unbequemlichkeit unterziehen, und erst als sich nach ziemlich genauer Untersuchung er-

gab, daß er nichts enthielt, als wozu er gesetzlich berechtigt sei, sehr getragene Kleider und Wäsche, ließ man ihn und mich frei passiren, und die Stadt Montezuma's umschloß uns beide zum ersten Mal.

5.
Die Hauptstadt Mexiko.

Ein ganz eigenthümliches, aber unstreitig wohlthuendes Gefühl war es, mit dem ich in die Hauptstadt von Mexiko einfuhr. Alle die alten Jugenderinnerungen wurden wach — die Gier, mit der ich damals die Eroberung von Mexiko gelesen, und mit welcher Bewunderung ich die Thaten des heldenmüthigen Cortez verschlungen und mich über den weichmüthigen und doch auch wieder heroischen Montezuma geärgert hatte. Cortez war für mich überhaupt und auf lange Zeit, durch die gedankenlosen Schilderungen der Lehrer dabei unterstützt, das wahre Musterbild eines ritterlichen Helden gewesen, bis ich denn freilich später einsehen lernte, daß er viel eher den Titel eines tollkühnen Flibustiers verdiente,

der eben kein Mittel in der Welt scheute, um seinem Ehrgeiz und seiner Goldgier zu dienen.

Cortez und Pizarro! Das Blut von Millionen klebt an ihren Händen, und wir sollten uns wohl hüten, in den Schulen die Charaktere solcher Bravos als Musterbilder für die Jugend aufzustellen. Aber es sind einmal geschichtliche Figuren geworden, sie haben in fernen Welttheilen „blinde Heiden" zum Christenthum bekehrt. Ihre Thaten gehörten also in die Heldengeschichte der Vorzeit, und wie ein Professor der Geschichte augenblicklich einen Menschen als Spitzbuben bei der Polizei verklagen würde, der ihm ein halbes Dutzend silberne Löffel stiehlt, so lehrt er an demselben Morgen im Colleg, daß Cortez, der den armen Montezuma mißhandelte, um von ihm Schätze zu erpressen, ein hoher, edler Charakter gewesen, zu dessen Ruhm er sich sogar begeistert fühlt.

Mexiko macht heutigen Tages nicht mehr den Eindruck eines alten Azteken-Platzes, sondern weit eher den einer, wenn auch spanischen, doch vollkommen modernen Stadt, gut gepflastert, mit eleganten, oft dreistöckigen Häusern, mit regelmäßiger Straßenbeleuchtung und zahlreichem Fuhrwerk, das einen ziemlich regen Verkehr ver-

räth. Aushängeschilder und Firmen decken fast bei allen Gebäuden den unteren Theil, und geschmackvoll ausgestattete und mit hellerleuchteten Spiegelscheiben versehene Schaufenster verrathen nur zu deutlich, daß die Fremden den größten Theil der Geschäfte in Händen haben, wie denn auch in der That der Import des ganzen Landes hauptsächlich, ja fast allein von deutschen Häusern betrieben wird.

Nach diesem allerersten Eindruck, aus den Fenstern der Droschke heraus, aus denen man allerdings nichts sieht als die Gebäude, die hellen Ladenfenster und den auf den Straßen herumdrängenden Menschenschwarm, würde man aber kaum je auf Mexiko rathen, wenn man gefragt würde, wo man sich jetzt befände. Es ist auch nirgends nur die Spur von dem zu sehen, was man sich früher von diesem Platz gedacht, und man bemerkt nur, daß man sich in einer großen, volkreichen Stadt befindet — auch ein angenehmes Gefühl, noch dazu wenn man bedenkt, daß man, noch vor wenigen Stunden fast, auf der staubigen, rauhen Landstraße, und dabei fortwährend von Straßenräubern bedroht, herumgeschüttelt wurde.

Ein Hôtel ist aber doch, und trotz aller ro=

mantischen Erinnerungen, das erste Bedürfniß, dem man entgegenstrebt. — Der seit vielen Tagen mißhandelte Körper verlangt eine Art von Genugthuung — eine kurze Ruhe nach allen bisher ertragenen Strapazen und caminos reales, und man findet sich sogar angenehm überrascht, wenn man plötzlich ein hellerleuchtetes Gebäude, mit Portier, Kellner, Billardzimmer ꝛc., betritt und in dem angewiesenen, ziemlich freundlichen Zimmer statt eines Klingelzuges sogar einen telegraphischen Knopf — die Erklärung in spanischer und französischer Sprache — findet. Auf diesen Telegraphen komme ich übrigens später wieder zurück.

Natürlich legte ich mich an diesem ersten Abend nicht etwa gleich in's Bett, sondern machte noch erst eine Wanderung durch die Stadt und besuchte zwei der kleineren Theater, die um einen Vierteldollar drei bis vier Stunden lang die Zuschauer durch Lustspiele, Ballet (eine schauerliche Solotänzerin, die in Lebensgröße draußen an der Bude, auf einem Beine abgebildet, steht) ꝛc. ergötzen.

Diese kleinen Theater existiren übrigens, wie es scheint, nur in der Weihnachtszeit und sind auch traurig genug — ich will den Leser wenig-

stens nicht mit einer Beschreibung derselben ermüden, da er die äußere Ausstattung derselben ganz ähnlich in jedem sehr schlechten deutschen Sommer-Theater findet. Uebrigens mag es sein, daß mich dieser angemalte Kram vielleicht viel weniger angewidert, wenn ich nicht gerade heute, und zwar erst vor wenigen Stunden, das wunderbar großartige Schauspiel eines Sonnenunterganges an den beiden Vulkanen gesehen hätte. Das Alles mit seinen prachtvollen Lichteffecten und dem ganzen Zauber seiner Umgebung war noch frisch und warm in der Erinnerung, und damit hätte ich denn auch freilich kein Theater mehr besuchen sollen.

Am nächsten Morgen war mein erster Weg nach der Post, um dort Briefe von zu Hause zu finden; umsonst, mein Name stand nicht auf den langen Listen, die unter dem Buchstaben G nur fast zahllose Gutierres und Gonzales — die Schmidt und Meier Mexikos, zeigten; ich mußte leer wieder abziehen, und nur der, der in einem fernen Welttheil die Brieflisten zum ersten Male rasch und hoffnungsvoll, dann langsam und enttäuscht durchliest — und wie oft ist es mir so ergangen —, kann begreifen, wie mir etwa zu Muthe war.

Ich ging traurig durch die Straße — ich hatte mich so auf den ersten Tag in Mexiko gefreut, eben der Briefe wegen — umsonst — ich schritt sehr langsam auf dem breiten Trottoir hin; an mir vorbei rauschte eine Dame in einem hellblauen Seidenkleid — arme Frau; ich hatte andere Dinge im Kopf, als die anderthalb Ellen schmutziger Seide, die hinter ihr auf dem Pflaster dreinfegten. Ich mußte ihr mitten auf die hübsche Schleppe getreten haben, und da sie rascher als ich ging, so that es einen heillosen Riß. Ich mochte das Elend aber nicht mit ansehen, sondern drehte mich ab und schritt langsam die Straße wieder zurück. Umsonst — Schleppen gab es überall, und ich fand meine gute Laune erst wieder, als ich etwa sechs oder sieben von ihnen abgetreten und der Erde gleichgemacht hatte. Das söhnte mich ordentlich wieder mit der Menschheit aus; ich brütete nicht mehr still in mich hinein, sondern bekam wieder Augen für meine Umgebung und fand jetzt, daß die mexikanischen Damen noch etwa zwei Jahre in der Mode zurück seien und genau mit einer solchen Energie etwa zehn Thaler Seidenzeug durch den Dreck schleppten, wie es unsere eigenen lieben Damen, die sich jetzt aus jedem beliebigen Regenschirm das

hübscheste Kleid machen können, vor der Zeit genau so gemacht.

Uebrigens hatte es das Gute, daß ich, in die Gegenwart zurückgerufen, jetzt auch aufmerksamer auf die Damen selber wurde; aber ich wüßte nichts Besonderes darüber zu sagen. Hübsche und interessante Gesichter hatten viele von ihnen; aber wenn ich erzählen wollte, daß sie hinten an den Köpfen ekelhafte Wulste von falschen Haaren trügen, so wären die deutschen Damen im Stande und riefen mir zu: Ei, das tragen wir ja auch! und da will ich lieber diese mexikanische Tracht, die sich allerdings wesentlich von den früheren Federschurzen und Kronen unterscheidet, unbeschrieben lassen.

Was sie aber sehr geschmackvoll tragen und was ihnen ganz vortrefflich steht, das sind die sogenannten Rebozos, die Mantille der Spanierinnen, und ob sie nun aus schwerer Seide oder Spitzen oder gewöhnlichem selbstgefertigten Baumwollenzeug gewoben ist, die jungen und älteren Damen wissen sie so geschickt und dabei immer ein wenig kokett umzuwerfen, daß es eine Lust und Freude ist. Sonst findet man freilich in ihrer Kleidung nichts besonders Eigenthümliches, da sich hier sowohl wie in anderen

Ländern, obgleich man hier weit mehr als anderswo die Franzosen haßt, doch Alles alberner Weise nach französischer Mode richtet. Es ist die nämliche Geschichte, wie damals in Rußland. Die Franzosen wurden aus dem Land gejagt, aber ihre Schneider und Friseure blieben zurück, und was Bayonnette und Kanonen nicht vermocht, erreichten sie nach und nach mit Nadel und Pomade. Sie civilisirten, wie sie es nannten, das Land, und Mode wie Krankheiten bekamen nach ihnen den Namen.

Der Mexikaner der unteren Klassen, denn die Nationaltracht der Serape ist aus den höheren Ständen fast gänzlich verbannt, trägt noch immer diese in ganz Südamerika gebräuchliche Decke, um sich damit gegen Kälte oder rauhe Luft zu schützen. Uebrigens zeigen sich Alle, Vornehme sowohl wie Peons oder Diener und gewöhnliche Arbeiter, so ängstlich gegen den gar nicht etwa so scharfen Wind dieser Höhen, daß sie, selbst bei nur anbrechendem Abend, entweder die Serape oder einen Shawl um Kinn und Mund wickeln und sich oft vollständig darin einhüllen. Ich selber habe nie die geringste Unbequemlichkeit von der Luft dort oben gespürt, der Mexikaner aber behauptet, daß sie der Lunge besonders

schädlich sei, wie er denn auch ebenso den Satz aufstellt, daß es nichts Schädlicheres für die Haut gebe, als sich zu waschen. Besonders auf Reisen hüten sie sich denn auch auf wahrhaft rührende Weise vor frischem Wasser, und überhaupt findet man zwischen den Mexikanern wie Südamerikanern wenig oder gar keinen Unterschied in ihrem ganzen Leben. Die Einen sind so unreinlich wie die Anderen.

Mexiko selber ist, wie schon erwähnt, eine sehr schöne und auch im Verhältniß reinliche Stadt, so lange man nämlich den Vorstädten und unangebauten Stellen nicht zu nahe kommt. Die Straßen sind mit breiten Trottoirs belegt und im Ganzen gut gepflastert, und besonders die Plaza mit der wundervollen Kathedrale, vor der Kaiser Maximilian einen prächtigen Springbrunnen hat anlegen und Bäume wie Blüthenbüsche pflanzen lassen, gewährt einen gar hübschen und freundlichen Anblick. Störend freilich steht daran die breite, niedere weiße Fronte des Palastes, mehr einer Kaserne als einem Schlosse ähnlich, doch mit enormen Räumlichkeiten versehen. Der verstorbene Kaiser hatte allerdings im Sinne, es umzubauen, und ließ besonders im Innern einen Theil der alten, doch nutzlosen Baulichkeiten

niederreißen, um einen großen und schönen Garten dort anzulegen. Der Abzug der Franzosen aber unterbrach das Alles. Die Arbeiten blieben liegen, halb eingerissene Mauern wurden sich selber überlassen, bei irgend einer Gelegenheit einmal von selber einzustürzen, von der Anlage eines Gartens war keine Rede mehr — wo hätte die Republik auch Geld, wenn die Republikaner so viel gebrauchen! — und diese, wie alle anderen öffentlichen Arbeiten bleiben natürlich liegen.

Die Mexikaner halten auch nichts davon. Was sie an alten Werken, wie Wasserleitung, Wege, Kirchen ꝛc., haben, benutzen sie, aber es fällt ihnen gar nicht ein, es auch nur im Stand zu halten, viel weniger denn gar etwas Neues zu schaffen. An der alten Wasserleitung zum Beispiel sind eine Anzahl von Bögen schadhaft geworden und das aussickernde Wasser verrieth die Gefahr des Einsturzes. Das mußte man nun allerdings vermeiden; aber größere Kosten konnte man dadurch ersparen, daß man die schadhaften Bögen durch Holzgerüste stützte. So stehen sie noch und werden noch Jahre lang stehen, bis das Holz einmal plötzlich wegfault und die ganze Sache zusammenpoltert.

Zahllose Kirchen stehen so mitten in der Stadt als Ruinen und sind, nach Confiscation der geistlichen Güter, dem Volk zum Verkauf angeboten worden, aber es finden sich auch hier nur wenige Käufer dafür.

In Mexiko, genau wie in Puebla, stehen noch, und zwar in den besten Stadttheilen, ganze Quadras von jetzt unbewohnten Klostermauern bedeckt, unbenutzt, und freilich gehört eine andere Nationalität als die mexikanische dazu, alle, ihr dabei entgegentretenden Hindernisse auch mit Energie und Ausdauer zu bewältigen. Beide Eigenschaften liegen aber gar nicht im mexikanischen Charakter, und Gott weiß, wie lange Jahre noch darüber vergehen werden, bis dieses wirklich schöne und unendlich reiche Land die Geltung erlangt, zu der es durch seine Lage und Gaben berechtigt ist.

Was die Kleidung der arbeitenden Klasse betrifft, so trägt diese noch Serape und Rebozo oder Mantille, und zwischen ihnen herum drängen sich die aus den umliegenden Dörfern hereingekommenen Indianer, die Männer mit ihren kurzen Hosen und der Serapa, die Frauen in Hemd und Unterrock, wie mit einem Kopftuch, merkwürdig und auffallend dem gleichen Volks-

stamm in Ecuador ähnelnd. Ueberhaupt ist es eigenthümlich, daß die ganze mexikanische Hochebene eine so auffallende Aehnlichkeit mit den gleich hoch liegenden Landestheilen in Ecuador nicht allein in dieser Hinsicht zeigt. Der ganze Charakter der Landschaft und Vegetation ist der nämliche, nur daß ich in Ecuador nicht so viel Mimosen angetroffen habe als in Mexiko. Sieht man aber einen Trupp Indianer zwischen den Mageys und Cactus, mit ihrer Last am Kopf hangend, den Weg entlang traben, die Männer voran, die Frauen mit den Kindern an der Hand, oder die kleinsten in der Rebozo liegend, hinterher, wobei sie noch einen Esel, selten ein Maulthier, treiben, so möchte man darauf schwören, daß man sich in der Nähe von Quito befände.

Selbst in der Sadt findet man unter ihnen gleiche Angewohnheiten und Sitten: die Wasserträger schleppen ihre schweren, genau wie in Ecuador geformten Gefäße in derselben Art, und die Fruchtverkäuferinnen sitzen genau so unter ihren viereckigen Sonnenschirmen, wie dort drüben ihre Schwestern, Tausende von Meilen entfernt.

Manches haben aber auch selbst die Indianer

von den Fremden gelernt, was sie jetzt noch ausbeuten, zum Beispiel den Blumenverkauf in der Stadt, den sie früher nicht betrieben. Es giebt ja kaum ein Land der Welt, das so reich an Blumen ist wie Mexiko. Wenn sie diese aber auch früher wohl dann und wann in ungeordneten Massen hereinbrachten, so haben sie jetzt, besonders von den Franzosen, es gelernt, die geschmackvollsten Bouquets davon zu binden, die sie nun zu einem so billigen Preis, besonders an Sonntagmorgen, in den Straßen ausbieten, daß ein europäischer Gärtner gar nicht mehr mit ihnen concurriren könnte. Sonst sind sie freilich auch in ihrem Schmutz den Indianern Ecuadors nur zu ähnlich und überhaupt eine gedrückte und unterdrückte Menschenrace.

Republik — es ist lächerlich, wenn man diese Bewohner einer Republik betrachtet, und erst das Kaiserreich zeigte den guten Willen, sie zu heben und zu Menschen zu machen. Kaiser Maximilian interessirte sich besonders für die Indianer, und seine Regierung wäre vielleicht ein Segen für sie geworden. Jetzt ist er todt — ehe sie selber nur vielleicht eine Ahnung erhielten, wie gut er es mit ihnen meinte, und kein anderer Mensch bekümmert sich mehr um das arme Volk, als

daß man es, wie eben die Zugstiere, zum Arbeiten benutzt. Aber trotzdem liegt mehr Intelligenz in diesem Volksstamm, als man vielleicht vermuthen sollte; sie haben zum Beispiel einen Sinn für das Schöne, wie sie es nicht allein im Binden ihrer Bouquets, nein, auch bei einer noch viel schwierigeren Kunst, vielleicht der schwierigsten, zeigen, beim Modelliren.

Man findet da besonders unter der indianischen Bevölkerung nicht allein tüchtige Arbeiter, sondern wirkliche Künstler, die mit den einfachsten Werkzeugen und Mitteln in unglaublich kurzer Zeit die reizendsten Arbeiten, besonders aus Wachs und Zeug, herstellen. Sie modelliren in den kleinen, etwa einen Fuß hohen Figuren auch nicht blos etwa einen Kopf und ein Paar Hände und stopfen das Andere nachher geschickt aus, sondern sie formen aus massivem Wachs oder fast noch kunstfertiger aus Zeug die ganze Figur anatomisch richtig in der Stellung, die sie ihr geben wollen, und bekleiden sie erst nachher in den verschiedenen Landestrachten durch ebenfalls mit Wachs getränktes Zeug, dem sie, wenn es noch weich ist, den schönsten Faltenwurf zu geben wissen. Gar nicht so selten findet man wirkliche Kunstwerke, die dabei um einen erstaun=

lich billigen Preis verkauft werden und gewöhnlich nicht mehr als anderthalb bis zwei Dollars kosten. Eben so geschickt formen sie aus Wachs die Früchte des Landes in täuschend ähnlichen Farben.

Einzelne Individuen giebt es dabei, die im Lande herumziehen und für wenige Groschen Jeden, der es wünscht, in Wachs als Büste modelliren, und mir wurde von einem Indianer erzählt, dem ein Europäer anbot, ihn mit nach Europa zu nehmen, weil er ein wirkliches Genie in ihm entdeckte. Der Mann wollte aber nicht; er verdiente in Mexiko was er brauchte, so wenig das auch sein mochte, und verlangte eben nicht mehr.

Aber nicht allein im Modelliren von Wachs zeigen sie große Kunstfertigkeit, sondern in einigen Gegenden hat sich die Industrie auch darauf verlegt, zum Beispiel Todtenköpfe und Menschenknochen en miniature aus Alabaster, Stein und selbst Holzkohle auszuschneiden. Besonders häufig findet man kleine Köpfe, die auf der einen Seite den vollen, blühenden Menschenkopf und auf der andern den Schädel zeigen. In dieser Art sah ich auch einen kleinen, vortrefflich getroffenen Kopf von Garibaldi.

Außerdem machen sie sehr mühsam ausgeführte Arbeiten in Federn, allerdings nicht mit dem Geschmack als die Brasilianer, aber doch mit großer Kunstfertigkeit angefertigt, zum Beispiel ganze Gemälde von Kolibrifedern, die so geschickt in einander gelegt und festgeklebt werden, daß sie ein wirkliches kleines Bild herstellen. Auch auf Visitenkarten kleben sie aus den Federn der Vögel selber alle die Arten, die im Lande vorkommen, auf, und ebenso formiren sie dieselben en miniature, aber vollständig, auf einem kleinen Draht und verkaufen diese wirklich künstlichen Arbeiten dann um einen Spottpreis.

Spielzeug machen sie ebenfalls, und manchmal ganz allerliebst. So fand ich zum Beispiel kleine Kühe, aus einem einzigen Stück rohen Kalbfells ganz geschickt ausgeschnitten und zusammengebogen, die das Stück um einen Claco, also wenige Pfennige, verkauft wurden und bei vollkommener Unzerbrechlichkeit das Praktischste sind, was man kleinen Kindern in die Hand geben kann.

Eine sehr große Fertigkeit besitzen sie in der Bereitung von dulces oder Zuckerwerk — besonders in dem Ueberzuckern von Früchten, und die meisten, ja fast alle solche Arbeiten werden allein von den Indianern geliefert. Die weißen

Abkömmlinge der Spanier — jetzt allerdings in der sehr großen Minderheit, laufen indessen nur als „Ebenbilder Gottes" herum, stehlen dem Schöpfer ihre Tage ab und schimpfen dann insgeheim auf das „Glück" der Fremden, die sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen erworben. Es ist wirklich erstaunlich, was diese spanischen Stämme an Faulheit zu leisten im Stande sind, und doch dürfen sie, besonders auf der Hochebene von Mexiko, ein zu heißes Klima nicht zum Vorwand nehmen. Eine bessere und mildere Temperatur kann es nirgends geben; man lebt dort fast wie in einem ewigen Frühling, und den Winter hindurch sind die Nächte so frisch, daß man eine wollene Decke recht gut vertragen kann.

Und was leistet Mexiko an wirklichen Arbeiten? — enorm wenig.

Allerdings werden im Lande selber Zeuge, und besonders die wollenen Decken oder sogenannte Serapes von den ordinärsten bis zu den feinsten, angefertigt. Auch Alles, was zu Pferdegeschirr und Reitcostüm gehört, wird im Lande gemacht; durchwandert man aber die verschiedenen Läden der Stadt, so findet man nur einzig und allein importirte Artikel, mit vorzüglich einer

kaum glaublichen Menge von französischen Galanteriewaaren.

Ein Artikel dabei, der jedoch meist auf offenem Markt feilgeboten wird, und oft zwar in den ärmlichsten Ständen, ist echt mexikanisch — und zwar die feinste und schönste Filigran-Arbeit in Silber, und noch dazu für einen außerordentlich mäßigen Preis — aber auch diese Filigran-Arbeiter sind Leute von gemischtem Blut.

Auch Hüte sind ein mexikanisches Fabrikat, obgleich meistens von Fremden angefertigt. In einen richtigen und feinen Filzhut setzt aber der Mexikaner seinen ganzen Stolz, und daß der Filz dabei dick und noch außerdem durch reiche Gold- und Silberstickerei fast unerträglich schwer gemacht wird, hat nichts zu sagen. Es ist gar nicht etwa so selten, daß solch ein Hut an 20 bis 50 und mehr Thaler kostet, und dabei ist er nicht einmal beim Reiten praktisch, weil der Wind unter den fast fußbreiten Rand drückt. Selbst in der Straße hat man nur ewig oben diesen Rändern und unten den, das Unglaubliche leistenden Schleppen auszuweichen. Aber das schadet nichts; es ist einmal die Nationaltracht, und je theurer sie gemacht werden kann, desto besser.

Diesem Fabrikat besonders haben sich in einem kleinen Theil die Franzosen, ganz hauptsächlich aber die Deutschen zugewandt und dabei viel Geld verdient.

Ueberhaupt spielen die Deutschen in Mexiko eine ziemlich bedeutende Rolle und sind allgemein geachtet und gern gesehen. Freilich hätte die Intervention diesem Verhältnisse fast einen Stoß gegeben, denn der Kaiser brachte leider Gottes eine Menge abenteuerlichen Gelichters mit, das nur nach Mexiko gekommen war, um geschwind reich zu werden, und sich weder des Landes noch des Kaisers wegen Gewissensbisse machte. Viele dieser Herren mißbrauchten den Credit, den die Deutschen sich durch ihren Fleiß und ihre Redlichkeit in Mexiko erworben, in umfassendster Weise, und haben auch dafür gesorgt, daß man sie noch lange nicht im Lande vergessen wird, ja ihre Namen als theure Angedenken aufbewahrt; aber die Zeit ist vorüber, — die Mexikaner fingen auch selber an, einen Unterschied zu machen, und die zu leichten Elemente wurden über Nacht wieder weggefegt.

Allerdings sind noch sehr viele Oesterreicher im Lande zurückgeblieben, aber fast ausschließlich nur von der besseren Art, meistens Aerzte, da

die wirklichen Abenteurer wohl bald einsahen, daß sie sich in ihren Erwartungen und Hoffnungen getäuscht. Unter dem Glanz und Flitter eines Thrones hätten sie mit hochklingenden Namen und Titeln und in brillanten Uniformen Leichtgläubige vielleicht noch eine Zeit lang blenden können, aber im praktischen Leben ließ sich die Sache nicht durchführen, und sie gaben es deshalb auf.

In deutschen Händen befindet sich jetzt fast — hier sowohl als in Vera-Cruz — das ganze Importgeschäft des Landes, und auch in gesellschaftlicher Beziehung scheint das deutsche Element ziemlich wacker zusammenzuhalten. Das „Deutsche Haus“, wie das mit einer Bibliothek, Lesezimmer, Billard ꝛc. versehene Gesellschaftshaus heißt, vereinigt die meisten der hier ansässigen Deutschen, und sogar ein Turnverein hat sich in jüngster Zeit etablirt, dem ich aber keine lange Lebensdauer prophezeie. Mexiko hat allerdings ein herrliches und nicht zu heißes Klima, aber zum Turnen ist es denn doch — selbst im Winter — ein wenig zu heiß, und schon während ich dort war, also noch im neuesten Beginnen, entschuldigten sich die einzelnen Mitglieder sehr häufig mit der allzu drückenden Temperatur.

Merkwürdiger Weise haben die Franzosen, die doch sonst von allen Nationen am festesten im Auslande zusammenhalten, kein besonderes Vereinslocal, das sich sogar die Spanier gegründet.

Uebrigens bedauert Niemand mehr als gerade die Deutschen oder überhaupt die Fremden, daß dem Kaiserreich ein Ende gemacht wurde, und zwar nicht allein aus persönlichem Interesse an dem liebenswürdigen Charakter des Kaisers selber wie seiner Gemahlin, sondern besonders weil sie sahen, daß dadurch ein geregelter Zustand in Mexiko eingeführt wurde und auch nur dadurch eingeführt werden konnte. Was sich als Spreu mit unter den Weizen gemischt und in das Land, wahrlich nicht zu seinem Besten, eingeschmuggelt hatte, wäre mit der Zeit doch wieder ausgemerzt worden oder hätte sich selber abgeschliffen; aber es sollte eben nicht sein. Maximilian, so herzensgut er sich immer gezeigt, war zu schwankender, weicher Natur, um ein Volk zu beherrschen, wie die Mexikaner. Das verlangte eine unerbittliche, eiserne Hand, wie sie Garcia Moreno den Ecuadorianern gezeigt und die Revolutionen damit im Keime erstickt hatte, und die hatte Maximilian nicht.

Zuerst ließ er sich durch Marschall Bazaine und französische Lügen, daß Juarez das Land flüchtig verlassen habe und von jetzt an nur noch Raubbanden existirten, zu dem unglücklichen Decret vom 5. October 1865 verleiten, nach welchem gegen jedes Mitglied einer bewaffneten Bande die Todesstrafe ausgesprochen wurde. Aber er hätte entweder nie darein willigen, oder, wenn er es doch that, die Maßregel mit der furchtbarsten Strenge durchführen müssen. So wälzte Bazaine nur das Odium des Decrets auf den armen Kaiser, der begnadigte, wo er nur irgend konnte, während die Franzosen, besonders mit der sogenannten Contre-Guerilla, zahllose Menschenleben hinschlachteten. Der Fluch des Schriftstücks blieb aber natürlich auf dem Kaiser haften, und der unglückliche Monarch büßte seine Schwachheit mit dem Tode; aber er büßte sie als Mann, und Alle, die ihn noch zuletzt gesehen, haben nur die eine Stimme über ihn, daß er seinem Schicksal in heroischer Ruhe und wie ein wackerer Soldat entgegenging.

Und hatte er gar keine Freunde, die ihn warnen, die ihm rathen konnten? Doch, er hatte deren; aber wir brauchen nicht nach Mexiko zu gehen, um ähnliche Beispiele zahlreich genug zu

finden. Der Kaiser hatte einzelne brave Männer um sich, und er hörte sie auch wohl an, aber Andere, die ihr eigenes Interesse dabei verfolgten und kein Mittel scheuten, ihre Zwecke zu erreichen, also auch nicht die Schmeichelei, wußten ihren Worten mehr Nachdruck zu geben.

Maximilian hatte Freunde um sich, aber noch in der letzten Stunde vermochte der Pater Fischer, der in dem schwachen Kaiser das beste Werkzeug seiner eigenen Pläne sah, denselben von seinem Entschlusse, nach Europa zurückzukehren, abzubringen. Allerdings hatte er die feste Absicht, in Mexiko abzudanken, aber auch dort wieder gewann der Einfluß anderer Interessen, mit richtiger Ueberredung betrieben, die Oberhand. Er ging nach Querétaro und stellte sich an die Spitze der Armee, und selbst von dort aus noch hätte er mit leichter Mühe fliehen können. Wahre Freunde versuchten selbst da seine Rettung, aber auch hier trat ihnen ein intriguantes Weib entgegen, und der günstige Augenblick verstrich — der Kaiser fiel. Und seine Speichellecker und Hofschranzen? Sie zogen sich mit dem, was sie in der Geschwindigkeit hatten erbeuten können, vom Pater Fischer bald darauf gefolgt, in Sicherheit nach Europa zurück, und werden jetzt, aller Wahr=

scheinlichkeit nach, große Geschichten erzählen, wie sie allein, wenn ihnen der Kaiser nur vertraut, ihn sowohl als das Reich gerettet haben würden; — es ist das ja eben Menschennatur.

Die jetzige Regierung ist nun eifrig bemüht, alle Erinnerungen an die frühere Kaiserzeit zu vernichten und aus dem Gedächtniß des Volkes zu merzen; aber es ist das doch nicht so leicht, als man vielleicht zu glauben scheint, denn zu viele Verbesserungen wurden in der kurzen Zeit eingeführt, die sich nicht so leicht vertilgen lassen als angebrachte Namenszüge und Kronen.

In Querétaro war man sogar genöthigt, den Executionsplatz nicht allein der Erde gleich zu machen und alle Büsche und Stauden in der Nachbarschaft wegzuschlagen, ja sogar Schutt aus der Stadt auf die Stelle zu fahren, um den Ovationen und Blumenspenden ein Ende zu machen, konnte aber nicht verhindern, daß viele edle Familien noch jetzt innerlich und selbst äußerlich um den gemordeten Kaiser trauern, daß seine Bilder nach der Natur wie in Apotheosen überall und fast an jedem Schaufenster in der Stadt ausgestellt stehen, daß ein Kalender Maximilian's, der die Kaiserzeit in den freundlichsten Farben schildert, bald in zwei Auflagen vergriffen wurde,

und jetzt sogar im Süden, in Yucatan, ein Trupp von Revolutionären den Namen der Kaiserin auf ihre Fahne geschrieben, um den dortigen District von Juarez' Herrschaft loszureißen. Ich will dabei allerdings nicht behaupten, daß jene Landstriche unter den Herren, die das Land, wenn auch Namens der Kaiserin, beherrschen möchten, glücklicher sein würden, als unter der jetzigen Regierung; ich traue einer so viel und so wenig wie der andern, aber es zeigt doch immer die Stimmung im Lande und verdient deshalb Erwähnung.

Einen Gewinn hat übrigens die Stadt Mexiko auch für den Fremden durch die Kaiserzeit und durch das damit verbundene Einströmen zahlreicher Fremden gehabt, nämlich die Errichtung vieler und zuweilen recht guter Hôtels, an denen früher ein bedeutender Mangel gewesen sein soll. Hôtel „Iturbide" (auch eine Erinnerung aus einer früheren Kaiserzeit, die mit der Erschießung des Monarchen endete), Hôtel „Bazar", Hôtel „National" sind recht gut und behaglich eingerichtet, und bieten besonders alle die nicht hoch genug anzuschlagende Annehmlichkeit, daß man in ihnen ein hübsches Zimmer zu verhältnißmäßig billigem Preise (10 Dollars für 15

Tage oder 1 Dollar per Tag) bekommen kann, ohne verpflichtet zu sein, auch dort zu essen; man bezahlt eben in der Restauration für das, was man sich geben läßt.

Auf's äußerste war ich sogar erstaunt, als ich im Hôtel National, wo ich abstieg, wie im Eingange des Capitels erwähnt, die Bequemlichkeit eines telegraphischen Klingelzuges vorfand. An dem ersten Abend hatte ich allerdings keine Gelegenheit davon Gebrauch zu machen, am nächsten Morgen aber, nachdem ich mich gewaschen, drückte ich bescheiden einmal auf den Knopf, um den Kaffee herauf zu citiren, und zündete mir indessen eine Cigarre an — aber der Kaffee kam nicht. Ich drückte jetzt zweimal, und wartete mit echt deutscher Geduld wohl eine Viertelstunde — er kam noch immer nicht, auch Niemand sonst, der sich um mich bekümmerte, und ich fing an ungeduldig zu werden. Ich ließ den Telegraphen wie ein Glockenspiel arbeiten, und horchte dann, weil ich glaubte, die Kellner würden jetzt von allen Seiten herbeistürzen, um zu erfahren wo ein Unglück geschehen sei. Nichts Derartiges geschah. Das Haus blieb todtenstill, und ich mußte zuletzt selber hinuntergehen, um meinen Kaffee zu bestellen.

Am nächsten Morgen erneute ich allerdings noch einmal den Versuch, aber nur mit dem nämlichen Erfolg, und fand jetzt, daß der Telegraph im Hause eigentlich nur eine scherzhafte Einrichtung sei, um durchreisende Fremde zu dem irrigen Glauben zu veranlassen, daß sie irgend eine Bedienung zu erwarten hätten. Eine Treppe tiefer, unter dem Zahlenbrett, das die Nummer des gezogenen Telegraphen angab, saß allerdings, wie ich später bemerkte, in beschaulicher Ruhe der Portier, und drehte jedesmal, wenn die Klingel zum ersten Mal ertönte, den Kopf darnach um, wahrscheinlich nur um zu sehen, welcher Fremde wieder einmal in die Falle gegangen sei. Das war auch Alles; er hielt es nicht einmal der Mühe werth, Einen der langsam auf den Treppen herumschlendernden Leute nach einem möglichen Kellner auszuschicken, und bei weiteren Ruhestörungen rührte er sich gar nicht. Ertönte dann wieder einmal Morgens die Klingel, erst leise, dann laut und gebieterisch, so wußte ich ganz genau, daß ein neuer Fremder in dem Hôtel eingezogen sei und eben damit beschäftigt war Lehrgeld zu bezahlen.

Das Hôtel Iturbide hat übrigens nicht allein seinen Namen nach dem ebenfalls erschossenen

Kaiser bekommen, sondern liegt sogar im Hause Iturbide, in dem alten Kaiserpalast, einem prächtigen Denkmal aus vergangener Zeit, mit riesigem Portal, hoch aufgebauten Etagen und fast großartigen, keck geformten Säulen, welche die Veranden tragen.

Mexiko ist überhaupt ein historisch höchst interessanter Platz, denn jede Straße fast bietet eine andere Erinnerung aus der wunderlichen und verwickelten, aber fast immer blutigen Geschichte des Landes. Da steht das Haus noch mit seinen sonderbaren, mit Fließen *) belegten Wänden und Giebeln, in dem die Familie Cortez wohnte; dort ist die Stelle, wo neben dem früheren Tempel und jetzt der Kathedrale das freilich nun eingerissene oder umgebaute Haus Montezuma's stand. Das dort war ein Haus, jetzt leer und verfallen, das sich der reichste Minenbesitzer des reichen Landes erbaute, der, als ihm der erste Sohn geboren wurde, die Straßen bis zur nächsten Kirche — etwa eine Entfernung von 4= bis 500 Schritt — mit massiven Silber=

*) Noch bis auf den heutigen Tag existirt das alte mexikanische Sprichwort: „Der wird sich auch kein Haus mit Fließen bauen" — was heißen soll: er wird nie etwas vor sich bringen, da diese Bauart früher stets außerordentlich theuer war.

barren belegen ließ, damit auf ihnen sein Sohn in die Kirche getragen würde, während derselbe Sohn auf der Schwelle derselben Kirche, etwa 60 Jahre später, krank und elend saß und Almosen von den Vorübergehenden erbettelte.

Dort, im Hofe eines der öffentlichen Gebäude, neben einer Soldatenwache, die ihr Geschirr auf ihm putzen und ihn verunreinigen, steht der alte Opferstein, auf dem die Kriegsgefangenen der Mexikaner mit einem Fuße angefesselt wurden und gegen drei Krieger des Stammes kämpfen mußten, in welchem Falle, wenn sie den Kampf siegreich bestanden, nicht allein die Freiheit, sondern auch hohe Würden und Ehren ihrer harrten, im andern Falle aber ihr Blut die innere Höhlung füllte — und welche wunderbar künstliche Arbeit zeigt der Stein — wunderbar in der That, wenn wir bedenken, daß die Mexikaner der Zeit noch nicht einmal die Benutzung des Eisens verstanden und Alles mit steinernen Instrumenten arbeiteten.

Dort in der Kathedrale, die eine Zierde der ganzen Stadt bildet, wenn sie auch der frühere alte Tempel weit besser schmücken würde, ist noch der alte riesige Kalenderstein Montezuma's eingemauert und kündet deutlich an, auf welcher

hohen Stufe der Intelligenz die damaligen Priester des Volkes standen; unfern der Stadt steht auch die alte Ceder, unter der noch derselbe Stein liegt, auf dem Cortez gesessen hat, als er damals aus Mexiko vertrieben und nach dem Verlust zahlreicher Freunde bitterlich weinte. Noch bis auf diesen Tag heißt sie auch el arbol de la noche triste oder der Baum der Trauernacht. — Bei Chapultepek, dem lieblichsten Punkte der Welt und auch dem Lieblingsaufenthalte Maximilian's, liegen noch die gut erhaltenen Bäder Montezuma's, und überall zeigen sich die Spuren jener vergangenen Zeiten aus dem Leben eines Volkes, das glücklich war, bis die Eroberer in das Land fielen und mit dem scharf geschliffenen Schwert die Heiden belehrten, daß da oben über den Sternen ein Gott der Liebe wohne. Das kostete freilich sehr viel Menschenblut, und äußerlich wurden die blinden Heiden auch wirklich zum Christenthum bekehrt — es wäre ihnen auch sonst schlecht ergangen, wenn sie sich nicht hätten überzeugen lassen —, innerlich aber hangen noch bis auf den heutigen Tag Tausende dem alten Glauben an, und es wird sogar als ganz bestimmt behauptet, daß sie in vielen für sie bestimmten Kirchen gewußt haben, hinter dem Al-

tare des neuen Gottes einzelne ihrer alten und allerdings nicht hübschen Götterbilder einzugraben, zu denen sie jetzt ungestört beten können, wenn sie sich vor dem Altar niederwerfen. — Es geht in der That wunderlich in der Welt zu; sonderbar nur, daß gerade die Indianer die ehrlichste Menschenklasse unter der mexikanischen Bevölkerung sind und die Banden von Straßenräubern und Dieben meistens aus wirklichen mexikanischen Christen bestehen, die vor jedem Heiligenbilde den Hut ziehen und sich bekreuzen.

Da ich übrigens gerade auf das Capitel komme, darf ich auch nicht die Kirche der Madonna von Guadalupe unerwähnt lassen, den größten Wallfahrtsort, den Mexiko besitzt. Die heilige Madonna ist, der Erzählung der Geistlichen nach, dort auf dem Berge, gerade über Mexiko, in früherer Zeit einem Schäfer erschienen und hat, wenn ich nicht irre, von ihm verlangt, daß er zum Erzbischof gehe und den Bau einer Kirche von ihm begehre. Der Erzbischof glaubte aber, der Schäfer flunkere ihm etwas vor. Die heilige Jungfrau erschien dem Schäfer aber zum zweiten und dritten Male, und befahl ihm zuletzt auf einen bestimmten Berg zu gehen, dort eine Anzahl von Rosen zu pflücken

und diese dann dem Erzbischof zu bringen. Das that der Schäfer. Obgleich er sonst da oben noch nie Rosen gesehen, jetzt fand er sie und nahm sie in seiner Schürze mit; als er sie aber bei dem Geistlichen ausschütten wollte, war ein neues Wunder geschehen. Rosen hatte er allerdings nicht mehr in der Schürze, aber auf derselben stand das Bild der Mutter Gottes im Himmelsglanz mit langem gestickten Mantel und Heiligenschein gemalt, und mußte jetzt den Ungläubigsten überzeugen.

Die Kirche wurde gebaut und überreich mit Silber, Gold und Juwelen ausgestattet, die Schürze mit dem Bild darauf aber in einem kostbaren Rahmen über dem Altar aufgehangen, wo es sich auch noch bis auf den heutigen Tag befindet und schon eine große Anzahl von Wundern gethan haben soll.

In der Kirche selber sind in einer Ecke auf einer Masse kleiner, allerdings erbärmlich gemalter Bilder viele von diesen Wundern dargestellt. Menschen werden darauf durch das Anrufen der Heiligen von durchgehenden Pferden, Räubern, aus Wasser- und Feuersnoth gerettet, und silberne Arme und Beine, kleine Krücken und andere Symbole hangen darum her, um dadurch

nähere Kennzeichen anzugeben. In der Kirche selber ist auch ein kleiner Ladentisch aufgeschlagen, wo bei Philipp und Simon en gros gekaufte Rosenkränze, die nachher geweiht wurden, en détail zu 1 bis 6 Realen das Stück an die Gläubigen verkauft werden. Ebenso kann man dort kleine Bilder der Jungfrau, Stücke Band und kleine Kugeln, die eine wohlthätige Wirkung auf den Körper ausüben sollen, und viele andere nützliche Dinge noch erhalten. Ein Pater steht hinter dem Ladentisch, verkauft und hat auch gleich Papier vorräthig, um das Gekaufte ordentlich einzuwickeln. Ich erwarb auf diese Weise einige Rosenkränze und Bilder, um sie als Andenken mitzunehmen.

Uebrigens glaube ich beinah, daß ich zu viel bezahlt habe, denn mein Begleiter sagte mir, daß sich mit den Herren auch handeln ließe, und daß sie, besonders wenn man mehr zusammen nehme, einen Rabatt gäben.

Neben der Kirche steht ein wie ein Schiff geformter, ziemlich weit sichtbarer Stein, von dem man erzählt, daß ein aus arger Gefahr geretteter Seemann der Jungfrau von Guadalupe in höchster Noth gelobt habe, ihr ein Schiff zu bauen. Auf festem Lande glücklich angekommen,

soll ihm aber die Sache doch ein wenig zu kostspielig gewesen sein, und er hat deshalb dort oben den Stein aufgestellt, der von Weitem allerdings die Gestalt eines kleinen Schiffes unter vollen Segeln hat. Dicht bei der Kirche ist der heilige Brunnen mit sehr eisenhaltigem Wasser und fortwährend von Kranken umlagert, die das Wasser trinken und sich damit bespritzen oder darin waschen. Appetitlich sieht es nicht aus, aber das Wasser soll wunderkräftig sein. Uebrigens kann man sich darauf verlassen, an der Schwelle der Kirche von einer Masse verkrüppelter Bettler überfallen zu werden, und es gehören starke Nerven dazu, um den Anblick der verstümmelten Glieder zu ertragen, die Einem, um Mitleid zu erregen, von den unglücklichen Besitzern entgegengehalten werden. Ich vertheilte rasch alles kleine Geld, was ich bei mir hatte, und dankte Gott, als ich von der entsetzlichen Umgebung erlöst wurde.

Die heilige Jungfrau von Guadalupe wird in Mexiko sehr hoch gehalten, und leider kam ich nur ein wenig zu spät zu dem Feste, das jährlich zu ihren Ehren gehalten wird und zu dem besonders die Indianer in Schwärmen herbeikommen und — viel Geld dort verzehren.

Mir wurde versichert, daß die Kirche in der Zeit eher einem Jahrmarkt, als einem Heiligthume glich. Uebrigens ist sie außerordentlich reich, und ein massiv silbernes Geländer, das die Altäre umgiebt, soll nur einen kleinen Theil früherer Schätze ausgemacht haben.

Schon von mehreren Seiten war mir gesagt, daß ich den Markt und besonders den Canal besuchen möchte, auf dem die Indianer mit ihren Gemüsen ankommen. Dorthin ging ich eines Morgens und bereute es wahrlich nicht, denn es kann kaum ein lebendigeres, freundlicheres Bild geben, als diesen höchst eigenthümlichen Gemüsemarkt der Hauptstadt.

Morgens mit Sonnenaufgang, also in jetziger Zeit etwas nach sechs Uhr, treffen die kleinen, wie ein längliches Viereck gebauten Fahrzeuge der Indianer ein. Sie sind mit grünen, frischen Gemüsen und zum Theil auch mit Früchten hoch aufgebaut, und dazwischen sitzen und stehen die jungen, drallen Frauen und treiben die Boote vorwärts, und um sie her spielen lachende Kinder, die das Bild allerdings verschönern, den Gemüsen selber aber nicht immer nützlich sind.

Anfangs kommen sie nur einzeln — die am raschesten rudern konnten, sind die Ersten und

auch im Stande, sich den besten Platz auszusuchen —, aber bald folgt der Schwarm nach, so daß es nur kurze Zeit dauert und der eben nicht sehr breite Canal liegt so gedrängt voll Boote, daß für die später kommenden kaum eine genügende Fahrstraße bleibt. Und jetzt sind auch von allen Seiten die Fruchthöker gekommen, die, wie bei uns daheim, Kohl und Rüben en gros einkaufen, um sie über Tag nachher wieder mit einem geringen Nutzen zu verkaufen. Aber welch ein Unterschied zwischen hier und daheim, denn wenn man bei uns einmal derartige Scenen erlebt hat, so wird man sich gewiß an den ewigen Skandal erinnern, den das bitterböse Geschlecht der Hökerweiber unterhält und oft damit eine ganze Nachbarschaft zur Verzweiflung treibt.

Hier hört man kein böses, ja selbst lautes Wort, ausgenommen dann und wann einmal ein fröhliches Lachen oder einen harmlosen Scherz; Alles wird in Frieden und Freundschaft abgemacht, und die Frauen am Ufer bezeichnen nur die Gegenstände, die sie haben wollen, aber nicht erreichen können, worauf die Verkäufer ihnen das Verlangte zuwerfen, ohne nur die geringste Besorgniß zu verrathen, daß ihnen die betreffenden Höker mit dem Betrag durchbrennen könnten.

Aber sie wissen auch, daß ihnen bei einem nur versuchten Betrug, alle übrigen Käufer augenblicklich beistehen würden.

Herrliches Gemüse kommt da zu Markte, wie es die gemäßigte Zone kaum in einem andern Land der Welt besser und kräftiger hervorbringt: Kraut, Blumenkohl, Rüben, Zwiebeln, Salat und wie die grünen Herrlichkeiten alle heißen. Dicht am Ufer breiten sich dann die Einzelverkäufer aus, denn sie wissen recht gut, daß der Engros-Handel nicht lange andauert, und nun kommen die Leute aus der Stadt mit ihren kleinen Körben und holen, was sie brauchen, während die Indianerinnen in den Booten ihr mitgebrachtes frugales Mahl von einigen Tortillas und etwas getrocknetem Fleisch verzehren und sich dann anschicken, die Heimfahrt anzutreten, um am nächsten Morgen mit einer frischen Ladung zurückzukehren.

Ruhige, harmlose Menschen; die Revolutionen gehen über sie hin und vernichten vielleicht ihre bescheidene, ärmliche Heimath, aber sie sind wie die Halme, die der Sturm wohl niederbeugen, aber nie zerbrechen kann. Er zersplittert die Eiche, aber über sie braust er hin, und wenn die Sonne auf's Neue hervorbricht, heben sie sich

langsam wieder empor und schaukeln nach wie vor in der Brise.

Und wie entsetzlich ärmlich leben Viele von diesen Leuten! Da sind die Salz- und Salpetergruben an den Ufern der verschiedenen Seen, wo sie in Höhlen und Schmutz und Ungeziefer fast wie wilde Thiere hausen — und doch genügt ihnen ihre Existenz, und keine Revolution im ganzen Lande ist je von der Seite ausgegangen, die am meisten Ursache hätte mit ihrem Geschick zu zürnen.

Uebrigens ist es ganz unglaublich, mit welch' geringen Kleinigkeiten sich gerade die Indianer begnügen, um irgend ein „Geschäft" zu betreiben. So sieht man oft einzelne von ihnen mit ein paar Stückchen Käse durch die Straßen ziehen, die sie zum Verkauf ausbieten, ja, ich habe an der Plaza Indianer mit einer einzigen weißen Blume sitzen sehen, die irgend eine heilkräftige Wirkung „für das Herz" haben soll, und wenn sie dieselbe für ein paar Clacos verkauften, gingen sie befriedigt nach Hause.

Wie muß einem solchen armen Teufel zu Muthe sein, wenn er an einem der prächtigen Läden vorübergeht und dort einzelne Luxusgegenstände aufgestellt sieht, deren Zweck er natürlich

nicht begreift, deren Preis aber hinreichen würde, ihn und seine ganze Familie ein paar Jahr am Leben zu erhalten, und mehr als sein Leben verlangt er ja nicht auf der Gotteswelt! Wenn der zum Communismus überträte, wer könnte es ihm verdenken? Aber kaum steigt wohl je ein solcher civilisirter Gedanke in seinem Herzen auf — er verlangt nicht einmal 40 Millionen vom Staat zu einem Unterstützungsfonds der freien Arbeit. Still und ruhig müht er sich ab und wird indessen von dem weißen Gesindel unter die Füße und zuletzt in die Erde hineingetreten, um dort den Acker noch nach dem Tode zu düngen, auf dem er sich früher abgemüht. — Hol' ihn der Teufel, warum hat er nicht auch gelernt das Volk zu beschwindeln — er hätte ein großer Mann werden können! Juarez ist ja auch nur ein Indianer.

An einem der schönen Abende — und sie waren alle schön — besuchte ich mit einem Deutschen das alte Schloß Chapultepek, wo Montezuma seinen Sommersitz gehabt, das die Amerikaner mit Sturm genommen, wo Kaiser Maximilian's Lieblingsaufenthalt gewesen und das noch jetzt — was wahrlich viel gesagt ist — den schönsten Punkt Mexikos bildet.

Das Schloß selbst, von starken, hohen Mauern umgeben, bei denen es Einem eigentlich unbegreiflich scheint, daß es die Amerikaner damals so rasch mit Sturm nehmen konnten, ist allerdings von keiner außerordentlichen Schönheit, wenn es auch freundliche, luftige Zimmer und einen sehr hübschen Garten hat; die Perle Chapultepeks ist aber der eine Thurm, der das ganze Gebäude überragt und die wundervollste Aussicht in vollem, durch nichts eingeschränktem Panorama auf das ganze Thal von Mexiko bietet. —

Ich bin von Gott vor tausend anderen Menschen reich begünstigt worden — ich habe seine Wunder und die Schönheiten seiner Welt aller Orten sehen und darin schwelgen dürfen, aber Schöneres in seiner Art gerade, habe ich nie gefunden, und in dem Augenblick hielt ich mich für all' die Mühen und Beschwerden, die es mich gekostet, um es zu erreichen, reich und voll belohnt.

Oh, wie wunderbar schön ist doch dieses Land! Und trotzdem, so weit auch hier der Blick über alle diese herrlichen Gegenden schweift, keine Stelle fast im ganzen Thal, wo sich nicht die Menschen aus Goldgier, Religionshaß oder von blindem Ehrgeiz angetrieben, gemordet und den Boden mit Blut roth gefärbt haben. Von ältester

bis zu neuester Zeit reichen diese Greuel, und selbst noch in diesem Augenblick lauern Banden von Straßenräubern in dem Thal wie an den Hängen der es umgebenden Berge, auf den friedlichen Wanderer, und die Regierung ist mit all' dem Blut, das sie vergossen, nicht im Stande, selbst die unmittelbare Nähe ihrer Hauptstadt von diesem Gesindel frei zu halten. — Aber leider finden wir das in der ganzen Welt bestätigt, daß gerade in den Ländern, über welche die Natur mit vollen Händen ihre Gaben ausgeschüttet, das Geschlecht der Menschen den einzigen dunklen Flecken in dem Bilde zeigt, während es harmlos und friedlich und deshalb auch glücklich in den wüstesten Einöden beisammen wohnt.

Ich konnte den Blick kaum losreißen von den wundervollen, prachtvollen Contouren der Berge, von dem eigenen Zauber, der auf der ganzen Landschaft lag. Zu unseren Füßen fast, oder doch nur kurze Strecke entfernt, breitete sich die Hauptstadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Klöstern und den regelmäßig eingetheilten Straßen aus; hinter und neben ihr lagen die noch in der Sonne blitzenden Seen, dahinter erhoben sich die beiden großartigen, mit Schnee bedeckten

Vulkane, und ringsum, soweit der Blick schweifte, zeigten sich kleine, freundliche Städte und Ortschaften, eingerahmt von dem höher steigenden Lande, das den ganzen Horizont umschloß; unmittelbar unter uns aber lag der kleine, doch freundliche Park von Chapultepek, unter dessen riesigen Cedern schon Montezuma, dann Iturbide und zuletzt Maximilian gewandelt — eine ganze Kette von unglücklichen Fürsten, denen hier das Schönste der Welt als Eigenthum geboten wurde, nur um sie desto sicherer zu verderben.

Und jetzt sank die Sonne — das Thal füllte sich mit mattem Dämmerschein und die beiden Kuppen der Vulkane fingen an zu erglühen; rosige Wolken hingen darüber in der Luft und stiegen aus den Schluchten der Gebirge, wohin die Strahlen der untergegangenen Sonne schon nicht mehr dringen konnten, wie bleiche Gespenster der Vorzeit empor.

Ich hätte die ganze Nacht hier oben bleiben mögen, aber der Eisenbahnzug, der uns nach der Stadt zurückbringen sollte, wurde bald erwartet, und wir wollten doch auch noch, ehe wir das Schloß verließen, die riesigen Bäume da unten besuchen, unter denen all' die Opfer mexikanischer Kriege und Revolutionen gewandelt

und von dem Glanz und Glück ihrer Herrschaft geträumt hatten.

Es sind wirklich prachtvolle Bäume, diese mächtigen Cedern mit ihren Riesenstämmen und fest zusammengedrängten dunkeln Wipfeln, wie sie dastehen in stiller Einsamkeit. Der eine, den wir maßen, hat 7½ Klafter in seinem Umfange, etwa 4 Fuß vom Boden, und seine Zweige beschatteten dabei einen verhältnißmäßig kleinen Raum. Nahe dabei liegen außerdem die klaren Quellen, die ihr Wasser der Stadt zuführen, liegt noch das alte Bad Montezuma's und all' der ermordeten Fürsten, die ihm nachgefolgt — aber dem Publikum ist der Platz jetzt verschlossen. Nur wer eine besondere Karte erhält, darf ihn besuchen, und ich weiß nicht, ob das eine bleibende Maßregel ist, oder ob sie nur zeitweilig aufrecht erhalten werden soll. Es wurde nämlich im Schlosse selber gerade Manches restaurirt, da Juarez dort in nächster Zeit zur Feier seines Antritts ein großes Frühstück geben wollte.

Ich würde mir dazu an seiner Stelle ein ganz neues Haus haben bauen lassen, denn in dem Schlosse hätte mir gewiß kein Bissen geschmeckt; aber die Naturen sind eben verschieden.

Am Tag vor Weihnachten fuhr ich ebenfalls

mit einem Deutschen nach dem berühmten Cortez-baum hinaus, der in dem kleinen Ort Tacuba unmittelbar neben der Kirche steht. El arbol de la noche triste oder der Baum der Trauernacht ist zu merkwürdig — schon seiner selbst und seines ungeheuren Umfangs wegen, um an ihm vorbeizugehen.

Der Baum ist eine riesige Ceder mit allerdings schon altersmorschem Stamm und wenig mehr übrig gebliebenen Riesenzweigen, aber der Stamm selber hat 4 Fuß über der Erde reichlich 9 Klaftern im Umfang, und an seinem Fuß liegt noch ein Stein, auf welchem Cortez in jener Nacht, als er aus Mexiko vertrieben worden, gesessen haben soll und geweint.

Es war das in jener Zeit, als Diego Velasquez, der Gouverneur von Cuba, eifersüchtig auf den unerwartet günstigen Erfolg von Cortez' Expedition, Pamphilo Narvaez nach Vera-Cruz sandte, um Cortez abzusetzen und den Oberbefehl selber zu übernehmen. Cortez war aber nicht der Mann, sich einer solchen Ungerechtigkeit zu fügen. Narvaez hatte wohl 1300 Mann mit sich, er selber kaum 450. Trotzdem marschirte er gegen Vera-Cruz, schlug Narvaez und nahm ihn gefangen, verstärkte sich dann mit den gegen ihn

gesandten Truppen und ging wieder nach Mexiko zurück. Während seiner Abwesenheit hatte aber indessen der als Oberbefehlshaber zurückgelassene Alvarado durch scheußliche Grausamkeiten und Erpressungen die Mexikaner so gereizt, daß sie, zur Verzweiflung getrieben, revoltirten und Cortez selber sich zuletzt nicht mehr gegen sie halten konnte. Tag und Nacht griffen sie ihn an, und als er aus dem damals vollkommen mit Wasser umgebenen Mexiko flüchten wollte, richteten die Mexikaner eine furchtbare Niederlage unter seinen Truppen an. Er hatte im Ganzen etwa 1300 Mann gehabt, aber kaum mehr ,als 400 entkamen mit ihm und wie wenige von Allen unverwundet. Erst in Tacuba, auf einer niederen Anhöhe, hielt er Stand und warf dort Schanzen auf, und noch jetzt steht jener alte Baum, unter welchem ihm, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, das Herz verzagte und er bitterlich weinte.

6.

Der Weihnachtsmarkt zu Mexiko und die Festzeit.

Weihnachten rückte heran und die Festzeit, und auf der Plaza wurden schon durch das Aufschlagen vieler Buden die Vorbereitungen dazu getroffen.

Weihnachten! — Wie manche, manche Weihnachten habe ich draußen in der Fremde, fern von meinen Lieben verlebt — und an wie viel verschiedenen Plätzen! Zuerst verträumte ich meinen Weihnachtsabend — und manche trübe Stunde war dabei — einsam in den Urwäldern Amerikas, und Christbäume standen genug da, aber an keinem ein Licht, nichts als die vor mir lodernde Gluth, und statt dem Gejubel fröhlicher Kinder das Geheul der Wölfe um mich her. — Dann kam eine andere Zeit — ich

kehrte ja nach dem Vaterland zurück, und eine Zeit lang war es, als ob ich nun in den Hafen der Ruhe eingelaufen wäre. Ich hatte Weib und Kind, und allen menschlichen Berechnungen nach mußte ich jetzt zu Hause bleiben. — Es war nicht wahr. Das Jahr 1848 zeigte mir die Wahl, mein Leben als Schriftsteller in den aufgeregten Zeiten entweder kümmerlich zu fristen, oder mir durch einen kecken Entschluß eine Stellung zu erzwingen, und — von ewiger Reiselust außerdem getrieben, wählte ich das Letztere.

Die nächste Weihnacht fand mich zwischen den Goldgräbern in San Francisco, die zweite auf dem Walfischfang, die dritte in Indien — in Batavia. — Wieder eine Pause und wieder hinaus in die Welt. Im Jahr 1860 wanderte ich auf dem Weihnachtsmarkt von Lima umher — gestern auf dem von Mexiko, und man muß wenigstens gestehen, daß ich Abwechslung in der Sache habe.

Aber so weh dem armen Wanderer auch gerade an dem Tag zu Muthe ist, wo ihm die Erinnerung alles Liebe und Gute aus der Heimath mit einem Schlag heraufbeschwört, und ihn die Sehnsucht mit allen Banden des Herzens nach Hause zurückzieht, so bereue ich doch wahrlich

nicht, diesen Abend und die rege Zeit vorher in Mexiko verlebt zu haben, denn es kann wohl kaum einen Platz in der Welt geben — unsere deutsche Heimath, das Vaterland des Christbaums natürlich ausgenommen, wo sich die ganze Bevölkerung so lebhaft an dem Fest betheiligt, wie gerade hier in Mexiko.

Schon in Puebla fand ich unter den Colonnaden der Plaza eine Masse Sonneberger Spielzeug ausgestellt, und Heiligenbilder oder kleine buntgemalte Gruppen — Scenen aus der biblischen Geschichte, wurden aus Thon und Wachs, oft nicht ungeschickt fabricirt, feilgeboten. Damals war es aber erst der Beginn der Feierlichkeit, und wenn es dunkelte, packten die Leute ihre Siebensachen zusammen und gingen heim. Anders wurde das aber, als Weihnachten herannahte, und jetzt sah ich plötzlich zu meinem Erstaunen, daß auch die Bäume nicht fehlten, und zwar unter fremdartigen Zweigen und Wipfeln des Lebensbaumes und der hier nicht hergehörenden Kiefer, unsere alten ehrlichen Fichten und Tannen, die Käufer auf jedem deutschen Weihnachtsmarkt gefunden hätten. Und nun eröffneten sich in langen Reihen die Buden, welche die Aus-

stattung für das Nacimiento (Geburt Christi) liefern sollten.

Die eine Reihe nahmen die Christbäume ein und mit ihnen die verschiedenen dazu nöthigen Moose, deren Mexiko in prächtigen Farben liefert. Zuerst das lange, graue spanische Moos — in Texas spanischer Bart genannt — dann ein herrlich braunes und dunkelgrünes Moos, was Alles dazu benutzt wird, um den Fuß des Christbaumes — oder bei den Mexikanern die Ecken, in denen das Nacimiento aufgestellt wird, auszuschmücken und mit Grün zu bekleiden.

Dazwischen drängten sich Jungen herum, die lange Silberstreifen an einen Stock gebunden trugen und ihren Waarenvorrath dem Publikum unter die Nase hielten. Auch große rothe Blumen und kleine gelbe Früchte — dem Aussehen nach den Holzäpfeln ähnlich, fanden sich als Schmuck für den Baum, an dem man eben jene Silberfäden herunterhängen läßt, Sterne von Blech oder Zinn, welche die Strahlen der Lichter zurückwerfen, und neben den tausend kleinen Heiligenbildern auch Sonne und Mond der alten heidnischen Azteken.

Uebrigens haben die Mexikaner ein ganz merkwürdiges Talent im Modelliren, und gar

nicht etwa so selten findet man Indianer, die aus einem Klumpen Thon in wenigen Minuten den Kopf jedes beliebigen Menschen auf das treueste nachbilden. Ihre Wachs- und Zeugfiguren, in denen sie in einzelnen Modellen die mexikanischen Trachten wiedergeben, habe ich schon erwähnt, und selbst in ordinärem Thon findet man, ebenso wie in Wachs, manchmal kleine Gruppen, die theils heilige Scenen, theils Stiergefechte, Pulka-Arbeiter, Tänze, Maulthiertreiber 2c. vorstellen, zu einem fabelhaft billigen Preis.

Auf dem Christmarkt hier bildeten deshalb auch Buden mit derartigen Gegenständen die größte Zahl, und man fand dort manchmal ganz allerliebste Sachen, wie zum Beispiel kleine Landschaften, Schneegebirge 2c. Dort drängte sich denn auch die Menschenmenge dermaßen zusammen, daß man nur langsam und im Schritt — oft fortgeschoben, oft gestemmt, hindurchkommen konnte.

Dazwischen kauern, genau so wie bei uns, die armen Kinder mit ihren Zwetschenmännern und Schornsteinfegern, kleine Jungen und Mädchen in zerlumpten Serapen oder Rebozen, und bieten die billigsten und am rohesten gearbeiteten

Figuren aus, damit auch die ärmsten Leute etwas finden, um ihr Nacimiento damit auszuschmücken.

Hier trifft man besonders die aus Pappe gearbeitete Mageh (die Aloe), um eine mexikanische Landschaft darzustellen, und hie und da sieht man auch kleine, mit Haaren von Baumwolle versehene Engel, die scheinbar über einer solchen Aloepflanze schweben, in Wirklichkeit aber mit dem Bauch auf die mittelste Spitze derselben gespießt sind.

Wendet man sich rechts, so geräth man in die Reihe der Dulces-Fabrikanten, die in Mexiko außerordentlich stark vertreten sind und wirklich Bedeutendes besonders in überzuckerten Früchten leisten. Da findet man alle hier vorkommenden Arten fast, die sich nur irgend dazu eignen, selbst süße Kartoffeln — sogenannte Camotes — Feigen, Birnen, Orangen, Bananen, Ananas, Citronen, Limonen und wie sie alle heißen. Daneben Dulces von Cocosnuß wie andere gewürzreiche Arten, in allen Formen, und zwar in ungeheuren Massen aufgehäuft, da es in Mexiko außerordentlich viel gekauft wird. Einige Arten weißen Zuckerwerks, die ich aber nicht gekostet habe, werden in der That körbeweise nach Hause getragen.

Wieder an anderen Stellen sind Eßwaaren zu haben, an denen sich die zu Markt Gekommenen laben können — wenn sie Appetit dazu verspüren, denn besonders appetitlich sehen die dort aufgeschichteten Speisen gerade nicht aus. Ein Lieblingsgericht scheinen in Bananenblätter eingeschlagene zusammengesetzte Speisen zu sein, an denen auch der — hier aber sehr schwache — spanische Pfeffer nicht fehlt. Allerlei verschiedene Fleischarten werden zusammengelegt und gebacken, und dazu ißt man die Tortillas — flache, gebackene Maiskuchen, die noch am besten schmecken. Der Dunst dieser Kuchen, fett und erstickend, zieht aber über den ganzen Platz, und wenn am Abend noch der Rauch der als Beleuchtung dienenden Kienbecken dazu kommt, so bieten die verschiedenen dunkelrothen Flammen mit den sich dazwischen bewegenden malerischen Gestalten wohl ein reizendes Bild, benehmen Einem aber auch fast den Athem.

Aber je später es wird, desto mehr drängt sich das Volk dem Platze zu. Unter den Colonnaden, wo die besseren Waaren zum Verkauf ausgeboten werden, preßt es herüber und hinüber und zwischen den Buden kann kein Apfel mehr zur Erde nieder, während einzelne Träger, die den Einkauf

irgend einer Herrschaft fortschaffen sollen, dieselben auf den Kopf nehmen müssen und trotzdem die größte Mühe haben, wieder hinaus und auf einen nur etwas freieren Platz zu kommen.

Es sind viele Deutsche in Mexiko, und daß diese den heiligen Abend in alter, guter deutscher Weise feiern, versteht sich wohl von selbst. Die alte Sitte ist zu schön, und es ist Thatsache, daß das Kind, das nur ein einzig Mal glücklich unter einem Christbaum gestanden, denselben nie vergißt und von da ab ein Weihnachten ohne ihn für unmöglich hält. Hat er sich doch jetzt selber unter den sonst gegen alles Gemüthliche so gleichgiltigen Yankees Bahn gebrochen, und wird bald den ganzen nordamerikanischen Continent siegreich durchwandern und erobern.

Die Weihnachtsbäume erleiden allerdings unter den Tropen eine kleine Veränderung, und selbst hier, wo man so schöne Fichten und Tannen hat, wie bei uns, ja ich möchte sagen noch voller und üppiger gewachsen, sehen die vergoldeten Bananen eigenthümlich aus, die anstatt der Aepfel den Baum zieren, aber mir haben sie doch gefallen, und die Frucht hat dabei noch das Angenehme, daß später beim Schälen das Gold und Silber gründlich entfernt wird.

Ich verbrachte den Weihnachtsabend in einer deutschen Familie unter dem Christbaum und glücklicher Weise in großer Gesellschaft — vorher schon hatte ich in einer andern Familie bescheren sehen, — aber du lieber Gott, wie weh ist einem „armen Reisenden" dabei selber um's Herz, wenn man den Jubel der Kinder sieht, und dabei nur an die eigenen — so fern und unerreichbar — denken muß. Ich muß auch gestehen, daß ich mich vor dem Abend gefürchtet hatte. Hoffentlich war es der letzte Weihnachtsabend, den ich in fernen Landen verlebt habe.

Am 25. war großer Feiertag in der Stadt, aber nicht allein des Weihnachtsfestes wegen, sondern der Präsident hielt seinen Bando oder militärischen Umzug in der Stadt, später mit großer Sitzung im Abgeordnetenhause, wo er sich als neugewählter Präsident dem Volke zeigte und seine Anrede an dasselbe, aber freilich mit so leiser Stimme hielt, daß man auf den Gallerien auch nicht eine Silbe davon verstehen konnte. Soviel bleibt gewiß, Juarez ist augenblicklich in Mexiko nicht allein populär, sondern das eigentliche Volk hat auch Vertrauen zu ihm, daß er die neugewonnene Republik festigen und erhalten werde — wenn nicht schon der Name Re=

publik in allen südamerikanischen Staaten und ebenso in Mexiko — ein Spott auf die Sache selber wäre.

In einer Republik soll das Volk durch einen von ihm gewählten Repräsentanten regieren — aber was ist in allen diesen Staaten eben dieses souveräne Volk? Ein Haufen unwissender, roher Menschen, die, besonders in Mexiko, von klugen Advocaten geleitet und benutzt werden. Man braucht ihre Stimme und ihre Fäuste — weiter nichts —, ihre eigene Meinung wird nicht befragt und kann nicht befragt werden, denn sie haben keine — sie gehen mit der Masse und dem Erfolg.

Juarez' persönliche Erscheinung macht gerade keinen besonders günstigen Eindruck. Es ist eine kleine, gedrängte, derbknochige Gestalt, und sein braunes Indianergesicht mit den vorstehenden Backenknochen und der niedrigen Stirn verräth eben keine großen geistigen Eigenschaften. Aber der kurze Nacken zeigt einen starren Sinn, und Zähigkeit hat er auch allerdings, von seinem Reiter Lerdo dabei noch tüchtig angespornt, genug bewiesen.

Als er den Saal der Abgeordneten betrat,

wo eine Art Thronsessel mit zwei rothgepolsterten Stühlen für den Präsidenten und Vicepräsidenten des Hauses steht, wurde nur an einer Stelle etwas Vivat gerufen, und auch nur von dort, über der Thür des Eingangs, flogen eine Unzahl bunter Bänder wie ein Regen — oder noch besser, wie eine Ordensvertheilung in Europa — über den Präsidenten und seine nächste Umgebung nieder. Sie enthielten daraufgedruckte Lobgedichte des Präsidenten, aus der Feder irgend eines Hofpoeten — denn warum soll es nicht auch in einer Republik Hofpoeten geben? Abends zogen kleine Trupps sehr mittelmäßig gekleideter Mexikaner mit etwas Musik und einer Art Standarte, mit Juarez' Bild darauf, durch die Straßen, Lichter dabei in der Hand tragend; auch wurden auf der Plaza viele Raketen abgebrannt, vor denen man sich ein wenig hüten mußte.

Die Abgeordneten im Saale selber betrugen sich sehr ungenirt. Fast alle rauchten, bis der Präsident eintrat; auch die Zuschauer gaben sich dem Genusse hin — es war ein entsetzlicher Qualm im Hause, und selbst bei der Ansprache des Ersten der Nation behielten die Zuschauer auf den Gallerien — mit wenigen Ausnahmen —

ihre Hüte auf. Abends war nur das Palais und, sonderbarer Weise, das städtische Leihhaus, dicht an der Plaza, illuminirt. — Oft liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel.

7.
Von Mexiko nach Cuernavaca.

Allerdings hatte ich von Mexiko aus die Absicht gehabt, Querétaro zu besuchen und die Stätte selber zu sehen, wo der arme, aber bis zum letzten Moment heldenmüthige Kaiser endete. Diese Fahrt wurde mir aber von allen Seiten auf das entschiedenste abgerathen, denn erstlich hätte sie viel Geld bei einer enormen Strapaze mit viertägiger Diligencenfahrt gekostet, und dann würde ich meinen Zweck nicht einmal erreicht haben, da, wie schon erwähnt, die Regierung alles in ihren Kräften Stehende gethan hat, die örtlichen Spuren jener Katastrophe vollständig zu vernichten. Man findet den Platz kaum wieder, und da im Kloster selber noch Gefangene saßen, wurde auch keinem Fremden der Eintritt dort

gestattet. Was hätte es mir also geholfen, um die kleine Stadt Querétaro anzusehen.

Einen dieser, und zwar eben entlassenen Gefangenen sah ich selber in Mexiko — Herrn von Görbitz, den früheren Adjutanten Miramon's, der in jenen Tagen nach Madrid, wo er überhaupt lebte, zurückkehrte. Ueber die früheren und letzten Verhältnisse in Querétaro dürfen wir deshalb wohl interessanten und wahrheitsgetreuen Schilderungen entgegensehen, da Herr von Görbitz beabsichtigt, seine Erlebnisse in deutscher wie in spanischer Sprache herauszugeben.

Miramon selber war ein tapferer und tüchtiger Mann, aber auch entsetzlich ehrgeizig, und ich fürchte fast, der Kaiser traute ihm Anfangs zu viel — aber zuletzt theilte er das Geschick des Monarchen, und ihm treu zur Seite hielt sich der Indianer Mejia.

Der Proceß der bis jetzt noch zurückgehaltenen Gefangenen wird indessen in langsamer Reihenfolge vor den Gerichten abgewickelt, und nur die werden bis zuletzt aufgehoben, die sich vielleicht die kleinliche Rache irgend eines Beamten zugezogen haben. Eine längere Verurtheilung braucht aber Keiner von ihnen mehr zu fürchten.

Da mir auch Herr von Görbitz abrieth, unter

den jetzigen Verhältnissen eine, jedenfalls höchst undankbare Reise nach Querétaro zu unternehmen; verzichtete ich darauf, beschloß aber doch, Mexiko selber bis zum Stillen Meer zu durchwandern und mich dann südlich zu wenden. Ich bekam dadurch nicht allein eine der wildesten Provinzen des Landes, Guerrero, zu sehen, sondern konnte auch darauf rechnen, dort zu einer interessanten Zeit durchzupassiren, da sich gerade die zwei revolutionären Heere entgegenstanden. Außerdem mußte ich das Land der Pintos oder gemalten Indianer kreuzen, die — jedenfalls in Folge einer ganz eigenthümlichen Hautkrankheit — in vielen Fällen wie gefleckt erscheinen.

Dort gab es also viel für mich zu sehen, und daß noch, besonders zwischen der Hauptstadt und Cuernavaca, zahllose Straßenräuber den Weg unsicher machen sollten, konnte mich natürlich nicht davon zurückschrecken.

Hier wäre es übrigens wohl am Platz, ein paar zusammenfassende Worte über das Räuberwesen in Mexiko zu sagen, denn es spielt in jenem Land eine nicht unbedeutende Rolle und charakterisirt dabei die Zustände.

Wenn man nur den Fuß auf mexikanischen Boden setzt und die Absicht äußert, das innere

Land zu sehen, so kann man sich auch fest darauf verlassen, daß Einem schon die entsetzlichsten Geschichten über alle nur erdenklichen Raubanfälle und Mordthaten erzählt werden, und einem nur einigermaßen ängstlichen Menschen sollte die Lust zu einer Vergnügungsfahrt wahrhaftig schnell genug vergehen. Es wird dabei natürlich viel übertrieben und hat große Aehnlichkeit mit den zahllosen Löwen-, Tiger- und Schlangengeschichten, die wir zu lesen bekommen, da fast kein Mensch gern den Fuß in eine tropische Landschaft setzt, ohne näher mitzutheilen, mit wie genauer Noth er irgend einer wilden Bestie entgangen ist — natürlich ohne auch nur die Spur einer solchen gesehen zu haben.

Ebenso ist es sehr häufig mit den Raubanfällen auf den mexikanischen Landstraßen, die aber doch in der That viel öfter vorkommen, als einem ruhigen Reisenden lieb sein kann.

Wo Krieg ist, findet sich stets genug Gesindel, das Freund wie Feind mit anerkennenswerther Unparteilichkeit ausplündert und dabei auch einen Mord nicht scheut — fließt doch eben im ganzen Lande Blut, und Menschenleben verlieren ihren Werth. Natürlich erreicht ein solcher Zustand aber seinen Höhepunkt, wenn der Krieg in einen

Guerillakampf ausartet und, wie hier, Contre-guerillas dagegen verwandt werden. So artete denn auch der ganze Krieg in Mexiko, bei den Franzosen wie Mexikanern, in ein wahres Raub-system aus, bei dem sich der französische General der Contreguerilla, Dupin, einen so geachteten Namen erwarb, daß ihm selbst die mexikanischen Straßenräuber ihre Anerkennung nicht versagen können.

Damals lagen kleine Banden an allen Straßen, und die Ueberfälle, wenn auch dabei geraubt wurde, hatten meist immer den Hauptzweck, den Feind zu beunruhigen und zu schädigen, wo und wie das auch immer geschehen konnte. Als aber mit dem Fall Querétaros und Mexikos, wie mit dem Tod des unglücklichen Kaisers Max den wirklichen Feindseligkeiten ein Ende gemacht wurde und die Anhänger des Kaiserreichs jeden ferneren Widerstand nutzlos fanden, da hatten doch zu viele Menschen Geschmack an diesem einträglichen Guerillageschäft gefunden und — setzten es eben fort. Die Contreguerilla hatte allerdings ihre Haut schon in Sicherheit gebracht und war mit Orden bedeckt nach Frankreich zurückgekehrt, aber die Mexikaner blieben und fanden es zum Theil vortheilhafter, den Diligencen an der Straße

aufzulauern, als sich einer überdies ungewohnten, wenn auch nützlichen Thätigkeit hinzugeben.

In Nordamerika war dies ein anderes Verhältniß. Es gab auch dort, und leider nur zu viel blutige Raubbanden, die unter dem Namen von Jayhawkers und Bushwhackers während des Krieges nach Herzenslust mordeten und raubten, und wohl eben so viel — und vielleicht mehr Greuelthaten verübten als die Mexikaner. Als aber die Soldaten nach Friedensschluß aus dem Feld zurückkehrten und ihre eigene Heimath wieder aufsuchten, mußten sie machen, daß sie aus dem Lande kamen, um deren Rache zu entgehen, und die meisten von ihnen flüchteten nach dem glücklichen Texas. Die Soldaten selber aber dachten gar nicht daran, ein ihnen fernliegendes Räuberleben zu führen. Sie waren des Krieges satt und an Arbeit gewöhnt, ihre Farmen hatten außerdem die ganze Zeit darniedergelegen; ihr Geschäft war vernachlässigt worden, und mit vollem Eifer gaben sie sich wieder dem früheren Berufe hin. Man kann jetzt in Nordamerika in den wildesten Districten so sicher und ungefährdet, allein und unbewaffnet reisen, wie in den Straßen einer volkreichen Stadt spazieren gehen. — Nicht so in Mexiko.

Es wird, wie gesagt, viel von Leuten übertrieben, die nun gern einmal ein selbsterlebtes Abenteuer erzählen wollen, aber im Ganzen fallen doch Raubanfälle, die manchmal auch ein blutiges Ende nehmen, nur zu häufig vor, und die Diligence ist thatsächlich auf manchen Strecken zwei- und dreimal die Woche ausgeraubt worden. Die meiste Schuld daran trägt freilich zum großen Theil die entsetzliche Feigheit der mexikanischen Reisenden, die sich lieber geduldig ausrauben lassen, ehe sie sich der Gefahr aussetzen, daß einer der Räuber in die Diligence hineinfeuerte, und das Komische ist hier vorgekommen, daß an einer der Straßen im Innern ein altes Weib in Männerkleidung, allein und nur mit einem Revolver und einer Muskete bewaffnet, wochenlang und fast täglich den Postwagen geplündert und sämmtliche Passagiere gezwungen hat, ihre Werthsachen abzulegen, bis endlich einmal ein Franzose auf sie feuerte und sie in die Schulter traf. Sie stürzte zu Boden und man entdeckte jetzt die etwas beschämende Thatsache, die sich allerdings nicht mehr wegleugnen ließ. Aber trotzdem wurden die Mexikaner nicht muthiger, und als man nun fand, daß sich die Räuber nach und nach weniger blutdürstig zeigten, wenn sie keinen Widerstand

fanden — sie hatten wohl oft eben so viel Angst vor den Passagieren, wie diese vor ihnen — so fiel man auf ein anderes Mittel, sie billig los zu werden. Man gab mir selber von den verschiedensten Seiten den Rath, keine Waffen mitzunehmen, sondern nur etwa drei oder vier Thaler in die Tasche zu stecken, um doch wenigstens etwas zu haben, wenn die Räuber la bourse ou la vie forderten, und mein übriges Geld der Post zu übergeben.

Thatsächlich ist zu diesem Zweck ein Zahlungssystem auf der hiesigen Diligence eingeführt, das den Räubern auf entschiedene Art ein Schnippchen schlagen soll. Reisende überliefern auf der Ausgangsstation der Direction der Diligence all' ihr baares Geld — einige Dollars, wie gesagt, ausgenommen, und erhalten dafür einen gedruckten und unterschriebenen Schein. Damit können sie in jedem Nachtquartier oder unterwegs ihre Zeche bezahlen. Es ist wie ein Creditbrief auf die betreffenden Stationen, und wo man zwei oder drei Dollars verzehrt, oder vielleicht zu irgend einem Ankauf etwas Geld haben will, läßt man es sich einfach auf der betreffenden Diligencestation geben, wo es dann auf dem

Zettel abgeschrieben wird. Solche Zettel honorirt jede Station.

Bequem ist das jedenfalls und wäre auch gar nicht so übel in Deutschland einzuführen, um nicht mit vielem Geld unterwegs und in den oft unsicheren Hôtels behelligt zu sein.

So weit geht in der That diese Angst vor Gewaltthätigkeiten der Ladrones, daß schon Reisende, die sich vertheidigen wollten, von ihren Mitpassagieren daran verhindert wurden, um die Señores der Straße nicht unnöthiger Weise zu reizen, das heißt, von einem in den Wagen gefeuerten Schuß nicht etwa einen Theil oder die ganze Ladung abzubekommen.

Andererseits muß man aber auch den Straßenräubern wieder zugestehen, daß sie besonders in letzterer Zeit mit vieler Mäßigung verfuhren. Früher ist es allerdings gar nicht so selten vorgefallen, daß sie die Reisenden bis auf's Hemd ausgeplündert haben, ja in Mexiko soll einmal ein ganzer Wagen vollkommen nackter Passagiere eingetroffen sein — jedenfalls ein sehr schlechter Scherz der Ladrones, wenn man besonders das kalte Klima der Hochebene berücksichtigt. Jetzt aber scheinen sich die Herren Straßenräuber mit viel weniger zu begnügen und zeigen nur eine stille

Leidenschaft für goldene Uhren, andere Werthsachen, wie auch natürlich baares Geld — ohne in ihren Ansprüchen extravagant zu sein. Ja, es soll sogar vorkommen, daß sie den ausgeplünderten Reisenden etwas zurückerstattet haben — gewöhnlich einen Dollar, um damit auf der nächsten Station ihr Frühstück zu bezahlen. Jedenfalls ein hübscher Zug von ihnen. So erhielt einst ein junger Mann, der nur 6 Realen bei sich gehabt, dadurch, daß ihm die Räuber 1 Dollar wieder herausgaben, weil sie bei dem einen Passagier 300 Dollars gefunden, sogar 2 Realen mehr, als um was er geplündert worden — aber auf diese Speculation kann man nicht reisen.

Die Regierung thut übrigens jetzt Manches, um die Straßen sicher zu stellen, und besonders in der Nähe größerer Städte, wo sich das meiste Gesindel vorfindet, werden berittene Patrouillen mitgegeben, die allerdings malerisch genug aussehen, und sich ein paarmal schon ganz wacker mit den Banden herumgeschlagen haben. Inzwischen behaupten die hiesigen Einwohner, daß diese Patrouillen manchmal selber die Gelegenheit wahrnähmen und die Reisenden plünderten, aber ich glaube, das ist übertrieben, und bezieht sich wohl nur darauf, daß Einer oder der An=

dere, wenn sie den Wagen wieder verlassen, um auf ihre Station zurückzukehren, an den Schlag geritten kommt und sich mit einem freundlichen Gruß ein Douceur ausbittet. Sie sind aber dann immer mit 1 oder 2 Realen vollkommen zufrieden — arme Teufel! sie werden schlecht genug besoldet, mit 1 Real täglich, und sollen den oft nicht einmal bekommen.

Alle Straßen können diese Patrouillen natürlich nicht überwachen; das Land ist ungeheuer groß, und Raubanfälle kommen deshalb noch aller Orten vor. Das Beste bleibt es deshalb stets, gut bewaffnet zu sein, um der Bande die Spitze bieten zu können. Im Ganzen sind sie immer feige, und wenn sich nur zwei oder drei Leute in der Diligence befinden, die, mit Waffen versehen, auch entschlossen sind dieselben anzuwenden, so braucht man wahrlich keinen Ueberfall zu fürchten oder kann ihn, wenn er trotzdem erfolgen sollte, mit leichter Mühe abweisen. So wurden auf der Straße von Mazatlan vor ganz kurzer Zeit sechs gutbewaffnete Amerikaner von vierundzwanzig Straßenräubern gestellt und aufgefordert, ihr Eigenthum abzugeben. Statt dessen warfen sie ihre Koffer von den Packsätteln ihrer Thiere, formirten damit eine Barrikade und

hielten sich beinahe zwei Tage gegen die Strolche, die es nicht wagten, sie plötzlich und zugleich anzugreifen. Die Amerikaner hatten nur Schrotgewehre und Revolver, pfefferten aber auf die Bursche ganz wacker und hielten sich so lange, bis ihnen eine berittene Patrouille zu Hilfe kam und die Vagabunden die Flucht ergreifen mußten.

Eine ganz eigenthümliche Abwechslung hat das Land übrigens durch das sogenannte und eigentlich vollkommen italienische Plagiar-System erfahren — ein Wort, für das ich von Niemandem eine befriedigende Erklärung erhalten konnte, wenn wir es nicht von plagio ableiten wollen. Es besteht einfach in dem Raub eines bekannten und natürlich wohlhabenden Individuums, das man so lange gefangen hält, bis dessen Verwandte oder Geschäftsfreunde eine hinreichende Summe zusammenbringen, um seine Freiheit wieder zu erlangen.

Früher kannte man etwas Derartiges in Mexiko gar nicht, und der Ueberfall einer Bande, ob aus politischen oder aus Geldrücksichten, beschränkte sich auf die Plünderung dessen, was sie gerade vorfanden, bis ein Spanier, der es daheim vielleicht von seinen Zigeunern gelernt, den ersten und ziemlich glücklichen Versuch machte,

sich auf solche Weise ein Vermögen zu erwerben. Da es aber so glücklich und vom besten Erfolg gekrönt ablief, fand die Sache Anklang im Lande. Der Mexikaner ist stets bereit, Alles zu ergreifen, was ihm einen Gewinn verspricht, ohne ihn dabei körperlich zu sehr anzustrengen. Gewissensscrupel scheinen ihn nicht sonderlich dabei zu plagen.

Die Sache kam, wie gesagt, in Aufnahme, und bald hörte man von allen Seiten derartige Attentate, ohne daß die Regierung das Mindeste hätte dagegen thun können — und dieser Zustand besteht noch. Es ist so weit gekommen, daß sich, besonders in der Nähe von Mexiko und Puebla, bekannte und reiche Bürger der Stadt kaum mehr allein hinaus in's Freie wagen, weil sie jeden Augenblick befürchten müssen, von irgend einer versteckten und auf sie lauernden Bande aufgegriffen und fortgeführt zu werden, und dabei werden sie noch, wie das in vielen Fällen geschehen ist, auf das nichtswürdigste behandelt.

Das ist der thatsächliche, augenblickliche Zustand des Landes, wobei aber ja nicht gesagt sein soll, daß kein Mensch mehr in Mexiko reisen könnte, ohne angefallen zu werden. Die Beraubungen sind in letzter Zeit sogar viel seltener

geworden, und mancher Reisende kann vielleicht Monate im Lande umherfahren, ohne einer einzigen solchen Bande zu begegnen. Aber er muß trotzdem jede Minute, die er in der Diligence sitzt, darauf vorbereitet sein — ein für nervöse Menschen etwas ungemüthlicher Zustand.

Erst vor wenigen Tagen fand wieder ein solcher Ueberfall, und noch dazu unter erschwerenden Umständen und von einem Mord begleitet, statt. Man wollte nämlich einen Mann, von dessen Reise man Kenntniß bekommen, entführen, brauchte aber ein Pferd, um ihn darauf zu setzen und rascher damit an die Stelle zu kommen, und zu dem Zweck erstachen die Räuber einen armen, unschuldigen Teufel, der im Schutz seiner leeren Taschen ungeschädigt glaubte reisen zu können, nahmen ihm das Pferd ab und führten ihr Vorhaben auch richtig aus, ohne bis jetzt noch entdeckt zu sein. Allerdings ging neulich das Gerücht, daß man ihrer habhaft geworden sei — aber es hat sich als falsch erwiesen. Es schien den Bewohnern der Hauptstadt auch gleich unglaublich.

Wie lange dieser fast unerträgliche Zustand noch dauern wird, läßt sich nicht bestimmen; der Präsident soll wenigstens erklärt haben, er könne

nicht mehr dagegen thun, als bis jetzt geschehen sei — nämlich die Diligence streckenweis durch Escorten begleiten zu lassen. Es wird auch in der That kein anderes Mittel geben, als daß sich die Mexikaner selber — genau so wie es die Londoner Bürger machten, als die Garottirer in der City überhandnahmen, — nicht allein gut bewaffnen, sondern auch zu dem Entschluß kommen, von ihren Waffen entschiedenen Gebrauch zu machen. Erst dann, wenn sie aus jeder Diligence tüchtig auf sich gefeuert sehen, werden die Räuber sich zweimal besinnen, ehe sie einen besetzten Wagen angreifen. „Help yourself!“ sagt der Amerikaner, und das Wort findet auf kein Land so praktische Anwendung, wie auf das jetzige Mexiko.

Allgemein wurde mir aber gesagt, daß ich, sobald ich den Staat Guerrero selber erreiche, von Räubern nichts mehr zu fürchten hätte. Der Staat befand sich allerdings in vollständigem Aufruhr, aber — sie duldeten keine Räuber zwischen sich — für Mexiko in der That etwas Außerordentliches.

So war denn der Tag zur Abreise wieder erschienen, und es that mir wirklich leid, als ich die schöne Stadt, in der ich mich wochenlang so

wohl gefühlt und so viele liebe Freunde gefunden hatte, wieder verlassen mußte. Aber Abschiednehmen ist ja — ich möchte fast sagen — mein Beruf; ich bin wenigstens daran gewöhnt und ließ mich also bis Cuernavaca — bis wohin ich mit der Diligence gehen konnte — einschreiben.

Diesem Marterfuhrwerk hätte ich mich nun allerdings sehr gern entzogen und wäre lieber gleich von hier aus im Sattel gewesen, aber in Mexiko selber finden sich nur höchst selten zuverlässige Arrieros und gute Maulthiere für eine solche Reise, und ich mußte deshalb schon in den sauern Apfel beißen und meine Glieder noch einmal einem solchen Kasten anvertrauen — hoffentlich das letzte Mal in meinem Leben.

Interessant, fast ein wenig zu sehr, um zugleich angenehm zu sein, war übrigens unsere Abfahrt vom Posthof in Mexiko mit den acht muthigen Pferden, die wir vor dem Wagen hatten.

Diese Thiere — selbst die Maulthiere nicht — ziehen unter keinen Umständen langsam an, sondern immer in gestrecktem Galopp, weil sie schon wissen, daß ihnen dabei die Peitsche des Kutschers um die Ohren fliegt, und auf breiter, offener Landstraße hat das auch nicht das Mindeste

weiter zu sagen, als daß man eben ein paar Stöße mehr bekommt. Hier in der Stadt dagegen war das ein anderes und vielleicht ein wenig gefährlich Ding, denn die ersten sechs Pferde zeigten sich schon so ungeduldig, daß sie kaum noch durch zwei Menschen konnten gehalten werden, und die vorderen beiden wurden ja erst im entscheidenden Moment angehangen — aber was half's — wir hatten alle unsere Sitze eingenommen — ich oben auf, mit der geladenen Büchse, der Kutscher griff die Zügel in der Hand zusammen. „Mach' fertig davorn!"

Einer der Stallleute hielt die beiden, jetzt ebenfalls tanzenden Pferde an den Zügeln, der Andere hängte rasch und geschickt den Haken ein. Mit einem Satz sprang er dann zwischen den Thieren hinaus, der Andere ließ ebenfalls los und wie ein Wetter rasselte der alte Kasten die Straße hinab, während der Kutscher die Thiere mit aller Kraft nach der rechten Seite hinüber zu ziehen suchte. Er mußte schon an der nächsten Ecke links umbiegen und wollte besser das Gelenk bekommen. Aber in diesem Augenblick gehorchten die unbändigen Thiere den Zügeln noch nicht — nur fort — nur vorwärts — mitten in der Straße stürmten sie entlang. Jetzt aber

half es nichts — links mußten sie hinum. Der Eine der Stallleute war nebenher gesprungen und scheuchte die vorderen mit seinem Hut und Schrei — sie folgten in scharfer Biegung. Dicht an dem Eckstein der Trottoirs kratzte das Rad und in rasender Flucht hoben sich schon die linken Räder — nur einen Zoll noch — aber der alte Kasten flog herum. „Caracho!" lachte der Kutscher vor sich hin. Doch jetzt ging der Weg geradeaus, und wenn die vor uns befindlichen Karren und Milchweiber nur rasch genug aus der Bahn kommen konnten, so hatte die Sache nichts weiter zu sagen. — Aber es ging — unser Kutscher war ein Meister in seiner Kunst und bald öffnete sich vor uns das weite Land.

Mordgeschichten waren mir nun allerdings auch vor dieser Fahrt zur vollen Genüge in Mexiko erzählt. Einige Herren besonders schienen sich ein Vergnügen daraus zu machen, mich mit Erzählungen von allerlei Raubanfällen auf die Reise vorzubereiten. Dieselben ließen mich aber doch ziemlich ruhig, denn ich hatte meine scharfgeladene Doppelbüchse und meinen Revolver in bester Ordnung und fühlte mich so ziemlich sicher. Zu mir kam außerdem noch später ein Herr

aus dem Innern des Wagens herauf, der ebenfalls einen Revolver führte, und selbst der Kutscher hatte eine alte einfache Pistole hinter seinem Sitz liegen, da die Ladrones, wie aus seinem späteren Bericht hervorging, die Kutscher in letzter Zeit ebenfalls nicht besonders glimpflich behandelt haben sollten.

Ein vortrefflicher Zustand in Mexiko, wo die Regierung, trotz der Masse Truppen, die sie auf den Füßen hält, nicht einmal die Sicherheit in ihrer unmittelbaren Nähe aufrecht erhalten kann und gar nicht etwa so selten ihre Diligencen leer geplündert in die Stadt geschickt bekommt. Da müssen sich denn die Reisenden eben selber bewahren, und nur der Feigheit der mexikanischen Reisenden ist es zu verdanken, daß das ganze Räuberwesen nicht schon lange mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Würden die Canaillen nur von jeder Diligence aus tüchtig gepfeffert, so hörte das Unwesen von selber auf, so aber lassen sie sich meist immer geduldig plündern, sind nur froh, wenn sie ihr doch werthloses Leben behalten, und haben dadurch eben das räuberische Gesindel so bodenlos keck und unverschämt gemacht, daß es ein einziger Gesell oft

wagt, eine ganze Diligence voll Menschen anzugreifen und auszuplündern.

Uebrigens war heute der 6. Januar und irgend ein hoher Festtag, was eine Menge von Menschen auf die belebte Straße gebracht. Wir begegneten ganzen Zügen wie kleinen Karawanen, und das mag auch vielleicht die Ursache gewesen sein, daß wir die Gebirgshöhe, die Cuernavaca von Mexiko trennt, ungefährdet oder doch wenigstens unbelästigt erreichten.

Die Scenerie war hier, so lange wir uns in dem Thal von Mexiko hielten, wunderhübsch und der Boden ringsumher bebaut. Anfangs rasselten wir allerdings an ein paar Ruinen aus dem Krieg vorüber — unter anderen an einer Schule oder Erziehungsanstalt, die der Kaiser noch gegründet, und die jetzt so gründlich zerstört war, wie das Gebäude selber. Aber die Spuren des Krieges verwischten sich mehr und mehr; freundliche, belebte Dörfer, von grünen Feldern umgeben, zeigten sich überall, während darüber hinaus die prachtvollen, schneebedeckten Vulkane noch immer ihren Gruß herüberwinkten.

Hier sind auch wieder, mehr als an anderen Orten, Bäume angepflanzt, an denen es auf der Hochebene von Mexiko besonders fehlt, und ein ganz

vortrefflich geeigneter Baum für dieses Land scheinen die Eucalypten von Australien, die man ja auch mit eben dem Erfolg schon in Indien, im Pendjab angepflanzt hat. Ich sah in der Nähe der Hauptstadt, auf einer bedeutenden Pulkestation, ganz prachtvolle Eucalypten, und schon wenigstens 40—50 Fuß hoch, gezogen, und sie trugen dabei sowohl Blüthen als Samen. Mit einiger Pflege könnten sie für das durch die Spanier fast entholzte Land ein großer Segen werden.

Unsere Fahrt durch besiedeltes Land dauerte aber kaum eine Stunde, dann ging es die ziemlich kahlen Berge hinan, und rechts und links war nichts zu sehen als rauhes Gestein und niederes Buschwerk, von dem man nur manchmal, wenn man einen vorragenden Punkt erreichte, einen überraschend schönen Anblick nach dem Thal und seinen Seen zurück hatte.

Jetzt endlich wurde uns auch der abgeschnitten, denn wir überschritten die Höhe und fanden uns plötzlich in einem jener erbärmlichen Gebirgsdörfer, das aber für uns mit einem besondern Schrecken begabt war. Wir sollten nämlich dort zu Mittag essen oder frühstücken, wie man es gerade nennen will, und die niederen schmutzigen

Häuser sahen wahrlich nicht so aus, als ob sie irgend einen besondern Genuß — trockene Tortillas vielleicht ausgenommen — versprächen. Um so angenehmer wurden wir überrascht, als wir ein Diner erhielten, wie ich es nicht so gut in den größten Diligence-Hôtels zwischen Vera-Cruz und Mexiko gefunden. Allerdings lag kein Tischtuch auf, es gab weder Löffel noch Gabeln oder Messer, und das Salz stand in einer Calabasse zum allgemeinen Gebrauch auf dem Tisch. Aber wir bekamen eine vortreffliche Suppe, reichlich gebratenes Huhn, Reis und Kartoffeln, und nach dem Essen einen so guten Kaffee, wie ich ihn selbst in Mexiko nicht besser getrunken — außerdem aber auch noch ganz vortreffliche Pulke, und hatten dafür nur einen sehr mäßigen Preis zu zahlen — leider war es der letzte Lichtblick auf dem langen Weg!

Dicht vor dem Hause saß eine Bande von Kerlen, die mir außerordentlich verdächtig vorkamen, denn wenn es überhaupt Galgengesichter auf der Welt giebt, so trugen sie diese. Ich hörte aber, daß dies die Escorte sei, die uns auf der nächsten Strecke begleiten sollte, da die meisten Ueberfälle bei den sogenannten penuelos in einer wilden Waldgegend vorgekommen seien.

Die Leute saßen aber ganz ruhig im Schatten und spielten Karten, und schienen sich verwünscht wenig um die Diligence oder deren Passagiere zu kümmern, denn selbst als wir fertig gegessen hatten, machten sie noch keine Miene aufzustehen, viel weniger denn ihre Thiere zu satteln. Sie schienen ihr Spiel noch nicht beendet zu haben und konnten uns deshalb also auch, so leid es ihnen vielleicht that, nicht begleiten.

Aber wir sorgten uns wahrlich nicht deshalb; vielleicht war es sogar besser so, als mit der nichtsnutzig genug aussehenden Bande, denn gar nicht etwa so selten ist es schon vorgekommen, daß gerade die Escorte selber die Diligence beraubt hat und nachher ganz gemüthlich in die Berge hinein desertirt ist. — Wer will sie da finden? Die Regierung wahrlich nicht.

So wurden unsere Pferde denn wieder vorgespannt, die Reisenden stiegen ein, ich wieder auf den Bock, und jetzt zwar die Zündhütchen aufgesetzt, so gefährlich eine solche Fahrt auch immer sein mag, und fort ging es den Hang hinab und den tiefer liegenden Fichten- und Kieferwaldungen zu, wo die Herren von der Straße gewöhnlich ihre Schlupfwinkel hatten und mit einem wüsten Geschrei hervorbrachen, um

die Passagiere vor allen Dingen einzuschüchtern und nachher um so ungefährdeter zu berauben.

Etwa eine gute halbe Stunde waren wir so gefahren, und der Kutscher, der unerschöpflich in Räubergeschichten war, hatte mir schon ein paar wirklich allerliebst geeignete Stellen gezeigt, wo man die Reisenden überfallen und kleine Kreuze auch eine blutige That verkündeten, als wir wieder eine Waldecke umfuhren. Plötzlich brachen oben aus den Büschen heraus eine Anzahl bewaffneter Reiter, die von dort aus scharf nach der Straße hinabritten, wo sie uns dann den Weg abschneiden konnten.

Waren das Straßenräuber? Unser Kutscher griff nach seiner Pistole, und mit den Worten: „Einen bring' ich um!" faßte er die Zügel seiner acht Thiere allein in die linke Hand zusammen, während ich, den Daumen am rechten Hahn, den Zeigefinger am Bügel, nur auf ein verdächtiges Zeichen wartete. Die Leute dort drüben mußten aber unsere drohenden Vorbereitungen ebenfalls erkannt haben, denn Einer von ihnen winkte mit der Hand und rief: Escolte! Das hätte der Henker freilich errathen können; von uns wahrlich Niemand.

Mehr und mehr kamen dabei aus den Bü-

schen heraus, bis wir etwa siebzehn so wild aussehende Burschen um uns hatten, wie sie sich ein Banditenmaler nur möglicher Weise wünschen könnte. Ihre Pferde sahen freilich schlecht aus, hielten sich aber doch wacker auf den Füßen, und die Reiter, meist nur in Hemd und Hose, mit einem Stroh- oder Filzhut auf, trugen Revolver und Degen — die Degen aber nicht an der Seite, sondern nach echt mexikanischer Art unter dem linken Knie — und an der rechten Seite ein ledernes Futteral, in welchem ein kurzer Carabiner hing, der beim Galoppiren gewaltig hin- und herschaukelte.

Zuerst traute ich den Burschen auch wirklich nicht und blieb noch wenigstens auf Alles vorbereitet; es war aber in der That die Escorte, die uns eine Strecke lang und durch die am meisten gefährdeten Stellen begleitete; und jetzt hätte ich mir eigentlich gewünscht, von einer Bande jener Straßenräuber angefallen zu werden — wir hätten tüchtig unter ihnen aufräumen wollen — aber ich habe nun einmal mit solchen Abenteuern kein Glück und sollte alle diese mexikanischen Districte, die der Hauptaufenthalt jener Banden sind, so ruhig und sicher passiren, als ob ich auf

einer deutschen Landstraße führe. Wozu hatte ich mir nun einen Revolver angeschafft?

Noch eine halbe Stunde Fahrt und vor uns öffneten sich die Berge; der Weg senkte sich scharf zu Thal und in all' dem Schmuck ihrer Vegetation lag wieder die tierra caliente — das warme Land, das wunderschöne Thal von Cuernavaca mit seinen Bananen- und Zuckerrohrfeldern — ein wohlthuender Anblick, wenn man eine so lange Strecke nichts gesehen hat als die trostlosen Mageys und Cactuspflanzen der Hochebenen — zu unseren Füßen.

Es ging jetzt in der That scharf bergunter, und der Kutscher hemmte auch wohl ein wenig ein, die acht Thiere liefen aber doch so rasch sie laufen konnten und der Wagen machte manchmal Sätze, daß ich glaubte, er müsse in Stücke brechen. Aber es ging; er hielt aus, stieß aber so furchtbar, daß ich nur mit Mühe meine Zündhütchen wieder abbekommen konnte, denn es fing an, da oben gefährlich zu werden.

Jetzt rasselten wir durch ein Dorf; aus allen Häusern sprangen die halbverhungerten Hunde vor und kläfften gegen die Pferde an. Der Kutscher lachte — er war guter Laune, daß wir nicht angefallen worden waren, nahm seine alte

Pistole und feuerte sie, mitten im Dorf, auf einen der anschlagenden Kläffer ab. Natürlich traf er ihn nicht und die Kugel mochte an dem harten Boden oder irgend einem Steine möglicher Weise abgeschlagen und nach irgend einer Richtung hinausgefahren sein, wo sie durch die dünnen Wände hin auch recht gut eine Frau oder ein Kind beschädigen konnte. Hoffentlich ist kein Unglück geschehen, aber wir fuhren auch zu rasch hindurch, um es noch zu erfahren, und dort unten lag jetzt das kleine Städtchen Cuernavaca, von seinen schattigen Hainen umschlossen, und nicht lange, so klapperten wir über das trostlose Pflaster vor das unvermeidliche Hôtel de las Diligencias.

Cuernavaca liegt wirklich wunderbar schön, und es ist leicht erklärlich, daß es die Kaiserin Charlotte zu ihrem Lieblings-Aufenthalt wählte und einen reizenden Fruchtgarten mit einem Wald von Mangos dort anlegen ließ — dann kam der Abzug der Franzosen — die kaiserlichen Truppen fielen auf die Hauptstadt zurück, und ihnen auf dem Fuß folgte das wilde Chor der Guerrero-Schwärme unter Ximenes und anderen Führern, die das kaiserliche Schloß denn auch gründlich ausplünderten und verwüsteten. Aus

den Schiebladen der Mahagoni-Commoden fütterten die Soldaten ihre Pferde, und die Matratzen zerrten sie auf den Hof und machten sich darauf ihr Lager.

Cuernavaca blühte unter der Regierung des Kaisers auf, und die Kaiserin selber, die überall, wo sie nur irgend konnte, den Armen half, hat hier viel Gutes gethan und ihr Andenken wird treu genug bewahrt — aber die Zeit ist vorüber, der Platz sinkt wieder in seine alte Vergessenheit zurück, und bald werden die von dem Kaiser selber gepflanzten Fruchtbäume und Palmen das einzige Zeichen sein, was hier von ihm zurückgeblieben — armer Kaiser!

Cuernavaca ist übrigens darauf eingerichtet, um Reisende zu Maulthier nach verschiedenen Theilen des Landes zu befördern. Es giebt hier eine Anzahl von Arrieros, die sich mit weiter nichts beschäftigen; und man bekommt außerdem zuverlässige Leute zu Führern.

Von Cuernavaca selber ist wenig zu sagen. Es ist klein und ärmlich, liegt aber in einer begünstigten Zone und treibt besonders einen sehr bedeutenden Fruchthandel nach dem kälteren Mexiko. Es ist dabei erstaunlich, welche Lasten die Indianer tragen und auf wie lange Strecken;

aber mit einem Packen auf dem Rücken, den man kaum einem Maulthier aufladen möchte, trollen sie in einem kurzen Hundetrabe die heiße Landstraße dahin und leben dazu von trockenen Tortillas und warmem Wasser.

Ueberhaupt ist der gewöhnliche Mexikaner, wenn anscheinend auch gar nicht sehr kräftig gebaut, doch manchmal im Stande Lasten zu tragen, mit denen sich bei uns in Deutschland Leute würden für Geld sehen lassen. So wurden mir in Vera-Cruz in den dortigen Handlungshäusern einzelne Männer gezeigt, die wirklich Unglaubliches leisteten und im Stande waren, zwanzig Arobas, also fünf Centner, in Form einer Kiste aus dem Hof hinaus und bis in die Straße auf den Wagen zu tragen. Mit zwölf Arobas — also drei Centner — gingen sie bis an die Bootlandung hinunter — eine Strecke von wenigstens 6—700 Schritt.

Der Pàseo von Cuernavaca ist sehr bescheidener Art, etwa von der Größe des Pferdebades bei Puebla und ebenso von einer weißen niederen Mauer eingefaßt, nur rund und ohne Wasser, und darin gehen die Bewohner des kleinen Städtchens spazieren, bis sie schwindlig werden

und sich dann auf die rund herumlaufende Bank setzen. Nachher gehen sie anders herum.

Der Markt ist sehr ärmlich, der Fruchtmarkt ausgenommen; aber es giebt Kaffeestände und Quincailleriehändler mit Hemdknöpfchen, Hosenträgern, Glaskorallen, Zwirn und anderen Herrlichkeiten; der eigentliche Handel selber ist aber durchaus in den Händen spanischer Kaufleute, die überhaupt, besonders nach dem Westen hinein, verzweigt sind. Wie zahlreich sie sich aber gerade in Cuernavaca vorfinden, bewies mir ein kleines, im Hofe des Hôtels aufgeschlagenes Theater, in dem leider augenblicklich nicht gespielt wurde und wo man die Seitenwände mit vier mexikanischen und zwei spanischen Flaggen-Decorationen geziert hatte.

Deutsche giebt es in Cuernavaca gar nicht — nicht einmal einen deutschen Hutmacher, der sonst eigentlich in keiner südamerikanischen Stadt fehlte. Selbst aus der Begleitung des Kaisers ist kein einziger hier zurückgeblieben.

Neue Reisen

durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador,

Westindien und Venezuela

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweiter Band:

Mexiko, der Isthmus und Westindien.

(Zweiter Theil.)

Jena,

Hermann Costenoble.

1868.

8.

Von Cuernavaca nach Acapulco.

Von Cuernavaca aus hatte ich noch eine sehr berühmte Höhle besuchen wollen, aber fälschlicher Weise hörte ich, daß ich dann den am 14. unfehlbar eintreffenden Dampfer versäumen würde und elf Tage in Acapulco zu liegen hätte. Außerdem konnte ich gerade jetzt einen bessern Contract mit einem Arriero machen, der zwei Reisende zu befördern hatte, und da entschloß ich mich denn kurz, den geraden Weg zur Küste einzuschlagen.

Meine beiden Begleiter möchte ich aber doch mit ein paar kurzen Worten bei dem Leser einführen, denn es waren ein paar wunderliche Gestalten, die sich auch erst später weiter entwickelten.

Der Eine von ihnen — wenn ich so sagen mag die „vornehmere" Persönlichkeit, denn vornehm sahen sie alle Beide nicht aus — war ein kleines, gedrungenes und sehr gelenkes Männchen, ein Spanier — mit außerordentlich sorgfältig gekräuselten Haaren — was ich aber auch an seinem Begleiter bemerkte, und wahrhaft frauenhaft weißen und kleinen, nur etwas schmutzigen Händen, als ob er sie sich an dem Morgen nicht gewaschen hätte. Er trug eine kurze blaue Tuchjacke, wie sie überall beim Reiten in Mexiko, und oft dabei sehr reich verziert, getragen wird, sehr enge Hosen und die zierlichsten Stiefel, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Dabei führte er einen kleinen Revolver, aber ohne Gurt und nur mit einem weißen, an den Enden rothgestickten Taschentuch um den Leib gebunden, so daß ich nicht recht einsah, wie er, da er das Tuch durch den Bügel gezogen, die Waffe zum raschen Gebrauch bei der Hand haben wolle. — Uebrigens versprach ich mir kein besonderes Resultat von seiner Hilfe, wenn wir uns ja noch hätten gegen irgend Jemand vertheidigen müssen.

Auf dem Kopf hatte er einen jener grauen mexikanischen Filzhüte mit einem fast fußbreiten

Rand, wie sie schon das Glück manches Hutmachers begründet haben. Dieser Rand war auch unten mit Silber gestickt, und so ein Hut kostete in der Hauptstadt von 20 bis 25 Dollars. Ich selber möchte ihn aber nicht geschenkt haben, denn sie sind entsetzlich schwer und durch den breiten und vollkommen steifen Rand höchst unbequem — aber es ist freilich Nationaltracht. Der Mann mochte etwa 44 Jahre zählen und hieß Don Pedro Gaspard.

Sein Begleiter war kaum 30 Jahre alt, mit etwas blasser Gesichtsfarbe und auffallend weißen und auch reinen Händen. Er trug einen leichten blauen Rock, an den Aermeln ein klein wenig kurz, groß carrirte enge Beinkleider ohne Strippen, ziemlich derbe Stiefel und etwas gebrauchtes Unterzeug — was man recht gut sehen konnte, da ihm beim Reiten die Hosen gleich Morgens heraufrutschten und dann über Tag so blieben. Als Waffe führte er einen Stockdegen, den er zugleich als Reitgerte für sein Maulthier gebrauchte.

Er schien sehr gutmüthiger Natur und war immer fidel, während der kleine Mann mit dem großen Hut einen mehr ernsten Charakter zu haben schien. Er sprach wenigstens den ersten

Tag fast kein Wort und kam mir überhaupt ein wenig nervös vor.

Diese Beiden — oder nur der Kleine, ich wußte es nicht — führten einen Diener bei sich, einen Burschen aus der Gegend von Jalapa, aber einen so ungeschickten Tölpel, wie ich ihn nur je in meinem Leben gesehen habe. Er saß stets auf seinem Pferde, als ob er schief aufgeklebt gewesen wäre, und verlor im Lauf der Reise Alles, was ihm nicht unverlierbar fest am Körper saß. Er trug ebenfalls einen großen, aber natürlich ordinären, mexikanischen Hut und eine Serape, auf welcher er der Hitze wegen ritt, und die denn auch richtig eines schönen Tages, da er noch dazu immer zurückblieb, unter ihm wegrutschte und verloren ging.

Das war meine Begleitung, dazu zwei Arrieros mit zwei Packthieren, also im Ganzen acht Maulthiere — damit brachen wir am 7. Januar endlich auf und schlugen dabei einen ziemlich südlichen Cours, mit nur wenig West, ein.

Der Ritt von Cuernavaca aus war ziemlich heiß, denn mit allen nöthigen Vorbereitungen hatten wir nicht so früh, als ich es wohl gewünscht, aufbrechen können — aber es konnte nichts helfen. Aus den Cocospalmen, Bananen-

hainen und schattigen Gärten der Stadt hinaus ritten wir in das offene Land hinein, und die Sonne brannte dazu aus allen Kräften nieder, während die Gegend, je weiter wir die Stadt verließen, mehr und mehr wild und verödet schien. Anfangs passirten wir allerdings noch einige Haciendas und große Zuckerrohrfelder, dann hörten diese auf. Nur in der Nähe der Bergquellen zeigte sich noch lebende Vegetation, weiter hinan an den Hängen war nichts als gelbliches Gras und eine Art Mageh mit Cactuspflanzen zu sehen, und als wir Mittags ein kleines Dorf erreichten, konnte es kaum 'was Traurigeres auf der Welt geben, als dieses Nest.

Das Dorf selber bestand nur aus offenen Rohrhütten, die Wände nicht selten aus Reisig hergestellt, die einzelnen Baustellen mit den langen, stangenartigen Cactus eingefriedigt und nur in Ausnahmefällen einen Fruchtbaum zeigend. Am Wege selber standen einige kleine, ärmliche Kabachen, in denen, dem Namen nach, Lebensmittel zum Verkauf gehalten wurden, in Wirklichkeit gab es aber nichts als ein paar grüne Platanos und einige Eier, aus denen sich die Reisenden ein Mahl herstellen konnten.

Ein paar Orangen war das Einzige, das uns noch etwas Labsal gab.

Dann gings weiter, bis wir mitten in einer scheinbaren Wüste und außer Sicht jeder menschlichen Wohnung ein paar Indianer, Mann und Frau, an der Straße sitzend fanden, die im Schatten eines einzeln stehenden Baumes einen großen irdenen Krug und oben darauf ein mit einer gelben Flüssigkeit gefülltes Glas stehen hatten, zum Zeichen, daß dort irgend ein Getränk feilgeboten werde.

Ich hielt natürlich an und fragte, was das Glas enthalte, es war Tamarindenwasser oder kalter Tamarindenthee, ein gesundes und erfrischendes Getränk, und wir leerten Jeder ein Glas. Auf große Kundschaft konnten die armen Teufel aber kaum an diesem einsamen Platz rechnen, denn wir begegneten auf unserem ganzen Weg an dem Tage nicht einem einzigen Menschen, außer früh am Morgen einer kleinen Karawane von Karren. Trotzdem lagerten sie hier an dem heißen Platz mit unerschütterlicher Geduld und jedenfalls dem Bewußtsein, daß sie indessen daheim doch nichts versäumten.

Die Nacht verbrachten wir in einer elenden Posada in einem kleinen Städtchen, wo wir aber

doch wenigstens ein paar Wassermelonen und eine gute Suppe bekamen, und brachen dann wieder früh zu neuem Marsche, und einer hohen Hügelkette entgegen, auf.

Wir befanden uns hier an der Grenze des bis jetzt eigentlich unabhängig gebliebenen Staates Guerrero, der sich augenblicklich allerdings in offenem Bürgerkriege befand, aber jedenfalls den Ruhm und mit vollem Recht beansprucht, daß er in seinen Grenzen nie Räubergesindel geduldet hat, und man ihn sogar jetzt — ein wohlthätiges Gefühl gegen die ewige Unsicherheit im eigentlichen Staate Mexiko — mit voller Sicherheit durchstreifen kann.

Die politischen Zustände in diesem Staate sind eigenthümlicher Art, stehen aber in Mexiko selber nicht vereinzelt. Seit der Kazikenzeit hatte sich nämlich die Familie Alvarez hier als Oberhaupt, das sich aus Gefälligkeit gegen den Präsidenten der Republik „Gouverneur" nannte, gehalten, und als der Vater des jetzigen Gouverneurs Alvarez zu alt wurde, übergab er seinem Sohne, wobei eine Art Wahl im Lande abgehalten wurde, sein Amt, das dieser auch unangefochten verwaltete, bis der Vater starb. Jetzt auf einmal trat ein anderer General,

Namens Ximenes, auf, ließ sich von seinen Anhängern wählen und setzte sich im Osten des Reiches fest. Alvarez dagegen rief seine Mannen zusammen und hielt den Westen, und wie wir hörten, so sollten sich die beiden feindlichen Parteien jetzt völlig gerüstet gegenüberstehen. Das schadete aber gar nichts, denn wir brauchten nicht zu fürchten, dadurch in unserer Reise aufgehalten zu werden. Frachttransporte ließ man allerdings nicht passiren, und Bewohner von Guerrero selber möchten auf einer Tour wohl ebenfalls Schwierigkeiten gefunden haben, aber Fremde machten davon eine Ausnahme und man verlangte von ihnen nur einen Paß.

Sonderbarer Weise mischte sich die mexikanische Regierung gar nicht in die inneren Streitigkeiten eines ihrer Staaten, sondern ließ es ganz ruhig die verschiedenen Parteien unter sich ausfechten. Schossen sie einander todt, so war das ihre Sache, nicht die der Regierung, die mehr zu thun hatte, als sich um eine solche Bagatelle zu bekümmern.

Den zweiten Abend übernachteten wir wieder in einem kleinen Dorf in ziemlich ärmlicher Weise: ein paar junge Mädchen besorgten die Wirthschaft, und ich hörte, daß die Frau vom

Hause krank sei. Ich hatte mich auch nicht erkundigt was ihr fehle, bis ich nach dem Essen ein leises Wimmern hörte und dann sah, daß die ganze Familie um ein halb im Freien befindliches Bett herumstand. Jetzt ging ich dort ebenfalls hin und hörte, die Frau sei an dem Nachmittag von einem Scorpion gestochen worden und leide, wenn auch die Wunde nicht gefährlich war, doch entsetzliche Schmerzen.

Da ich meine kleine Medicintasche, wie immer, bei mir führte, so beschloß ich, einen Versuch mit Chloroform zu machen, und holte das kleine Fläschchen herbei, wobei sich augenblicklich alle im Hof Befindlichen herzudrängten, um die Wirkung zu beobachten. Da aber der geschwollene Fuß der Alten nicht besonders appetitlich aussah, so wandte ich mich an eine der Töchter, goß ihr von dem Chloroform in die Hand und hieß sie die Wunde und die benachbarten Theile damit einreiben. Die Wirkung war zauberschnell: das Chloroform konnte kaum getrocknet sein, als sich die Frau plötzlich von ihrem Lager emporrichtete und erstaunt umherschaute.

„Ist es besser?" fragte sie die Tochter.

„Ich habe keine Schmerzen mehr — wo sind sie hin?" erwiderte die Frau, und in demselben

Moment fing auch die ganze Familie und alle Umstehenden so laut und entsetzlich an zu lachen, daß ich mich ganz erstaunt nach ihnen umdrehte. Es konnte wohl kaum etwas Komischeres geben als diesen Augenblick.

Uebrigens muß ich hinzusetzen, daß das Chloroform nur auf eine bestimmte Zeit wirkte, dann kamen die Schmerzen wieder, waren aber doch nach der dritten Einreibung so gemildert, daß die Frau die Nacht schlafen konnte.

Am nächsten Tag passirten wir eine reizende Lagune, die in einem fruchtbaren, mit Maisfeldern gefüllten Thale lag. Ueberhaupt schienen die Bewohner hier weit thätiger zu sein, als in den östlicher gelegenen Staaten. Am Nachmittag, nachdem wir einen steilen Hang hinabklettern mußten und wieder in wärmeres Land kamen, lagerten wir die heiße Tageszeit hindurch an dem fast trockenen Bett eines ziemlich breiten Flusses, dessen Größe in der Regenzeit sich aber nur aus den zu Thal gewälzten Kieseln erkennen ließ — und dort auf seinem Pancho ausgestreckt, einen Becher Thee vor sich und eine Papiercigarre im Mund — öffnete mir Don Pedro, nachdem er lange und schweigend vor sich niedergestarrt, — sein Herz.

Er war der Hoffriseur der Kaiserin Charlotte gewesen, für die er schwärmte — er konnte sie nie vergessen — er hatte auch die Lieferungen für alle zum Hofdienst gehörigen Toilette-Gegenstände gehabt und seinen eigenen Bedarf dabei frei eingebracht — die Kaiserin hatte ihm das größte Vertrauen geschenkt — ihn sogar in einzelnen Fällen zu ihrem Almosenier gemacht. — Er hatte alle vornehmen Familien in Mexiko frisirt und dabei die schönste Frau des Landes, ein wahres Bild, geheirathet. Den Kaiser hatten sie aber gemordet und den ganzen Hofstaat weggejagt. Lieferungen gab es natürlich gar nicht mehr, und seine Frau war ihm mit einem vornehmen Herrn untreu geworden. Er hätte ihn auch umgebracht, aber er war mit bei der jetzigen Regierung — es ging nicht.

Und wie haßte er die Franzosen! Ich muß aufrichtig gestehen, ich glaube, es war ein wenig Brotneid dahinter, aber er haßte die ganze Nation, und wie er angab nur aus dem Grunde, daß sie sich hier in Mexiko so nichtswürdig benommen hätten. Auf den Marschall Bazaine schimpfte er dabei am meisten, stimmte aber darin allerdings nur mit allen denen überein, mit denen ich in ganz Mexiko über den Herrn gesprochen. Daß

ich ein Deutscher war, söhnte ihn, wie er mir versicherte, vollständig mit mir aus, denn er behauptete, mich Anfangs für einen Franzosen gehalten zu haben.

Auch sein Begleiter verrieth sich, während wir dort lagen, indem er, in Vergessenheit seiner selbst, ein paar Lanzetten herausnahm und betrachtete, ob sie nicht vielleicht rostig geworden wären.

Es war der Barbier — daher auch die schneeweißen Hände — der ganze Laden mußte ausgerissen sein und hatte die „Meisterin" zurückgelassen.

Der Friseur wurde wirklich sentimental — er sprach bald von Todtschießen, bald von seinem Haus und Grundstück, was er zurückgelassen hätte, und daß er jetzt nach Californien oder Panama gehen wolle — es sei ihm vollkommen gleich. Der erste Dampfer, der in Acapulco anlegte, sollte ihn mit fortnehmen aus diesem Lande des Fluchs und der Verdammniß, wo es nichts als Schurken und Räuber gäbe.

Die Unterhaltung wurde in Spanisch geführt und der Bursche des Friseurs, ebenfalls ein Mexikaner — der aber an dem Geschäft seines Herrn unschuldig war, denn er hatte Fäuste wie

ein Mistkärrner — und eben so schmutzig — lag daneben, hörte das Alles mit an, was über seine Landsleute gesagt wurde, und schien sich vortrefflich zu amüsiren.

Als wir etwa um drei Uhr Nachmittags wieder aufbrachen, erreichten wir noch vor Abend eine Zuckersiederei, wo wir bis zum nächsten Morgen zu rasten beschlossen.

Die Zuckerpresse hier war freilich in rohester und primitivster Weise aus ein Paar knarrenden und von Ochsen in Bewegung gesetzten Walzen hergestellt, und es wurde dort auch nur der ganz rohe Zucker, sogenannter Rapadura, in Venezuela papelon genannt, fabricirt; doch die Leute zeigten wenigstens, daß sie etwas schaffen wollten, und schienen sich auf ihrer Hacienda auch ziemlich wohl zu befinden.

Dicht daneben stürzte sich ein murmelnder Bergbach mit einem kleinen Wasserfall vorüber, und ich nahm dort, ohne meine Reisegefährten zu einem Gleichen bewegen zu können, ein herrliches Bad.

Am nächsten Morgen brachen wir wieder mit vollem Mondschein schon um zwei Uhr auf und tauchten hier eigentlich zum ersten Male in das wirklich pittoreske Gebirgsland von Guerrero ein,

denn unmittelbar vom Hause ab führte der enge Pfad schon eine steile Schlucht hinab, in der wir an der andern Seite wieder hinaufklettern mußten, nur um einer neuen zu begegnen.

Es kann in der That kaum in der ganzen Welt eine wildere, romantischere Scenerie geben, als diese zerrissenen und dichtbewaldeten Schluchten und Hänge Guerreros, von Waldbächen dabei durchrauscht und in dem Zauber einer hellklaren Mondscheinnacht. Für die Maulthiere war es allerdings ein beschwerlicher und böser Weg, denn selbst die niederführenden Hänge fielen so steil ab, daß sie sich dabei nicht ruhen konnten; aber die Nacht war wenigstens frisch und kühl und der Anblick der wilden Höhen so entzückend, daß ich oft eine Strecke an irgend einer offenen Waldblöße zurückblieb, um mich dem vollen Genusse dieses Anblicks hinzugeben.

Es mochte ungefähr halb vier Uhr Morgens sein, und an Tagesdämmerung war in diesen Breiten noch nicht zu denken. Unsere Thiere kletterten eben wieder einen steilen Hang hinab und unten rieselte ein Bach durch den dunklen Grund, in den der Mond nur einzelne Streiflichter hineinwerfen konnte. Vor mir hatte ich Stimmen gehört, aber nicht darauf geachtet; ich rauchte meine

kleine Pfeife und ließ meinem Maulthier ruhig den Zügel, daß es seinen Weg eben nach Bequemlichkeit fortsetzen konnte. Da plötzlich, gerade an der tiefsten Stelle des Thales, unmittelbar am Wasser, das rauschend zwischen den Granitfelsen hindurchsprudelte, sah ich etwa acht oder zehn dunkle Gestalten am Weg stehen, und einzelne Mondstrahlen, die auf blitzende Gewehrläufe fielen, verriethen, daß sie auch bewaffnet seien. Wer sie wären, davon hatte ich allerdings keine Ahnung und auch in der That keine Zeit zum Ueberlegen; der erste Griff war nur nach dem Revolver, und den erst in der linken Hand, setzte ich so rasch als möglich Zündhütchen auf mein Gewehr und wunderte mich während derselben Zeit nur, daß es auf der andern Seite noch nicht geknallt hatte. Die Leute blieben aber ruhig, Gewehr bei Fuß, stehen, und als ich jetzt, die Büchse schußfertig auf dem Sattelknopf, an sie heranritt, riefen sie mir ein freundliches Buenas noches entgegen und — baten um ein paar Cigarren.

Ich hatte in dem ersten Moment wirklich gar nicht an die augenblicklichen Kriegsunruhen im Staate Guerrero, sondern immer nur an das kaum verlassene Räuberwesen Mexikos gedacht,

und natürlich konnte mich die Frage nach Cigarren nicht gleich beruhigen, denn das besonders ist bei Straßenräubern eine oft gebrauchte List. Aber ich konnte mir auch nicht gut verhehlen, daß die Leute, wenn sie feindlich gesinnt gewesen wären, mir wohl kaum so lange Zeit gelassen hätten — es waren jedenfalls Soldaten, irgend ein Vorposten der einen oder andern Partei, hier in dem engen Felsenpaß aufgestellt, um die Straße zu überwachen, und so stellte es sich auch zuletzt heraus. Es war der erste Vorposten von Ximenes' Armee, der entweder einen Einfall der Alvarez-Truppen verhindern, oder doch durch seine Boten rechtzeitig den Freunden Kunde geben und sie warnen konnte. Die Burschen waren dabei so gemüthlich als möglich, und als ich ihnen eine Handvoll Cigarren gab, dankten sie auf das freundlichste.

Eine eigenthümliche Wirkung übte dieses Begegnen aber auf den Hoffriseur aus, der bis dahin immer versucht hatte, voranzureiten, während sich sein Mozo oder Bursche dicht hinter ihm halten mußte. Ihm schien doch der Schrecken etwas in die Glieder geschlagen zu sein, denn von dem Moment an ließ er seinen Burschen

vorausreiten und hielt sich überhaupt so viel als möglich zurück.

An dem Abend erreichten wir, nach einem ziemlich langen und mühseligen Ritt, den Mescal-Fluß, einen großen, schönen Strom, der auch in ziemlicher Länge den ganzen Guerrero-Staat durchfließt.

Bis zu diesem Strom waren die Franzosen damals gedrungen, während sie die Küste des Stillen Meeres schon in Besitz hatten, sahen sich aber nicht im Stand ihn zu kreuzen, denn er wurde von den Mexikanern scharf bewacht, so daß sie wieder nach Mexiko zurückkehren mußten.

Bis dahin hatten wir alle Wasser, die wir auf unserem Weg getroffen, mit Sicherheit durchwaten können; hier ging es nicht, denn der Mescal war tief und reißend, und ich sollte hier zum ersten Mal eine neue Beförderungsart antreffen. Die Weise, wie das geschah, sahen wir gleich praktisch ausgeführt, sobald wir nur das Ufer erreichten, denn ein Indianer mit seiner Frau hatte sich eben mit dem nöthigen Reisegepäck auf einer winzigen Balsa — einem Floß — eingeschifft, während ein Pinto-Indianer in Schwimmtracht gerade bemüht war, den Esel vom Ufer herunterzuzerren, um ihn dann, als er ihn glück-

lich in's Wasser gebracht, mit dem Kopf auf das Floß zu legen, so daß er die Beine nicht ebenfalls hinaufbringen konnte.

Merkwürdig war das Floß selber, denn es bestand nur aus etwa 100 Stück zusammenbefestigten großen Calabassen oder Flaschenkürbissen, die kaum mehr als etwa 6 Fuß im Quadrat einnahmen, aber natürlich außerordentliche Tragfähigkeit besaßen. Der Indianer schwamm dann, das Floß mit der rechten Hand haltend, nebenher und trieb es dadurch zum andern Ufer hinüber, während der Esel, in seinen vergeblichen Bemühungen an Bord zu kommen, nur aus besten Kräften dazu mithalf, indem er mit dem Halse nachschob.

Drüben am Land half der Indianer seinen beiden Passagieren heraus — der Esel war schon an's Ufer gestolpert, da er noch immer in Gedanken schob — dann, wie der Mann das Gepäck ebenfalls ausgeladen, trat er wieder zum Floß, packte es mit beiden Fäusten und hob es sich — anscheinend mit gar keiner sehr großen Mühe, auf die Schultern. Mit seiner Last wanderte er jetzt am Ufer hinauf, bis er eine Stelle oberhalb erreichte, von der aus er, trotz

der starken Strömung, leicht zu uns herüberhalten konnte, und nun kamen wir an die Reihe.

Die Maulthiere mußten natürlich selber hinüberschwimmen; als erste Ladung nahm er nachher das Sattelzeug und den Arriero, daß der drüben die Maulthiere wieder auffangen konnte, bei der zweiten die Bagage, und zuletzt immer zwei und zwei von uns, während ich, drüben angekommen, ein wahrhaft prachtvolles Bad nahm.

Die Barbierstube ging aber wieder nicht in's Wasser.

An unserem Fährmann hatte ich übrigens zum ersten Mal Gelegenheit, einen Pinto in all' seinem Glanz zu sehen, denn der Bursche war vollständig nackt, hatte auf dem dunkelbraunen Teint eine Masse indigoblauer Punkte oder Flecken und ebensolche, aber schneeweiße, oben auf der Hand.

Die Ursache dieser Flecken darf aber nicht etwa in einer Verzierung gesucht werden, wie sich zum Beispiel die nordamerikanischen Indianer die Gesichter gelb oder blau malen. — Die Pintos denken gar nicht an etwas Derartiges, sondern die Natur besorgt ihnen das, und zwar in höchst unangenehmer Weise durch eine Art von Hautkrankheit, die, ähnlich der Leprosy, bis

jetzt wenigstens unheilbar ist und dazu bei näherer Berührung auch sogar ansteckend sein soll. Die Leute selber sind von Natur kupferbraun, und die am häufigsten vorkommenden Flecken blau und weiß und zeigen sich hauptsächlich an der Brust und an den Händen. Besonders ekelhaft sehen die weißen Flecken an den Rändern aus. Ich habe Frauen mit völlig schneeweißen Händen gesehen, während am Gelenk eine Art blauer Wulst sie einfaßt. Andere haben nur zur Hälfte diese Farbe und den oberen Theil der Hand dann blau und weiß punktirt.

Die Brust der Männer ist fast bei allen blau gesprenkelt, als ob man einen Pinsel mit blauer Farbe darauf ausgespritzt hätte, und hie und da sollen auch Einzelne weiße Flecken über den ganzen Körper haben — von diesen kam mir aber Keiner zu Gesicht.

Die Ursache dieser fatalen Krankheit scheint noch nicht ergründet zu sein, wie man ja auch noch keinenfalls mit Genauigkeit weiß, woher die Leprosy selber oder auch die Elephantiasis rührt. Deshalb ist auch bei allen diesen noch keine Heilung möglich. Entsetzlich widerlich wird Einem aber der Anblick, wenn man gezwungen sein soll, Lebensmittel zu essen, die von solchen

Händen zubereitet wurden. Mir drehte es wenigstens immer den Magen um, wenn ich sie den Teig zu ihren Tortillas zurecht kneten sah, und ich wäre nicht im Stande gewesen, auch nur einen einzigen Bissen davon anzurühren. Körperlich scheinen diese Menschen aber nicht das mindeste Unbehagen zu spüren; sie sind gesund, und nur die ekelhaften Flecken wachsen über ihre Körper, je älter sie werden, und erben sich dabei gewissenhaft von Familie zu Familie fort.

Die Pintos beginnen eigentlich erst vom Mescal-Fluß, obgleich sie auch vorher schon einzeln vorkommen; von da aber bevölkern sie Alles, und wenn sie auch nach der Meeresküste zu bedeutend abnehmen, so findet man doch noch zahlreiche Exemplare von ihnen selbst in der Hafenstadt Acapulco, wohin sie mit verschiedenen Producten zu Markte kommen.

Der Fluß selber hat jedenfalls seinen Namen von einer an seinen Ufern häufig wachsenden Pflanze, einer Art von Aloe oder Mageh, aus der ein besonderer, nicht unangenehm schmeckender Branntwein, „Mescal“ genannt, gewonnen wird.

Diese Nacht blieben wir in einer richtigen Pinto-Colonie; ich ließ mir aber zur Vorsorge

ein Huhn abkochen, dessen Zubereitung ich selber, und äußerst vorsichtig, überwachte, dann machte ich mir ein paar Becher Chocolade, ging an dem Abende aus und erlegte noch einen jungen Hirsch, und hielt nun, da ich fast nie Brot esse, eine ganz gute Mahlzeit.

In dieser Nacht, im herrlichsten Mondschein, brachen wir wieder etwa um halb zwei Uhr auf und hatten einen bösen, langen Ritt in einem kein Ende nehmenden trockenen Flußbett, das uns höher und höher in die Berge hinaufführte. Es war eine wilde, trostlose Waldlandschaft, die nur sprudelndes Wasser hätte beleben können. So verödete sie der weiße, blendende Sand, in dem die armen Maulthiere oft bis an die Fesseln einsanken, und ich war nicht böse darüber, als wir ziemlich früh Halt machten, denn ich fühlte, wie müde unsere Thiere geworden waren.

Hier erreichten wir vortreffliches Jagdterrain, wenigstens für Hirsche, von denen ich aber nur den kleinen virginischen Hirsch mit langem Wedel und vorgebogenem Geweih antraf. Es sind dieselben, die man überall in den Vereinigten Staaten findet, nur mit womöglich noch geringerem Geweih. Man trifft sehr selten einen alten Hirsch, der gut aufgesetzt hat.

Von hier brachen wir um halb ein Uhr Morgens wieder auf und marschirten fast genau auf das südliche Kreuz zu, das schon ziemlich hoch und etwa um halb sechs Uhr im Zenith stand. Etwa um drei Uhr aber erreichten wir den zweiten großen Fluß, der auf unserem Wege lag, den Papagallo, und mußten diesen mit einem Canoe überschiffen, was natürlich fast eine Stunde Zeit nahm, da die abgesattelten Thiere allein hinüberschwimmen sollten.

Natürlich warf ich augenblicklich meine Kleider ab, um in dem herrlichen, klaren Wasser ein Bad zu nehmen. Kaum aber merkten die Bootsleute meine Absicht, als sie mir Beide erschreckt zuriefen, nur ja aus dem Wasser zu bleiben, denn es wimmele da drinnen von Kaimans, und ich käme nicht ungefressen wieder heraus.

Dasselbe alberne Vorurtheil, hier wie im Norden, und eigentlich nur eine Entschuldigung für die schmutzigen Burschen, sich nicht zu waschen. Ich ließ mich denn auch nicht irre machen; -- kannte ich doch die Gesellschaft der Kaimans schon zur Genüge vom Mississippi her, und wußte, daß ich nichts von ihnen zu fürchten hatte. Ich fragte nur den Indianer, wo sich gewöhnlich die Kaimans am meisten aufhielten, und als er mir

den Platz unter einem Felsen, gerade in der Nähe des Canoes, bezeichnete, sprang ich in's Wasser und schwamm darüber hin. Ich glaubte, ich würde die Indianer dadurch überzeugen können, daß ihnen die Kaimans nichts zu Leide thäten — aber weit gefehlt. Es wäre ein Wunder, sagten sie, daß ich nicht gefressen sei, und damit war die Sache abgemacht.

Umsonst suchte ich aber meine beiden Reisegefährten, den Friseur und den Barbier, zu bewegen, sich nur wenigstens einmal abzuspülen, — die beiden Schmutzfinken hatten sich noch nicht einmal die Hände gewaschen, so lange ich mit ihnen zusammen war, — Gott bewahre! Eine volle halbe Stunde saßen sie unmittelbar am Wasser, ohne sich auch nur die Fingerspitzen naß zu machen, setzten sich dann in's Canoe, fuhren an's andere Ufer, stiegen wieder in den Sattel und ritten auf's Neue in das staubige Land hinein. Mir fing die Gesellschaft schon recht von Herzen an leid zu werden.

Am andern Ufer wurden wir einen Moment von zwei Zollwächtern oder Soldaten angehalten, die uns nach unserem Paß fragten. Keiner von uns hatte aber einen solchen, und ich selber nur zwei von einem Freund erhaltene Briefe aus

Mexiko, einen für den General Ximenes, wie einen zweiten für die andere Partei des General Alvarez. Es konnte uns also nichts passiren, sobald der Brief nicht an einen verkehrten Truppenkörper abgegeben wurde. Aber selbst dann hätte es nichts geschadet, denn die Leute konnten ja alle mitsammen nicht lesen, und auch diese zwei wackeren Krieger baten uns ganz ungenirt, ihnen unsere Documente, Paß oder Brief, vorzulesen, da sie selber, wie sie offen erklärten, nichts davon verständen. Sie seien nur dahin gestellt, um die Papiere zu untersuchen, weiter nichts, aber lesen hatten sie nie gelernt.

Das Komische bei der Sache war, daß wir uns außerdem ohne irgend welches Licht als das des Mondes befanden, und der wurde jetzt ebenfalls durch die steilen Berge verdeckt. Die Leute waren deshalb vernünftig genug, sich mit dem Befühlen des Briefes zu begnügen, und ließen uns ungehindert passiren.

Ich fragte sie, ob der Fluß fischreich sei; — ja — es waren viele Fische darin; — ob sie deren fingen, — nein, — sie verstanden nicht zu fischen; — ob viel Wild im Walde sei, — ja; — ob sie davon erlegten, — nein, — sie konnten die Hirsche nicht treffen; — wovon sie lebten: — Quien sabe!

war die einzige Antwort, — Tortillas si hay — wenn es welche giebt.

Das Volk ist wirklich urfaul; denn hier an diesen Strömen, im Innern des Landes, könnten sie doch wenigstens die reichsten Pflanzungen anlegen, aber es fällt ihnen nicht ein. Der Boden gäbe ihnen Alles, was sie hineinsteckten, hundertfältig wieder; aber sie stecken 'eben nichts hinein und hungern lieber, als daß sie sich zu irgend einer Arbeit bequemten.

Die Scenerie in diesen Bergen war in den dichten Waldungen reizend, und je höher wir stiegen, desto mehr bekamen die Berge ein fast europäisches Ansehen, denn Fichten und Tannen zeigten sich hie und da, und die eigentliche Kiefer bedeckte ganze Hänge.

Uebrigens stand uns an diesem Tage eine strengere Controle hinsichtlich des Passes bevor; denn wie wir vor einigen Tagen einer Vedette des Ximenes'schen Corps hatten Rede stehen müssen, so erreichten wir jetzt die Außenposten von Alvarez, wo mein Brief von Jemandem, der wirklich lesen konnte, einer genauen Prüfung unterworfen wurde. In demselben stand aber nur mein Name, die beiden Spanier waren nicht erwähnt, und der Hauptmann, oder was er war,

es ließ sich nicht gut erkennen, da er in Hemdsärmeln und barfuß vor seiner Hütte saß, schien Schwierigkeiten machen zu wollen. Endlich gestattete er mir, mit einem Peon voraus und nach dem Hauptquartier zu reiten, wo ich den für Alvarez erhaltenen Brief vorzeigen sollte. Dort würde dann entschieden werden, ob meine Begleiter ebenfalls passiren könnten. Zu diesem Zweck bekam ich ein kleines Stück Papier, auf das ich meinen Namen selber schreiben mußte, denn der Mexikaner brachte ihn nicht fertig, und dann schrieb er seinen eigenen als Legitimation darunter. Ich brauchte das Papier, um es den verschiedenen Posten, die ich passiren mußte, zu zeigen.

Bei diesen machte ich mir nun allerdings das Vergnügen, ihnen das Papier jedesmal verkehrt hinzureichen, erlebte aber nie, daß sie es umdrehten. Sie konnten wahrscheinlich alle verkehrt lesen, und gaben es dann mit den Worten „'sta bueno“ zurück.

Im Hauptquartier, das von Soldaten wimmelte, wurde ich sehr freundlich aufgenommen und erhielt auch bald für meine Reisegefährten die Erlaubniß, nachzukommen, zu welchem Zweck ich dann meinen Peon mit einer erhaltenen Karte zurückschickte und indessen etwas für uns zu essen

bestellte. Nachher schlenderte ich in dem kleinen Orte herum und besah mir die verschiedenen Häuser, in denen die Mannschaften einquartiert, oder besser, untergebracht waren. Die Leute hatten übrigens recht gute und auch sauber gehaltene Gewehre, natürlich nur Percussionsschlösser, aber nicht zu schwer und dabei mit ziemlich langen Bayonnetten versehen. Ich bin auch überzeugt, daß sie dieselben im Falle eines wirklichen Krieges viel mehr als Lanze wie als Feuerwaffe gebrauchen würden. Es scheint aber Niemand, trotz alle den kriegerischen Vorbereitungen, an irgend einen Kampf zu denken. Der Oberst, der hier das Commando führte, und mit dem ich über die Verhältnisse sprach, meinte, die Sache, wer hier im Lande Gouverneur sein solle, werde wahrscheinlich im Congreß entschieden werden, und es sei dabei keinem Zweifel unterworfen, daß der Spruch günstig für Alvarez ausfallen müsse. Dann bleibe allerdings noch die Frage, ob sich Ximenes der Entscheidung gutwillig fügen würde, aber er hatte in dem Fall wohl wenig Hoffnung, genügende Truppen zu behalten, denn soviel ich dort sah und hören konnte, *wollte* das Volk von Guerrero gar keinen Krieg.

Der Oberst war der hübscheste Mexikaner,

den ich im ganzen Lande gesehen hatte, mit edlen und intelligenten Zügen. Ueber die politischen Zustände seines Landes schien er auch vollkommen gut unterrichtet, wich aber meinen Fragen nach dem Urtheil dieses Landestheils über die Erschießung des Kaisers aus. Ich mußte ihn auch in der That zu direct fragen, da ich der spanischen Sprache doch nicht so mächtig war, um etwas verblümt dahin zu gelangen.

Nachher schlenderte ich noch etwas im Ort herum und betrachtete mir dabei besonders eine militärische Spielergruppe, die recht gut in Wallenstein's Lager gepaßt hätte. Die Leute lagen, kauerten und standen um eine unter einem schattigen Baum ausgebreitete Serape her und spielten ihr gewöhnliches Spiel Monte, aber, ihren Verhältnissen natürlich entsprechend, ziemlich niedrig. Als ich zu ihnen trat, luden sie mich ein mit zu setzen, ich entschuldigte mich aber damit, daß ich das Spiel nicht verstehe.

„Oh, Señor," rief da der Banquier, ein wildaussehender Bursche mit einer breiten Schmarre über das ganze Gesicht, „wir wollen Sie's schon lehren."

„Das glaub' ich," lachte ich, und die ganze

Gesellschaft brach in ein wieherndes Gelächter aus — sie verstanden den Scherz.

Etwa zwei Stunden später, als ich meinen Peon zurückgeschickt, kam mein Barbierladen nach, und der Friseur führte sich augenblicklich bei dem Obersten ein und suchte diesem mit seinen Bekanntschaften in Mexiko zu imponiren. Mit den ersten Familien der Stadt war er allerdings bekannt, denn er hatte die Damen vom Hause frisirt und sich von den Männern nachher die Rechnungen bezahlen lassen, hier aber waren das alles plötzlich seine besten Freunde: General so und so — lieber Gott, un amigo caro — Gouverneur Y — wir sind wie Verwandte zusammen — Minister H — mehr als ein Bruder. Der Officier hörte ihn sehr ruhig an; der Friseur schien seine Absicht aber doch nicht ganz erreicht zu haben, denn der Oberst gab mir endlich den Paß, den er aber nur auf m e i n e n Namen ausstellen ließ und dann hinzusetzte: „in Begleitung von zwei Spaniern."

Von hier aus bot die Scenerie des Landes, das wir durchritten, einen entschieden europäischen Charakter und bestand fast nur aus schönen und offenen Kieferwaldungen. Der Pfad zog sich auch größtentheils auf den Höhen hin, und wenn

er einmal zu Thale lief, hob er sich immer rasch wieder, bis wir endlich am nächsten Tag Providencia erreichten.

Providencia liegt etwa 12 Leguas von Acapulco, aber lange nicht soweit von der Küste entfernt, der Gouverneur oder General Alvarez hat hier eine Hacienda und zugleich sein Hauptquartier. Von hier aus regierte er *seinen* Theil des Staates, während Ximenes im Osten desselben nach eigenem Gutdünken wirthschaftete, und die Regierung von Mexiko sich gerade so wenig darum bekümmerte, als ob Guerrero in China läge.

Providencia sollte ein kleines Städtchen sein, und da es so nahe der Küste und der Hafenstadt lag, so hatte ich mir leichtsinniger Weise schon ein ganz freundliches Bild davon gemacht, sollte mich aber darin sehr getäuscht sehen. Es war eins der elendesten Nester, die wir auf dem ganzen Weg gefunden, und in der That nichts, gar nichts darin zu haben als schnödes agua ardiente; nicht einmal eine reife Banane, viel weniger denn eine Flasche Wein. Ebensowenig fand sich eine Posada im Ort, und wir mußten die Nacht vor einer der elenden Hütten im Freien lagern; in das Innere derselben hätte mich über=

haupt Niemand hineingebracht, denn sie sahen genau so aus, als ob sie von Ungeziefer wimmelten.

Vorher war es übrigens nöthig, daß wir uns General Alvarez vorstellten, um von ihm unsern Paß nach Acapulco ausgestellt zu bekommen. Als wir ankamen, hielt er allerdings seine Siesta, um vier Uhr aber wurden wir vorgelassen, und ich muß gestehen, daß die ganze Sache im Innern des Gebäudes ziemlich geschäftsmäßig aussah.

Alle diese Haciendén, die ja auch noch sämmtlich aus der spanischen Zeit herstammen, haben enorm weitläufige, natürlich nur einstöckige Gebäude mit großen, luftigen Zimmern und langen, bedeckten Gängen nach vorn und hinten, eine Art gemauerter Veranda, die gegen Sonne wie Regen hinlänglichen Schutz bietet. Einen Flügel dieser Häuserreihe, wie man es recht gut nennen könnte, hatte General Alvarez theils seinen Bureaux, theils zu Wachtlocalen eingeräumt, und dort saßen engbrüstige Mexikaner mit Brillen auf und schrieben oder trugen dicke Actenbündel auf bestimmte Plätze und zu anderen ihres Gleichen, die dort schon lagerten. Der Platz heimelte mich wirklich an, er sah ordentlich europäisch

aus, und ich hätte mich darin recht gut in ein ehrliches deutsches Stadtgericht zurückversetzen können, wenn die Bureaubeamten nicht alle ihre Cigarre im Munde gehabt hätten, und das zerstörte die angenehme Täuschung gründlich. Wenn ich mir nur die Möglichkeit denke — und die Haut schaudert Einem dabei — daß ein deutscher Assessor oder gar ein Actuar, von einem Vice-Actuar gar nicht zu reden, Morgens mit der brennenden Cigarre im Munde in's Bureau käme, der Unglückliche wäre von dem Moment an brotlos für Lebenszeit.

Die vordere Veranda des Hauses war übrigens vollständig kriegerisch eingerichtet und sogar sechs kleine Kanonen standen dort aufgepflanzt, während an der ganzen Länge der Wand die Gewehre und etwa ein Dutzend Lanzen lehnten. In der That schienen auch die Leute von Alvarez viel besser organisirt, als die von Ximenes, die weit eher einer Bande von Straßenräubern, das heißt im Aeußern, glichen. Die ganze Sache ist aber, wie gesagt, nur allein militärischer Pomp, soweit sich das Wort Pomp auf barfüßige und mit den verschiedensten Hosen begabte Soldaten anwenden läßt. Es denkt Niemand an einen Krieg, und da die Leute doch nichts weiter zu

thun haben oder wenigstens nichts thun, was auf Eins herauskommt, so können sie auch eben so gut die Zeit „im Felde" liegen.

Wir wurden in das Vorzimmer des Generals berufen und uns dort Stühle angewiesen, um zu warten. Das hielt ich aber keine zehn Minuten aus, stand wieder auf, sagte dem einen Actuar oder was er war, er solle mich rufen, wenn es soweit sei, und schlenderte indessen durch die verschiedenen Theile der Hacienda und den ziemlich gut angelegten, aber entsetzlich vernachlässigten Garten. Der Platz hätte recht gut zu einem kleinen Paradiese umgeschaffen sein können — aber es war eine echt mexikanische Wirthschaft, nur daß man hier, während in den niederen Hütten die Armuth ihren Wohnsitz hatte, überall die Spuren des Ueberflusses erkennen konnte.

Nach einer halben Stunde etwa kam der Beamte, dem ich meinen Brief an den General schon übergeben hatte, athemlos hinter mir dreingestürzt. Der General hatte nach mir verlangt und ich war nirgends zu finden gewesen.

Als ich in das Zimmer trat, fand ich den Friseur schon in voller Erzählung seiner hohen Bekanntschaften und Freunde in Mexiko: er schwamm zwischen lauter Generalen und hohen

Würdenträgern im wahren Sinn des Wortes herum. General Alvarez, während der Oberst in dem kleinen Ort den Burschen rasch durchschaut hatte, schien entzückt von ihm und fragte ihn auf das lebhafteste nach Diesem und Jenem, von denen Don Pedro Gaspard natürlich Alles zu erzählen wußte, was man nur von ihm verlangte — es hätte ja kein Friseur sein dürfen! Er ließ dabei, wozu wirklich viel gehört, nicht einmal den Barbier zu Worte, kommen und schwelgte völlig in seinem Element.

Alvarez selber war ein Mann von untersetzter Statur mit pechschwarzen, glatten, kurz geschnittenen Haaren und niederer Stirn, mit einem halb indianischen, aber vollkommen ausdruckslosen Gesicht. Er schien auch in der That nur die zweite Person an seinem Hofe, denn ein anderer, sehr magerer brauner Señor, aber mit klugen Augen, wurde von ihm fortwährend um seine Meinung gefragt, verhielt sich aber ziemlich schweigend und ernst, und zeigte sich auch keineswegs so von Hochachtung gegen den Friseur erfüllt. Er erkundigte sich endlich, wer denn eigentlich der sei, der dem General in dem Brief empfohlen worden, und als ich mich meldete, betrachtete er mich scharf und grüßte mich dann

freundlich, gab auch unmittelbar darnach, ohne den General weiter zu fragen, die Ordre, den Paß auszustellen, der in wenigen Minuten fertig war und Alvarez nur zum Unterzeichnen vorgelegt wurde.

Von Providencia brachen wir, nachdem wir am Abend nur mit Mühe ein Huhn zu einer Suppe aufgetrieben hatten, schon um Mitternacht wieder auf, um Acapulco, das Ziel unserer Reise, wenigstens vor der größten Tageshitze zu erreichen. Der Platz hatte auch in der That nichts Verführerisches, um uns nur eine Minute länger als nöthig dort zu halten. Wieder ging es aber von hier in zwar nicht sehr hohe, aber doch ziemlich zerklüftete Berge hinein, und ich war wirklich froh, daß wir den größten Theil dieser Strecke in der Nacht zurücklegten, denn am Tag muß diese Tour wahrhaft zum Verzweifeln sein. Man weiß, daß man dem Meere nahe ist, man hofft, es von jedem Hügelrücken, den man ersteigt, endlich erblicken zu können, und von jedem aus sieht man nur wieder eine andere Bergreihe vor sich, die eben hoch genug zu sein scheint, um die Aussicht gründlich zu versperren. So geht es Stunde auf Stunde, und selbst als der Tag anbrach, wiederholte sich dieses ewige

Versprechen und Versagen, und doch konnten wir kaum noch vier oder fünf englische Meilen vom Meer entfernt sein.

Endlich, endlich nahm auch das ein Ende. Wir ritten in eine enge Bergschlucht hinein, rechts und links hoben sich höhere Bergkuppen empor, da plötzlich, wie das Gesträuch vor uns auseinander wich, hob es sich wie eine Last von der Brust. Der Blick wurde frei und vor uns — ein wahrhaft zauberisch schönes Bild — dehnte sich das weite blaue Meer, und lag da unten, in eine reizende Bucht hineingeschmiegt, wie ein Miniaturbild, aber mit all' den glühenden Farben tropischer Sonne übergossen, das kleine, allerliebste Städtchen Acapulco, an einer wunderschönen, von bewaldeten Hügeln eingeschlossenen Bucht, einer der sichersten Häfen der ganzen Welt.

Ich konnte mich auch in der That lange nicht von dem prachtvollen Anblick losreißen und blieb dort oben wohl eine halbe Stunde halten, während die Barbierstube indessen mit unseren Packthieren, von dem Anblick, wie es schien, nicht besonders angeregt, schon lange wieder bergab und in die Büsche eingetaucht war. Was konnten sie auch da oben sehen? Salzwasser und eine

kleine mexikanische Stadt, von denen sie schon eine ganze Menge durchzogen. Uebrigens sollte ich erst später erfahren, daß sie Ursache zu ganz besonderer Eile hatten.

Von hier aus fiel der Weg ziemlich steil zu Thal ab. Wir hatten keinen Berg mehr zu übersteigen, und konnte ich mich wieder des Genusses, den ich schon so oft empfunden, erfreuen, aus einem gemäßigten Klima, mit der Vegetation höherer Breiten, rasch und plötzlich in eine vollkommen tropische Natur hinabzusteigen. Die Kiefern hatten schon, seit wir Providencia erreicht, aufgehört und Laubbäumen Platz gemacht, von denen manche mit prachtvollen, bald weißen, bald gelben großen Blüthen überdeckt waren. Jetzt traten breitblättrige Stauden in den Vorgrund, — reiche Lianen schlangen ihre Blumenranken über den Weg selbst hinaus; noch etwas tiefer, und ein herrliches Thal öffnete sich vor uns, in dem wir schon unten die breiten Blätter der Bananen und einzelne Palmenwipfel erkennen konnten. Jetzt tauchten wir, während die Sonne über den Wipfeln emporstieg, hinein, und befanden uns wie mit Einem Schlage mitten in den Tropen.

Freundliche Bambushütten — wenigstens von

außen, denn im Innern ist sich der Schmutz in allen gleich — lagen tief und schattig in Frucht-hainen und zwischen Kaffeebäumen und Bananen versteckt, und kleine Orangenwälder trugen kaum die Last der reifen, goldigen Früchte. Und wie die Vögel in den dichten Sträuchern zwitscherten und sangen und herüber und hinüber flatterten! Es war ein herrlicher Ritt in der kühlen Morgenbrise, und ich kann mich kaum eines schöneren in meinem ganzen Leben erinnern.

Das kleine Dorf, das wir hier erreicht, ließen wir bald hinter uns und trabten jetzt eine Strecke zwischen dichtbewaldeten Anhöhen hin, als plötzlich ein Hirsch dicht neben mir am Wege aufsprang und den einen Hügel hinansetzte. Er hatte meine Begleiter schon an sich vorbeireiten lassen, und hätte es mit mir wahrscheinlich ebenso gemacht, wenn ich nicht zufällig gehalten, um von einem der Blüthenbüsche reifen Samen abzupflücken.

Meine Büchse hing mir allerdings geladen am Gürtel, aber ich hatte kein Zündhütchen auf. Doch das währte nicht lange; wie der Blitz war ich aus dem Sattel, mein Maulthier sich selber überlassend, drückte ein Hütchen auf den rechten

Piston, und bekam das flüchtige Wild eben noch gut zum Schuß, als es über eine offene Stelle hinübersetzte und wenige Secunden später außer Sicht gewesen wäre. Es war ein glücklicher Schuß; die Kugel schlug vor der Keule ein, riß dem Hirsch den oberen Theil des Herzens weg und warf ihn in seinen Fährten nieder. Mein Maulthier lief allerdings fort, da aber die Packthiere noch hinter mir dreinkamen, so konnte ich das Wild auf eins derselben laden, und ging dann zu Fuß nach, bis ich die Uebrigen, die mein Thier aufgehalten, an einer murmelnden Bergquelle wieder überholte.

Dort nahm ich ein prachtvolles Bad in dem kalten frischen Wasser, das sich die Anderen aber aus Gesundheitsrücksichten, wie sie meinten, versagten, frühstückte dann und setzte nun meinen Weg nach dem kaum noch anderthalb Leguas entfernten Acapulco fort.

Der Pfad blieb sich hier vollkommen gleich; es war fortwährend dieselbe reiche Vegetation, von einer Ueppigkeit, wie man sie nur unter diesen Breiten findet, und dann und wann trafen wir einzelne kleine Plantagen, oder eigentlich Gärten, mit wieder einer kurzen Strecke

Wald dazwischen, bis sich der Pfad zuletzt zu einer breiten Straße ausdehnte und eine lange Häuser- oder vielmehr Hüttenreihe die Nähe der Stadt verkündete.

Ich mußte mir übrigens gestehen, daß sie oben vom Berge aus weit hübscher ausgesehen hatte, als hier unten in unmittelbarer Nähe, was jedoch unter den Tropen sehr häufig vorkommt. Malerisch genug machte sich das Ganze, das läßt sich nicht leugnen. In den offenen Bambushäusern am Wege schaukelten sich die paradiesisch angezogenen Männer und Frauen in ihren Hängematten, und die jugendliche Bevölkerung, in der Urtracht des Menschengeschlechts, wälzte sich vor den Hütten mit den Hunden und Hühnern herum; aber wenn man ein wenig genauer hinsah, trat der Schmutz dieser ganzen Race in höchst unromantischer Weise zu Tage, und an Poesie wilder Schönheit war kein Gedanke mehr.

Es geht das so in der Welt. Wir Alle haben seiner Zeit, und die Jugend noch heutigen Tages, für Fenimore Cooper's Uncas und Chinchangook geschwärmt; wenn wir aber gesehen hätten, auf welche Weise der alte Chinchangook und ebenso der junge edle Häuptling Uncas ihre

Mahlzeiten kochten, und wie selten sie daran dachten, sich Gesicht oder Hände zu waschen, so würden wir viel und vielleicht zu viel von dem Zauber eingebüßt haben. „Man darf in keinem Hôtel in die Küche hineinsehen," ist eine alte Regel, die selbst auf Europa ihre Anwendung findet, wie viel mehr denn auf Mexiko oder einen wilden nordamerikanischen Volksstamm. Ich selber war denn auch zufrieden mit einem flüchtigen Ueberblick des pittoresken Aeußern, und da sich selbst die Packthiere, die wittern mochten, daß sie ihrer Last bald quitt wurden, in einen scharfen Trab setzten, so gab ich auch meinem Thier die Hacken und sprengte hinterdrein.

Jetzt öffnete sich vor uns die Stadt. Niedere einstöckige Häuser, wie in allen spanischen Städten, enge Straßen, vergitterte Fenster, und dabei eine schwüle, heiße Luft. Ich hatte mir Acapulco, das ich für einen bedeutenden Hafen am Stillen Meer gehalten, anders gedacht. Ich fand jetzt, daß es ein eigentlich verhältnißmäßig kleines und unbedeutendes Nest sei — aber was schadete das! Die lange, beschwerliche Reise war glücklich überstanden, und als unsere Thiere endlich vor dem einzig möglichen Hôtel der Stadt, dem Hôtel

Louisiana, anhielten, sprang ich aus dem Sattel und schwelgte wenige Minuten später über einer Flasche Rothwein, die, wenn sie nicht aus Magdeburg stammte, doch jedenfalls einer ähnlichen Stelle entsprossen war.

9.

Acapulco und weiter.

Mexiko ist ein großes, gewaltiges Reich, und von der Natur begünstigt, wie kaum ein anderes des ganzen amerikanischen Continents. Was aber haben die Mexikaner bis jetzt dabei gethan? Die Antwort, die jeder Fremde im ganzen Land bestätigen wird, ist: Gar nichts — ja nicht einmal den tausendsten Theil von dem benutzt, was ihnen die Natur im reichsten Maße und offen zu Tage liegend, geboten.

Kaiser Maximilian hätte etwas aus dem Land machen können. Er besaß dazu die nöthigen geistigen Mittel und den guten Willen; aber wenn er auch nicht auf so traurige und gewaltsame Weise zu früh geendet, so fürchte ich doch, daß er, dem lässigen mexikanischen Charakter ge=

genüber, zuletzt die Geduld verloren und die Sache in Verzweiflung aufgegeben hätte.

Schon Acapulco liefert dazu den Beweis. Silber, Gold und Quecksilber, mit manchem andern werthvollen Metall vielleicht, füllen seine Berge, die Vegetation ungeheurer Strecken besteht aus den herrlichsten Farbehölzern, und seine verschiedenen Klimate in der Nachbarschaft des Hafens könnten die Producte aller Naturreiche erzeugen — und was exportirt Acapulco? Nichts auf der Gotteswelt fast als ein wenig Silber, und vielleicht etwas Cacao, wie Häute. Ein deutsches Schiff, das damals gerade im Hafen lag, mußte im Ballast nach den Chinchas-Inseln gehen, um dort Guano einzunehmen, und der von San Francisco oder Panama einlaufende Dampfer ist immer in wenigen Stunden abgefertigt; — er braucht nicht viel Zeit, um die in diesem Hafen für ihn lagernde Fracht einzunehmen.

Die Lage des Hafens ist entzückend schön. Das läßt sich nicht leugnen. Allerdings bietet er keine freie Aussicht auf das Meer, denn er ist rings von Hügeln eingeschlossen, aber kein heftiger Windstoß kann auch dafür die im Innern liegenden Schiffe erreichen, und ein guter Ankergrund bietet ihnen daneben jede Sicherheit. Diese

Hügel aber, die heftige Stürme fern halten, schließen jedoch auch zu gleicher Zeit jede Brise ab, und die dadurch herrschende Gluth ist entsetzlich.

Man hat in Acapulco eine Sage, daß ein Mann starb und seiner Sünden wegen in die Hölle geschickt wurde, aber schon in nächster Nacht wieder zurückkehrte, um sich — ein paar wollene Decken zu holen; denn, an Acapulco gewöhnt, war es ihm dort unten zu kalt.

Ich hatte bis dahin geglaubt, daß es mir an keinem Punkt der Erde zu heiß werden könnte — hier in Acapulco mußte ich eingestehen, daß ich den Platz gefunden. Ich war nicht im Stande, auch nur einen Buchstaben zu schreiben, und suchte nur die ganzen drei Tage, die ich mich dort gezwungen aufhielt, nach einer kühlen oder wenigstens halbkühlen Stelle, um nicht ganz zu zerschmelzen. Wie es die Bewohner auch dort aushalten, weiß ich wahrhaftig nicht, und doch leben gerade hier eine Anzahl von Deutschen, die aber freilich ebenso über die Hitze klagen.

Die alten Spanier, die den Platz in früheren Zeiten inne hatten, müssen das ebenso gefühlt haben, denn sie fingen an, den einen nach der

See zu liegenden Hügelrücken in der sogenannten Quebrada zu durchstechen, um von dort nachher die Brise in die Stadt hereinzulassen; aber der Freiheitskrieg störte sie in ihrer Arbeit und trieb sie aus dem Lande, und die jetzigen Herren des Reiches würden gewiß sehr zufrieden sein, wenn der keinesfalls schwierige Durchstich beendet worden wäre, ihn aber selber zu beenden, fällt ihnen gar nicht ein. Ueberhaupt findet man Aehnliches in allen früher von den Spaniern in Besitz gehaltenen Ländern Amerikas. Viele Arbeiten haben diese unternommen, die wohlthätig für das ganze Land wurden, wie zum Beispiel die zahlreichen Wasserleitungen, und wie fleißig betrieben sie in allen Theilen den Bergbau, wie viele tüchtige Straßen haben sie angelegt! Mit ihrer Herrschaft im Lande endeten aber auch ihre Werke, und die faule Nachkommenschaft gab sich nicht einmal die Mühe, selbst nur das in Stand zu halten, was jene frei geschaffen, viel weniger denn begonnene Bauten auszuführen.

Welch' wichtiger und bedeutender Platz könnte Acapulco werden, wenn es Wege in das Innere und dann fremde Kräfte hätte, um die Schätze des Landes auszubeuten! So aber liegt Alles todt; das Volk vegetirt eben und arbeitet gerade

so viel, als es zum Leben nothdürftig braucht, weiter aber wahrhaftig auch nicht das Geringste, und der Hafen von Acapulco wird auch deshalb noch für lange, lange Jahre, und bis nicht ein anderes Volk, und zwar ein thatkräftigeres, Besitz davon ergreift, nichts Anderes bleiben, als ein todtes, ödes Nest, was er jetzt ist.

Was die Stadt selber betrifft, so läßt sich wenig oder gar nichts darüber sagen. Eine Industrie existirt gar nicht, die Fabrikation von Hängematten, aus den Fasern einer Aloeart geflochten, vielleicht ausgenommen, und diese werden hier zu dem unglaublich billigen Preise von 2 bis 2½ Real das Stück, also etwa 8 bis 10 Groschen, verkauft. Was man sonst in der Stadt sieht, außer den Serapen, die im Innern verfertigt werden, und einigen ordinären Hut- und Korbarten, ist Alles ausländisches Fabrikat, und jede Stecknadel muß von Europa oder Nordamerika importirt werden. Der Handel ist dabei ausschließlich in den Händen von Deutschen und Spaniern, wenigstens alle größeren Geschäfte sind es, und die Mexikaner selber haben nur kleine Krämerläden. Auch ein deutscher Arzt befindet sich hier, der von der österreichischen Expedition zurückgeblieben, ja sogar ein zweiter,

der zugleich eine Apotheke hat. Außerdem giebt es mehrere große und kleine deutsche Geschäfte — aber nur eine deutsche Frau existirt in Acapulco, die Frau des Dr. Link und eine Tochter des Capitän Sutter aus Californien.

Das Hôtel von Acapulco, denn ein paar andere miserable Buden kann man gar nicht mit dem Namen bezeichnen, ist das Louisiana-Hôtel, das eine alte, rüstige und wohlbeleibte Französin unterhält. Es hat allerdings nur ein Logirzimmer, in das hineingestopft wird, was sich eben hineinstopfen läßt, aber eine recht gute und auch nicht zu theure Küche, und die alte robuste Dame sitzt den ganzen Tag vorn in ihrem Billardzimmer, raucht dicke Cigarren und spuckt links und rechts um sich her.

Von den Deutschen dort wurde ich allerdings auf das freundlichste begrüßt, aber man kann es mir trotzdem nicht verdenken, daß ich mich von dem Platz wieder wegsehnte, und ich glaubte, ich müßte verzweifeln, als der von San Francisco erwartete Dampfer einen Tag über seine Zeit ausblieb. Die Hitze war zu drückend schwül — kein Lüftchen wehte den ganzen Tag, und der Körper blieb in einer ununterbrochenen, durch nichts gestörten Transspiration.

Meine Barbierstube war ich indessen schon am nächsten Morgen losgeworden, denn der nach San Francisco bestimmte Dampfer traf bald nach uns in Acapulco ein und nahm sie mit fort. Gleich hinterher lief aber auch ein Brief von Mexiko ein, der die Anwesenheit des Don Pedro in jener Stadt auf das sehnlichste wünschte, seine Sehnsucht aber nicht mehr gestillt bekommen konnte, denn der Friseur war abgedampft und der Ocean gab seine Passagiere nicht zurück.

Die Stadt Acapulco ist, wie alle diese spanischen Städte, mit niederen Häusern und so regelmäßig, als es das Terrain eben zuließ, gebaut. Eine Treppe giebt es, glaube ich, in ganz Acapulco nicht, und draußen vor der Stadt fand ich sogar eine Menge von Familien, die sich ganz gemüthlich und häuslich eben nur im Schatten eines Mangobaumes niedergelassen hatten und dort kochten und schliefen. Was brauchten sie auch mehr! In dieser Jahreszeit regnete es doch nicht, und luftig genug wohnten sie, wie sich nicht leugnen läßt, gewiß an solchem Orte, den sie freilich mit Hunden und Schweinen wie einer gelegentlichen Kuh zu theilen hatten.

Am dritten Tag Abends traf endlich der

schon am vorigen fällige Dampfer, die „Golden City“, von San Francisco ein, und ich freute mich wirklich darauf, an Bord zu gehen, wenn mir auch die Zeit in Acapulco verhältnißmäßig rasch entschwunden war. Dazu trugen freilich nur die Deutschen bei, und besonders auch Capitän Mertens von der Bremer Bark Victoria, an deren Bord wir draußen im Hafen in etwas frischerer Luft manche vergnügte Stunde verlebten. Viel lieber wäre ich auch mit dem deutschen Schiff als dem amerikanischen Dampfer in See gegangen, aber ich hatte ein anderes Ziel — mein Weg lag noch weit gestreckt vor mir, und um zehn Uhr Abends glitten wir aus der engen, dumpfigen Bai in die freie, offene, luftige See hinaus, hinaus wieder einmal in das Stille Meer, das ich, als ich es zum letzten Mal verließ, keine Ahnung hatte, je wieder zu sehen. Wer kann sagen, wohin ihn sein Schicksal treibt?

Mexiko liegt nun hinter mir, aber einen Blick muß ich noch zurückwerfen auf die herrlichen Berge, auf das schöne Land, dem Gott Alles

gegeben, was Menschen glücklich und zufrieden machen könnte, und das doch nur fast ununterbrochen zu einem wilden, blutigen Kampfplatz und Schlachtfeld verwandt wurde, auf dem Bruder gegen Bruder mit den Waffen in der Faust gerüstet steht.

Wieder einmal hat das Land eine Monarchie gebrochen und ist zur sogenannten Freiheit zurückgekehrt; aber wie oft wird gerade das Wort mißbraucht.

„Die Mexikaner haben das Kaiserreich abgeschüttelt und damit allerdings jenen Brief des unglücklichen Kaisers, vom 3. November 1864 datirt, desavouirt, worin er an den Staats-Minister Velasquez schreibt:

„Mein lieber Staats-Minister Velasquez de Leon! Zurückgekehrt von meiner beschwerlichen Reise aus den Provinzen des Innern, während welcher ich von jeder Stadt, jedem Flecken und jedem Dorfe die unzweifelhaftesten Beweise der Sympathie und des herzlichsten Enthusiasmus empfangen, haben sich mir zwei unerschütterliche Wahrheiten aufgedrängt. Die erste: daß das Kaiserreich eine Thatsache geworden ist, basirt auf den freien Willen der unermeßlichen Mehrheit der Nation &c.; die zweite: daß dieselbe un-

ermeßliche Mehrheit Frieden, Ruhe und Rechtssicherheit wünscht, Güter, welche sie von meiner Regierung sehnlichst hofft und erwartet 2c."

Ob sie damit glücklicher geworden sind, muß die Zeit lehren. Keinenfalls kann man ihnen das Recht absprechen, ihr eigenes Land auch selber zu regieren und eine fremde Intervention zurückzuweisen.

Trotzdem ist der ganze Zustand im Innern des Landes im gegenwärtigen Augenblick ein höchst trauriger. Die Sicherheit der Straßen ist zu keiner Zeit so maßlos gefährdet gewesen, wie gerade jetzt. Das sogenannte Plagiar-System, nach italienischem Muster, wo Geiseln aufgegriffen werden, um von ihren Angehörigen Lösegeld zu erpressen, nimmt fast mit jedem Tage überhand und geht sogar so weit, daß angesehene Leute in den Straßen von Puebla und Mexiko abgefaßt und entführt werden.

Alle öffentlichen Arbeiten liegen dabei darnieder, die Regierung hat kein Geld, und was schlimmer ist, keinen Credit; der Handel beschränkt sich nur auf das Nothwendigste und wird sogar durch unsinnige Steuern noch erschwert, aber diese sind unvermeidlich, da es an vielen Orten die einzige Art und Weise ist, um baar Geld für die

Regierung zu erschwingen. Jeder Staat im Reiche hat dazu diese Steuern, und werden Waaren nach irgend einem Platz im Innern consignirt, so müssen sie, wenn man sie von dort wieder nach anderer Stelle bringt, auf's Neue versteuert werden. Ebenso ist es mit dem Gelde, das enorme Transportzinsen zahlt, die sich, wenn es einen größeren Weg zurücklegt, bis auf ein Drittel des Capitals belaufen können. Dadurch wird natürlich der eigentliche Handel und Verkehr im Lande fast absichtlich erschwert und in mancher Hinsicht sogar unmöglich gemacht; überhaupt sieht es fast so aus, als ob die Regierung nicht allein selber nichts thun, sondern auch noch Andere an jeder Thätigkeit verhindern wollte. Daß sie unter solchen Umständen einer Einwanderung von Fremden keinen Vorschub leistet, ja am liebsten gar keine fremden Ansiedler und Kaufleute im Land hätte, ist natürlich, und was würde aus Mexiko, wenn es keinen fremden Import hätte? Aber das wollen die guten Menschen eben nicht einsehen, und ich möchte deshalb auch keinem Deutschen rathen, unter den jetzigen Verhältnissen wenigstens, nach Mexiko auszuwandern. Sicherheit für sein Eigenthum kann ihm nicht geboten werden, und wenn auch Mexiko

ein reiches, fruchtbares Land ist, giebt es doch auf der Welt noch viele ähnliche Strecken, die dem Auswanderer bei freier Bewegung und unter dem Schutz der Gesetze alle Vortheile bieten, die ihm hier geboten werden können; und doch, was könnte aus dem Land werden, wenn es von nordischen Händen in Angriff genommen würde!

Das freilich darf man keinem Mexikaner sagen, von denen ja viele behaupten, daß gerade von Mexiko aus die Civilisation über den ganzen Erdboden weggeschritten sei — und weshalb nicht? Behaupten doch die Chinesen, daß die Compaßnadel nach Süden und nicht nach Norden zeige, und die Holländer, daß ihre Nation die Buchdruckerkunst erfunden habe, während Gutenberg nur die deutschen Lettern erfunden hätte.

Zu gleicher Zeit lief schon damals das Gerücht um und hat sich seitdem nur bestätigt, daß auf der Halbinsel Yukatan eine bewaffnete Schaar gelandet sei, welche die Regierung dort gestürzt und die Kaiserin Charlotte proclamirt habe. Und das nicht allein — überall sind jetzt, und zwar an acht verschiedenen Stellen, Revolutionen ausgebrochen, und da und dort hat sich ge=

zeigt, daß Juarez — vielleicht noch weniger als Maximilian die Sympathien des ganzen Volkes besitze.

Es war grausam und entsetzlich, daß man den Kaiser, der nur in dem festen Glauben nach Mexiko gekommen war, daß ihn die große Mehrzahl zu ihrem Fürsten wünsche, tödtete — aber unpolitisch von dem Standpunkt der jetzigen Partei war es nicht, denn Juarez, oder vielmehr sein Meister Lerdo, hat wohl gewußt und wissen müssen, wie bei einem großen Theil der Bevölkerung wirkliche Sympathien herrschten, die dann bei der nächsten, in Mexiko gar nicht ausbleibenden Revolution in der That gefährlich werden konnten.

Jetzt — wenn Porfirio Diaz nicht an die Spitze derselben tritt — und das kann geschehen, denn er ist kürzlich aus dem Staatsdienst entlassen, hat die Revolution kein bestimmtes Haupt, das Juarez groß zu fürchten brauchte. Im andern Falle wäre ihm der Name des Kaisers immer wieder entgegengetreten, wenn Maximilian selber auch wohl kaum hätte vermocht werden können, je nach Mexiko zurückzukehren.

Was Santa Anna gegen das Land unternehmen will, braucht die Regierung nicht zu fürch-

ten. Santa Anna hat jeden Boden dort verloren, und er mag wohl ein paar Tausend Flibustier an die Küste werfen und damit morden und plündern, aber Präsident wird er nie wieder, und wagt er sich selber noch einmal auf mexikanischen Boden, so ist die allgemeine Stimme, daß er wohl kaum wieder so gut wegkommen möchte, als das letzte Mal.

Allerdings ist die Priesterpartei noch immer eine sehr gefährliche, weil sie eben im Stillen bohrt und treibt und in dem Sturz der jetzigen Regierung die einzige Hoffnung sieht, wieder zu Macht zu kommen. Aber auch diese Hoffnung ist eine verlorene, denn keine Regierung der Welt könnte das Edict, welches die Kirchengüter confiscirte, zu einer Zeit aufheben, wo schon der größte Theil derselben meist ausschließlich in die Hände von Fremden übergegangen ist, die sich vor der gedrohten Excommunication beim Ankauf nicht besonders fürchtete.

Mexiko selber ist ein wunderbar schönes Land, und die Indianer haben gewiß Grund zu ihrer Sage, in welcher sie behaupten, ihr Gott habe, nachdem er die Welt vollendet, sich ein Fenster im Himmel angelegt, von dem aus er stets auf Mexiko hinabschauen könne, das ihm vor allen

anderen Ländern so sehr gefallen. Aber was helfen dem Volk die Reichthümer und Schönheiten der Natur, wenn es fortwährend seinen eigenen Boden mit Blut düngt und nicht allein eine Einwanderung hindert, für sie Schätze auszubeuten, nein, selbst das eigene Volk davon abhält, das zu genießen, was ihm Gott gegeben?

Ich selber halte Juarez wenigstens für einen ehrlichen Mann. Er ist ein Indianer und steht deshalb weit über der verdorbenen spanischen Race, und daß er es gut mit seinem Lande meint, hat er schon gezeigt, als er es dem fast unerträglich gewordenen Druck der Geistlichkeit entzog. Aber Juarez ist immer nur ein Werkzeug in den Händen des viel klügeren Lerdo, der wohl einsieht, daß die an Zahl so gering gewordene weiße Race in Mexiko nie auf die Sympathien der Mehrzahl rechnen darf. Er brauchte deshalb einen Indianer zu seinem Präsidenten und wird ihn benutzen, so lange er sich eben brauchbar zeigt. Auf Ruhe darf aber das Land nie unter dieser Regierung hoffen, denn es fehlt ihr auch das Vertrauen, und das kann sie sich nie wieder gewinnen.

Hätte man bei der Präsidentenwahl Porfirio Diaz genommen, oder ihn wenigstens nur zum

Vicepräsidenten gemacht, so war es möglich, einen geordneten Zustand wieder einzuführen und selbst mit fremden Regierungen wieder Beziehungen anzubahnen. Porfirio Diaz ist allgemein als Ehrenmann bekannt. Er hat sich sowohl in als nach dem letzten Krieg als solcher gezeigt und das vergossene Blut klebt nicht an seinen Händen. Mit Juarez' Regierung ist dagegen keine Versöhnung möglich. Brach sie doch auch selbst durch den Hohn, mit dem fremde Gesandte von ihr behandelt wurden, jede Brücke hinter sich ab. Ja, die Mexikaner sind im gegenwärtigen Augenblicke übermüthiger geworden, als sie je gewesen, denn die eigenthümlich geschützte Lage ihres Landes konnte ihnen kein Geheimniß bleiben.

Schon das ungeheure, von Sümpfen und Bergen durchzogene Terrain gewährt ihnen einen nicht zu gering anzuschlagenden Schutz gegen fremde Einfälle, mit den gewaltigen Entfernungen von einem Platz zum andern, aber das Alles tritt gegen das von Nordamerika gegen jeden Angriff ausgesprochene Veto in den Hintergrund. Sie trauen Amerika allerdings selber nicht; sie wissen, daß es von jeher ein Auge auf das Nachbarland gehabt und über kurz oder lang

einmal ihr gefährlichster Feind werden könne, aber für den Augenblick ist es ihr mächtiger Beschützer, und der leichtherzige Charakter dieses südlichen Volkes läßt es sich gern über alle Sorgen für die Zukunft hinwegsetzen. Ja, die Mehrzahl denkt sogar nicht einmal an eine solche Möglichkeit, sondern sieht allein in der Tapferkeit der mexikanischen Soldaten nicht blos die jetzige „Rettung des Vaterlandes", sondern auch seinen vollkommenen Schutz für die Zukunft.

„Wir sind die tapferste Nation," habe ich oft genug die Mexikaner prahlen hören, „denn wir haben die Franzosen besiegt, die bis jetzt alle anderen Nationen unterjochten." Dieses stolze Bewußtsein macht sie aber vollkommen glücklich und zufrieden, und sie ähneln darin einem Schwindsüchtigen, bei dem jeder andere Mensch weiß, daß er seinem Tode entgegengeht, nur er selber nicht. Es würde, wenn es nicht unmöglich wäre, selbst grausam sein, sie in ihrem Vertrauen auf sich selbst wankend zu machen.

Auf dem Weihnachtsmarkt in Mexiko, ziemlich ordinär gemacht, aber mit bunten Farben ausgemalt, war eine Gruppe dargestellt, welche die Stimmung der großen Mehrheit des Volkes recht gut bezeichnen könnte. Die Gruppe be-

stand aus zwei Figuren: Ein Franzose, die Fahne der „großen Nation" in der einen und das blanke Schwert in der andern Hand, liegt am Boden. Hinter ihm, den Fuß auf seinen Körper gesetzt, steht die Jungfrau Mexiko, in der rechten Hand die grün-weiß-rothe Fahne (die Streifen aufrecht stehend, wie bei den französischen Fahnen) und in der linken — nicht etwa eine Waffe, sondern nur einen Fächer haltend. Nur der Luftzug dieses Spielzeuges diente, in ihrer Hand, dazu, um den mächtigen Feind niederzuschmettern. Es erinnert das freilich etwas stark an Gellert's Fabel mit dem Heupferd, aber nichtsdestoweniger steht die Thatsache fest, daß Mexiko, in diesem Augenblick wenigstens, in der That unangreifbar für fremde Mächte geworden ist, denn Frankreich wird sich hüten, sich zum zweiten Mal die Finger zu verbrennen, und andere Reiche haben sich wahrscheinlich ein zu gutes Beispiel an dem Vorhergegangenen genommen, um je einen ähnlichen Versuch zu machen. Mexiko bleibt deshalb vor der Hand sich selber überlassen und ihm Zeit und Ruhe von außen genug, das Glück seines schönen Landes zu sichern und seine Zustände zu verbessern, seine Schätze auszubeuten; aber gegen den faulen Wurm, der

im Innern frißt, hilft eben kein äußerer Schutz, und ich fürchte sehr, es wird erst dann zu wirklicher Besinnung seiner selbst und nachher auch zu Frieden und Wohlstand kommen, wenn es der schon fast zu mächtig gewordene Nachbar auch noch eingesteckt, und das jetzige System, das die wahre Caricatur einer Republik ist, von den rothen Stühlen im Abgeordnetenhaus heruntergefegt hat.

Und was für ein Geist herrscht unter dem mexikanischen Heer? — Ich selber bin allerdings mit den Herren nicht zusammengekommen, was aber in Mexiko von ihnen erzählt wird, klingt nicht besonders tröstlich. Einigemal soll schon die Escorte selber die Diligence, der sie zum Schutz beigegeben war, geplündert haben, und über den Officierstand wurde nicht besser gesprochen.

Damals ging das Gerücht um, daß sich in Vera-Cruz zwei mexikanische Officiere hätten degradiren lassen, um nicht nach Yucatan in den Krieg zu ziehen. In der nämlichen Zeit steht ein Raubanfall in der Zeitung, nach dem Capitän Sylvester Ochoa mit einem jungen Engländer mehrere Tage gemeinschaftlich reiste und sich dann erbot, dem jungen Manne, Namens Russell,

den etwas schweren Revolver zu tragen. Kaum hatte er ihn, so schoß er seinen Reisegefährten nieder, plünderte ihn und wurde dann flüchtig. Dieser Officier wird jetzt steckbrieflich verfolgt.

Ein kleiner amerikanischer Junge gab eine ganz vortreffliche Antwort, als er in der Hauptstadt Mexiko gefragt wurde, wie es ihm hier gefiel. Sie charakterisirt zugleich den Zustand des ganzen Landes.

„Oh, recht gut," sagte der kleine Bursch, aber mit einem so zögernden Ton, daß es eher wie eine Verneinung klang, und der Fragende, das bemerkend, setzte hinzu — „Nun? — was hast Du denn eigentlich dagegen?"

„Oh, es ist hier wohl ganz hübsch," meinte jetzt der Kleine, „aber — es sind zu viel Mexikaner hier."

Es sind in der That zu viel Mexikaner in Mexiko, und bis sie nicht gelichtet werden, bleibt es ein Chaos von Revolutionen, in denen man nie Frieden und Wohlstand erwarten darf.

Einen ziemlich harten Stand haben jetzt in Mexiko die angesiedelten Fremden, denn sie sind der Willkür mexikanischer Beamten vollkommen Preis gegeben, und keine Stelle in der Welt, bei der sie gegen Ungerechtigkeiten protestiren

können; denn wenn auch fast sämmtliche Nationalitäten gegenwärtig unter den Schutz des amerikanischen Consulats gestellt sind, so würde es der Union doch nie einfallen, eher als es ihr selber paßt, einen Krieg mit Mexiko anzufangen, weil vielleicht ein Franzose oder Deutscher von irgend einem Beamten schlecht und unrecht behandelt wurde. Alle Fremden sind deshalb gegenwärtig, wie gerade die Sachen stehen, auf Gnade und Ungnad den Mexikanern Preis gegeben, und es ist dabei gar nicht abzusehen, wann in diesem Zustand eine Aenderung eintreten kann.

Uebrigens muß man es den Mexikanern doch zum Ruhme nachsagen, daß unter solchen Umständen die Lage der Fremden im Lande, einzelne kleinere Fälle natürlich ausgenommen, noch eine ziemlich leidliche, wenn auch nicht mehr begünstigte ist. Fremde, die dort keinen festen Wohnsitz haben und deshalb mit den Behörden in keine Berührung kommen, dürfen sich wahrlich nicht beklagen, auch nur auf irgend eine Art belästigt zu werden; man verlangt ihnen nicht einmal einen Paß ab, und sie dürfen sich ungehindert, auf welcher Landstraße sie wollen, von den Räuberbanden plündern lassen.

Der gebildete Mexikaner ist dabei ein ganz

liebenswürdiger Mensch, und ich bin unterwegs mit vielen zusammengekommen, die ich wirklich lieb gewonnen habe. Sie zeigten sich immer freundlich und gefällig, und halfen bereitwillig mit der Sprache aus, wenn ich einmal für dies oder jenes kein Wort finden konnte.

Dabei war ich erstaunt, noch so viele Sympathien für das Kaiserreich unter ihnen zu finden. Die meisten von ihnen sehen wohl ein, daß es der verstorbene Kaiser wirklich gut mit dem Lande gemeint hat, wenn sie auch nur selten, und dann immer höchst vorsichtig, eine Aeußerung über die jetzige Regierung wagen.

In einer Hinsicht stimmen sie aber auch leider mit fast allen Deutschen überein, die ich darüber sprach, daß nämlich der Kaiser Maximilian einen wahren Schwarm von nichtsnutzigen Abenteurern um sich versammelt gehabt habe und von allen Seiten verrathen und verkauft gewesen sei.

Armer Kaiser! Er war von den besten, wenn auch oft etwas phantastischen Ansichten beseelt, aber er konnte sein Ziel nicht erreichen, denn die Wenigen, die es wirklich gut mit ihm meinten, sahen sich nicht im Stande, irgend welchen Einfluß auf ihn auszuüben, und die Anderen, die

sich um ihn drängten, hatten nur allein ihr eigenes Interesse im Auge und kümmerten sich den Henker um das Land oder Kaiserreich.

Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was man sich in Mexiko unter den Deutschen selbst von sehr vielen österreichischen Officieren des Kaiserreichs erzählt, so sind das ganz andere Persönlichkeiten gewesen, als ich sie habe unter dem Corps in Oesterreich selber kennen lernen. Abenteurer waren aber auch wohl die meisten, die unter einem mexikanischen Kaiserreich nur die alten Goldgruben Montezuma's zu erblicken glaubten, und als sie sich darin getäuscht sahen, es gerade so machten, wie die Spanier in alten Zeiten. Zwischen jetzt und damals ist nur der Unterschied, daß man in gegenwärtiger Zeit Bücher führt und kleine Vergeßlichkeiten schwarz auf weiß behält, was früher nur durch mündliche, also höchst ungewisse Traditionen auf andere Geschlechter überging.

Verrathen und verkauft war der arme Kaiser so von allen Seiten, und es ging so weit, daß man ihm in Cuernavaca nicht einmal mehr sein Essen bringen wollte, weil das Küchengesindel das Geld für Alles nicht allein schuldig geblieben war, sondern auch die in Masse eingekauf-

ten Gegenstände, z. B. Butter und Eier, wieder nach anderer Seite hin verkaufte. Der Kellermeister des Kaisers hatte in Mexiko selber einen Weinverkauf, und die besten und edelsten Weine waren dort zu haben! Und seine Generale? — Lopez, Marquez haben ihn verkauft, selbst Miramon, der tüchtigste von allen, hatte seine Dienste schon Juarez angeboten, und Maximilian wußte es und traute ihm selbst dann nicht mehr, als er es wirklich für die Zeit treu mit ihm meinte, während Miramon's Frau, voll Stolz und Ehrgeiz, selber darnach drängte, die Nachfolgerin des gestürzten Kaiserpaares und selber Kaiserin von Mexiko zu werden.

Unglücklicher Weise war Maximilian dabei schwankenden, unsichern Charakters, und Leute, die ihn genau gekannt haben, versichern, daß immer der bei ihm Recht gehabt, dem es gelang, das letzte Wort zu bekommen. Er war deshalb leicht von einem schon gefaßten Entschlusse abzubringen, was denn auch Pater Fischer wohl zu benutzen und auszubeuten verstand. Selbst dieser, dem Kaiser am nächsten stehende Priester hat nur gesucht, ihn für seine eigenen Zwecke zu benutzen, und wenn nur der zehnte Theil von dem wahr ist, was man sich in Mexiko über die-

sen würdigen Pater erzählt, so verdiente er, daß er — der Leib-Pater des Kaisers der Franzosen würde.

Als er Mexiko damals, — gerade während meiner Anwesenheit, verließ, denn ich selber habe ihn noch in den Hauptstraßen der Stadt gesehen, glaubte man auch dort allgemein, er würde hinauf nach den Vereinigten Staaten gehen, denn man hielt es nicht für möglich, daß er die Frechheit haben könne, nach Oesterreich zurückzukehren; — aber was wagt ein Pfaffe nicht.

Uebrigens veröffentlicht das „Diario Official" in Mexiko jetzt die geheimen Archive des Kaisers, die zuletzt in den Händen des Pater Fischer waren, unter dem Titel: „Documentos officiales de los traidores, para servir a la Historia de la intervencion" (officielle Documente der Verräther zur Geschichte der Intervention), und wen ich in der Hauptstadt darüber sprach, behauptete auf das bestimmteste, daß jener Pater gerade diese Papiere an die Regierung des Juarez für 3000 Dollars verkauft habe. Ich kann für die Wahrheit nicht bürgen, aber ich habe auch nicht Einen gefunden, der es nur bezweifelt hätte, wohl aber erklärte ein dortiger, sehr angesehener Mexikaner auf das bestimmteste, daß er beim Finanzminister

eine Ordre an die Kasse gesehen habe, dem Pater Fischer diese Summe auszuzahlen. Und was hatte Juarez' Finanzminister mit Pater Fischer zu thun?

Einen höchst interessanten Bericht über die Vertreter der fremden Mächte während Maximilian's Regierung, besonders über die Gesandten von Oesterreich, Preußen, Italien, England und Frankreich, brachte außerdem der „Mexican Standard", ein englisches Blatt, der leider, wie man in Mexiko behauptet, sehr viel Wahres enthalten soll, trotzdem daß er nichts weniger als schmeichelhaft für die Herren klingt. Nur Herr von Magnus soll in der letzten Zeit wacker und entschieden für den unglücklichen Monarchen eingetreten sein, — aber es war zu spät. Lerdo hatte seinen Tod beschlossen, und Juarez keinen Willen. Juarez selber würde ihn nie verurtheilt haben.

Das Decret vom 3. October, das alle mit den Waffen in der Hand ergriffenen Mexikaner zum Tode verurtheilte, war es aber, was ihn — nicht etwa verdammte, sondern den Feinden den gewünschten Grund zu seinem Tode gab; und doch ist dieses grausame Decret nie in seinem Herzen entstanden, sondern ihm nur durch Ba=

zaine, dem der Fluch des ganzen Landes folgt, aufgezwungen worden.

Und trotzdem wagt jener Graf Kératry in seinem Buch „Kaiser Maximilian's Erhebung und Fall", das nur geschrieben scheint, um den Marschall Bazaine als edlen Menschenfreund und Märtyrer darzustellen, den Thatbestand dermaßen zu verdrehen, daß Bazaine es gewesen, der sich dagegen gesträubt, und Maximilian allein darauf bestanden habe.

In Mexiko selber, und bei Allen, die zu jener Zeit in des Kaisers unmittelbarer Nähe waren, ist nur eine Stimme darüber, die gerade das Gegentheil von dem versichert, was uns Graf Kératry möchte glauben machen.

Der Kaiser hat sich bis zum letzten Augenblick dagegen gesträubt und auch das Decret nie selber durchgeführt, sondern begnadigt, wo ihm irgend die Gelegenheit dazu geboten wurde. Aber selbst das war nur eine halbe Maßregel und strafte sich bitter vom ersten Augenblick an. Um ihn aber zur Unterzeichnung zu bewegen, war ihm der irrige Glaube beigebracht, daß Juarez das Land flüchtig verlassen habe und die Revolution gebrochen sei.

Die Wendung, die Graf Kératry der Sache

giebt, hätte etwas Komisches, wenn sie nicht einen so ernsten Gegenstand beträfe, denn er sucht es so darzustellen, als ob Kaiser Maximilian mit diesem Decret dem Präsidenten Juarez hätte eine Aufmerksamkeit erweisen wollen, und schließt diesen Gegenstand, in welchem er Maximilian das Schwerste, aber auf eigene Weise geschminkt, zur Last legt, mit den Worten:

„Das ist die Geschichte dieses schicksalschweren Tages, der kein Flecken für das edle Opfer von Querétaro bleiben darf!" —

Die wirkliche Geschichte wird diese Geschichte richten.

Doch vorbei! Der Kanonenschuß fällt, der unsere Abfahrt kündet, und auf dem großen amerikanischen Dampfer „Golden city" ließen wir bald den heißen Hafen Acapulco hinter uns und hielten in die prachtvoll kühle Brise der offenen See hinaus.

Von einer kurzen Dampferfahrt zwischen der mexikanischen Küste und Panama würde freilich entsetzlich wenig zu sagen sein, denn das Leben und Treiben auf diesen Dampfern bleibt sich ewig gleich, wenn es nicht das erste Mal gewesen wäre, daß ich auf einem amerikanischen Dampfer fuhr. Ich muß dabei gestehen, daß ich kein

günstiges Vorurtheil für sie hatte, denn nur zu oft mußte ich früher hören, daß auf ihnen die Passagiere auf das unbarmherzigste zusammengepreßt und dann in solcher Ueberfüllung nur immer, wenn auch reichlich, doch kaum mehr als abgefüttert werden. Ich sollte auch eine Probe davon bekommen, obgleich der Dampfer auf dieser Reise gerade eine nur verhältnißmäßig geringe Anzahl von Passagieren trug.

Mich traf nämlich das Unglück, der Reisegefährte des Präsidenten der ganzen Linie zu werden, und ich mußte dafür büßen.

Gegenwärtig läuft zwischen San Francisco und New-York, via Panama, eine Opposition-Dampferlinie, also zwei, und die Preise sind dadurch, da eine die andere freundlichst todt zu machen wünscht, auf das äußerste heruntergedrückt. Die Passage von San Francisco nach New-York kostet im gegenwärtigen Augenblick, inclusive der Panama-Eisenbahn, die gegenwärtig 25 Dollars und für 100 Pfund Gepäck 5 Dollars rechnet, nur 97 Dollars amerikan. Gold erster Cajüte und 50 Dollars zweiter. Für Acapulco besteht aber leider kein solcher Zwang, denn dort legt die Pacific-Dampfschiffslinie allein an, hat also auch ihre alten Preise für diesen Hafen und das nörd-

licher liegende Manzanillo festgehalten, so daß ich selber von Acapulco bis Panama 75 Dollars amerikan. Gold, und wenn man die Panama-Route hinzurechnet, die ich nicht frei hatte, 35 Dollars mehr, also 105 Dollars, oder von Acapulco bis Panama (auf vier Tage) 8 Dollars mehr bezahlen mußte, als die Passagiere von San Francisco bis New-York zahlten.

Aerger war es freilich noch einigen Passagieren von China gegangen, die ihre ganze Passage mit 650 Dollars bis New-York bezahlt hatten, wobei nur 350 Dollars von China nach San Francisco gerechnet wurden. Da die Passage von San Francisco nach New-York aber nur 97 Dollars betrug, so hatten sie mithin 253 Dollars zu viel gezahlt, und die Compagnie in Californien wollte es ihnen nicht zurückerstatten. Uebrigens hatten sie beschlossen, eine Klage in New-York einzureichen, und vor der Hand mag das nur anderen Reisenden zur Warnung dienen.

Was nun den Präsidenten der Pacific-Dampfschiffslinie, Herrn Mac Lane, betraf, so reiste derselbe mit zwei Töchtern und zwei Dienerinnen, und hatte dafür in höchst bescheidener Weise die eine ganze Cajütenseite des Dampfers in Beschlag genommen. Die Folge davon war, daß die

wirklichen Passagiere, die ihr theures Geld für die Ueberfahrt bezahlten, auf der andern, und zwar der Sonnenseite, zusammengedrängt und in die winzig kleinen Cajüten eingepfercht wurden. Und das nicht allein, selbst der ganze und kühlste Gangweg an der Backbordseite des Dampfers war auf Befehl oder Wunsch des Präsidenten (denn der Capitän war ein Engländer, und ich möchte ihm diese Maßregel nicht gern zuschreiben, oder war es doch Speichelleckerei?) abgeschlossen, damit der hohe Herr nicht durch das zufällige Vorübergehen oder längere Aufhalten anderer Passagiere in seiner contemplativen Zurückgezogenheit gestört würde.

Rede mir noch Einer von Hofschranzen an europäischen oder anderen Höfen. Unter den amerikanischen Republikanern finden wir genau dieselbe Schmach, und ein deutscher Hausmarschall oder Excellenz hätte nicht mit größerer Würde und Aufgeblasenheit reisen können, als dieser Amerikaner.

Uebrigens glaube ich nicht, daß er seiner Gesellschaft damit einen großen Nutzen geleistet, wenn es ihm selber auch bequem gewesen sein mag, denn sämmtliche Passagiere waren darüber entrüstet, und viele Amerikaner und Amerika=

nisch-Deutsche erklärten ganz offen, daß sie von nun an mit der andern Linie reisen würden.

Die Boote sind übrigens sehr elegant eingerichtet, nur zum größten Theil mit zu kleinen state rooms oder Cajüten, um dort so viel als möglich Passagiere einstopfen zu können; — bei großer Hitze eine höchst unangenehme und auch der Gesundheit schädliche Sache.

Die Bedienung bestand sonderbarer Weise größtentheils aus Stock-Chinesen, von denen nur Einer ein klein wenig Englisch verstand. Wie ich hörte, war das die erste Reise, die das Schiff mit den Söhnen des himmlischen Reiches machte; die sechs weißen Stewards an Bord schienen aber nicht recht mit der Compagnieschaft einverstanden, denn wie verlautete, wollten sie, in Panama angekommen, sämmtlich kündigen, wenn die Chinesen nicht abgelohnt würden. Diese verderben ihnen jedenfalls den Preis.

Ueber die Officiere des Bootes kann ich wenig oder nichts sagen; sie hielten sich so fern von allen Passagieren und so eingeknöpft in ihre Würde, daß sie sich nicht einmal zu einem Gruß an Deck herabließen und deshalb auch von uns vollständig ignorirt wurden. Es ist dies das erste und hoffentlich auch das letzte Mal gewesen, daß

ich eine Reise auf einem amerikanischen Dampfer gemacht habe, und ich lobe mir zu einer gemüthlichen Fahrt die deutschen, englischen und französischen Linien.

Nur ein paar Worte noch muß ich über die Passagiere sagen, von denen in erster und zweiter Cajüte die reichliche Hälfte aus Deutschen bestand, die sich aber erst im Verlaufe der Fahrt entpuppten und dann als oft sehr traurige Exemplare zu Tage flatterten. Es waren, mit einigen, aber sehr wenig Ausnähmen, sogenannte amerikanisirte Deutsche, die sich vier oder fünf Jahre mit „Handel und Erwerb" in Californien aufgehalten und nun merkwürdiger Weise ihre Muttersprache verlernt hatten. Wenn sie dann einmal Deutsch sprachen, so geschah es mit jener tollen Mischung verderbter Wörter, und dazu kauten einige von ihnen Tabak, damit man ihnen ja nicht den Deutschen ansehen sollte.

Viele von ihnen hatten, wie es schien, Geld verdient und gingen jetzt nach Deutschland zurück, und dort verblüffen sie nun in dem kleinen Dorfe, wo sie daheim sind, die Bauern durch unverständliche Redensarten und ärgern anständige Hausfrauen durch ihr ewiges Spucken.

Unter den Ladies der ersten Cajüte gab es

übrigens eben so „gemischte Gesellschaft", als unter den deutschen Handelsleuten der zweiten. Selbst in den wenigen Tagen an Bord kamen wunderliche Geschichten zu Tage, denn San Francisco hat ebenso seine chronique scandaleuse, wie jede andere große Stadt. Am meisten aber amüsirte mich eine nicht mehr ganz junge Republikanerin, die jeden Tag wenigstens einmal Staatsvisite in dem abgeschlossenen Theil des Herrn Präsidenten und bei dessen Töchtern machte, dazu aber jedesmal erst in ihre Cajüte hinabfuhr, ein schwarzes schweres seidenes Kleid anzog und Concert-Toilette auf dem Kopf machte. Der Besuch dauerte jedesmal etwa eine Viertelstunde, dann kam sie wieder zurück, tauchte auf's Neue unter, warf den irdischen Tand ab und erschien wieder, wie vorher, in ihrem einfachen Reisekleid. Der Etiquette war dadurch volles Genüge geleistet.

Uebrigens hatten wir auch einige wirkliche Ladies an Bord, und unter diesen besonders ein liebenswürdiges junges Wesen, das aber einen bösen Krankheitskeim in seiner Brust trug. Sie war sehr leidend, und es wirklich rührend, dabei zu sehen, wie sie ihr Gatte — keinenfalls ein Amerikaner — pflegte und über ihr wachte. Das

junge Ehepaar kam von Japan zurück und ging nach den Vereinigten Staaten, um dort die Gesundheit der jungen Frau wieder herzustellen. Gott gebe, daß es geschieht!

Am fünften Tage erreichten wir Panama, wo ich zurückblieb, während die übrigen Passagiere rasch über den Isthmus auf den ihrer schon im Atlantischen Ocean harrenden Dampfer befördert wurden, und als der kleine Dampfer, der sie an Land bringen sollte, von Bord abfuhr, hätte sich die eine Dame fast versäumt und zurückbleiben müssen, da sie in dem unvermeidlichen schwarzen Kleid noch einen letzten Besuch gemacht und wahrscheinlich mit dem Umkleiden nicht so rasch fertig geworden war. Wie schwer sich doch manche Menschen das Leben machen, und noch dazu auf so ungeschickte Weise!

10.

Ein Abstecher nach Ecuador.

Als ich diesmal nach Panama kam, geschah es mit dem Wunsch, sobald als irgend möglich den Isthmus kreuzen zu können und Venezuela zu besuchen. In Ecuador hatte sich wahrscheinlich wenig verändert, und schon halb auf dem Heimweg kam auch die Sehnsucht dazu, meine Reise von jetzt an soviel als möglich abzukürzen, um nach Deutschland zurückzukehren. Wenn ich auch gerade noch keine Altersschwäche spüre, finde ich doch nicht mehr wie früher wirkliche Freude an Strapazen und Entbehrungen, und da ich doch wußte, daß mir deren noch genug in Venezuela bevorstanden, mochte ich sie nicht eben muthwilliger Weise vermehren.

Da fand ich in Panama einen Brief von der

Ecuador-Land-Compagnie, mit dem Wunsch darin, daß ich den Pailon besuchen und ihnen Bericht über den jetzigen Stand der Dinge dort geben möchte, und wie ich mir die Sache überlegte, erwachte auf einmal auch die Sehnsucht wieder nach dem alten Pailon, an dem ich damals, allein und wie verlassen, so lange Monate zugebracht. Jetzt bot sich die Gelegenheit — ich war nur eine verhältnißmäßig ganz kurze Strecke von ihm entfernt und schon im Stillen Meer — was hinderte mich, noch einmal mein Canoe über die stille Bai zu lenken und dem tiefen Orgelton der singenden Fische oder dem eintönigen hop! hop! hop! hop! der weißen Frösche zu lauschen? Wie ein Märchen aus der Jugendzeit stiegen die alten Erinnerungen frisch in mir empor, und da es sich auch glücklich mit der Abfahrt des kleinen Dampfers traf, der nur einmal im Monat diese Richtung fährt und dessen Abreise auf den nächsten Tag angezeigt stand, so fand ich mich schon am nächsten Tag wieder an Bord, und statt dem Atlantischen Ocean entgegen, dampfte ich lustig auf's Neue in das Stille Meer hinaus.

Wunderliches Leben, das ich fast, so lange ich denken kann, in der Welt geführt!

Der kleine Dampfer, der jetzt — früher war

es die „Anna" — zwischen Panama und Guajaquil läuft, heißt „Talca," Capitän Chambres, und könnte eigentlich ein wenig schneller sein. Uebrigens genügt er vollkommen für diesen Dienst — soweit es wenigstens die Compagnie betrifft, denn er ist im Stand eine bedeutende Quantität Fracht einzunehmen und hat auch Raum für viele Passagiere. Er läuft von Panama aus Buenaventura, Tumaco, Esmeraldas und noch einige andere kleine Häfen bis Guajaquil an und macht jeden Monat nur eine Reise hin und zurück.

Uebrigens fühlte ich mich hier an Bord tausendmal behaglicher, als an Bord des amerikanischen Dampfers, mit dem ich von Acapulco herabgekommen. Capitän wie Officiere dieses englischen Schiffes, lauter Engländer oder Deutsche, waren prächtige Leute, und die wenigen Tage vergingen mir so rasch, daß ich kaum wußte, wo sie hingekommen.

Ich hatte Passage nach Tumaco genommen, um von da aus in einem Canoe nach dem Pailon hinüberzufahren, und der erste Platz, an dem wir anlegten, war Buenaventura.

Sieben Jahre waren vergangen, seitdem ich das Nest nicht gesehen, aber es mußte die sieben Jahre im Schlaf gelegen haben, denn es sah noch

genau so schmutzig und erbärmlich aus, wie vor jener Zeit. Doch heimelte es mich fast an, als ich die „Pfahlbauten“ wieder sah und meines eigenen kleinen Hauses am Pailon gedachte. Und kehrte ich denn wirklich jetzt zu dem zurück? Träumte ich nicht die ganze Geschichte, und sollte ich jenen Theil der Welt, von dem ich damals für immer Abschied genommen, wirklich in wenigen Tagen wiedersehen? Es war mir wie ein Traum, und ich kam eigentlich erst wieder in Buenaventura recht zu mir, als es wie mit Kübeln zu schütten begann und ich in eins der Häuser selber flüchten mußte. Ja, das war Wirklichkeit — so konnte es nur in diesem Theil der Erde regnen, und ich war froh, als ich bald darauf Gelegenheit bekam, in einem Boot des Dampfers wieder an Bord desselben zurückkehren zu können.

Uebrigens hat dieses ganz elende Nest, das aussieht wie ein gewöhnliches Fischerdorf, einen höchst bedeutenden Handel mit dem Innern, und viele Hundert Ballen und Kisten mit Waaren wurden hier, für den Innern-Verkehr besonders, ausgeladen, während wir auf dem Rückweg an demselben Platz etwa zwölfhundert Ballen mit Chinarinde an Bord bekamen. Außerdem fahren

noch eine Menge kleinerer Segelfahrzeuge, Schooner und Briggs, an der Küste auf und ab, und es herrscht dort ein nicht unbedeutender Verkehr.

Die Lage des Ortes ist eine sehr geschickt gewählte und vortreffliche, an der Mündung eines schiffbaren Flusses, dicht am Meer und auf erhöhtem Land. Die freundlichsten Villen ließen sich dort bauen, denn auch das Klima ist kühl und angenehm, und von jedem Mittag an weht den halben Tag und die ganze Nacht eine frische und erquickende Brise; aber ändere einmal ein Mensch dieses Volk. Nicht eine Cocospalme steht am ganzen Strand, keine Banane, kein Fruchtbaum. Was sie an Früchten haben, bekommen sie den Fluß herab oder von Tumaco, und in den erbärmlichsten schmutzigsten Hütten wohnen dieselben Menschen, die sich mit leichter Mühe und fast keiner Arbeit dort ein kleines Paradies schaffen könnten.

Viel mögen freilich auch die verschiedenen Kriege und Revolutionen dazu beitragen, daß sich das Land so schwerfällig vorwärts bringt, aber auch selbst in ruhigerer Zeit würde es sich nicht emporraffen. Es fehlt ihm die Energie des Nordens, und der Süd-Amerikaner verkümmert lieber in Schmutz und Elend, ehe er eine

Arbeit vornähme, die ihn nicht gerade auf den Nägeln brennt und nur möglicher Weise aufgeschoben werden kann.

Den vierten Tag endlich erreichten wir die kleine Frucht-Insel Tumaco, die ich früher keine Zeit gehabt genauer kennen zu lernen Von hier aus mußte ich mir jetzt ein Canoe miethen, um nach dem Pailon hinüberzufahren.

Tumaco an sich ist kein bedeutender, aber ein reizender kleiner Ort, auf einer kleinen, flachen Insel im Mirafluß, an der unmittelbaren Grenze zwischen Ecuador und Neu-Granada gebaut, und schon durch den sandigen, aber von Fruchtbäumen bedeckten Boden reinlicher als irgend eine andere Stadt an dieser Küste.

Ihr Anblick ist außerordentlich malerisch, denn wenn auch im Ganzen flach, steigt doch an der dem Meere zuliegenden Spitze ein kleiner Hügel, el morro genannt, empor und von hier aus schon wiegen die herrlichsten Cocospalmen ihre Federwipfel dem Fremden entgegen, während das Auge überall, wohin es fällt, auf breitblätterige Bananen oder das dunkle Laub der Mangos wie anderer Fruchtbäume trifft.

Das klingt nun allerdings Alles sehr romantisch und sieht auch in der That so aus — wenn

man sich nur ein klein wenig davon entfernt hält, — rückt man der Sache aber etwas näher auf den Leib, so findet man in diesen Häusern denselben Schmutz, dieselbe Armuth wie in allen anderen, und wo sich die Phantasie junge, blühende Indianer malte, die friedlich und glücklich unter ihren Palmen leben, zeigt uns die immer und ewig mit der Poesie im Streit lebende Wirklichkeit einen Haufen schmutziger Negerfamilien, — die alten Damen ewig in Streit und Hader mit einander, und Kinder dabei — ich gehe gleich zum Frühstück und möchte mir den Appetit nicht gern auch nur mit ihrer Beschreibung verderben.

Wie allenthalben an der Küste, haben aber in der That die Neger in wirklich bedrohlicher Weise überhand genommen. Vor sieben Jahren noch gab es dort allerdings schon viele Neger, aber unter der eigentlichen Mischlingsrace der Mestizen oder von Weißen und Indianern Abstammenden standen sie doch immer noch vereinzelt da. Jetzt dagegen bilden sie in entschiedenster Weise die Mehrzahl, und wohin man sieht, begegnen Einem die unangenehmen schwarzen oder braunen Gesichter mit den unvermeidlich schwarzen Wollköpfen.

Abkömmlinge von Indianern sieht man hier nur noch selten, und dann auch meist nur eine andere Race vorbereitend — mit Negern oder Mulatten verheirathet.

Ich befrug einige der dort Ansässigen darüber, diese versicherten mich aber: das Nämliche sei im ganzen Land der Fall. Die Neger breiteten sich nach allen Richtungen hin mehr und mehr aus, und in zwanzig Jahren, wenn das so fortginge, würden wohl wenig Spuren von reiner indianischer Abstammung noch im Lande zu finden sein.

Sonderbar, daß gerade das Gegentheil in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Fall ist und man allgemein dort behauptet, daß die Neger im Aussterben wären. Ist es dort der zu rasche und plötzliche Uebergang von Sclaverei zur Freiheit, das vollständig veränderte Leben, das in seiner Unbeschränktheit auch wohl Viele zu Extravaganzen trieb; ist es hier das nicht zu heiße, feuchte Klima, das ihrer Constitution vielleicht besonders zusagt — aber die Thatsache läßt sich weder leugnen noch abstreiten, daß die Neger in diesem Lande mehr und mehr an Zahl wachsen und in gar nicht zu langer Zeit wohl, wenn nicht ein anderer Stamm, eine andere Race dem Leben hier eine Wendung zum Bessern giebt,

das vollkommene Uebergewicht erlangt haben werden. Von ihnen ist aber eine Besserung der Zustände nun und nimmer zu hoffen. Sie werden genügend arbeiten, um sich am Leben zu erhalten und einen mehr und mehr unter ihnen aufsteigenden Luxus zu beschaffen, mehr aber auch nicht. An irgend eine Verbesserung des Landes, an ein Fortschreiten in Handel und Gewerbe ist unter ihrer Leitung nicht zu denken, und nur eine gewaltsame Befreiung von ihrer Herrschaft wäre dann möglich.

Das aber ist der Fluch, den die ersten Entdecker und Eroberer dieses Landes gesäet haben und den ihre Nachkommen jetzt ernten müssen. Als jener erbärmliche Räuber Pizarro, der keine einzige gute Eigenschaft besaß, als persönlichen Muth, und den mit jedem andern Gauner ebenfalls theilt, mit Hilfe goldgieriger Pfaffen die Eingeborenen fast ausgerottet hatte und es in dem neuen Land an Arbeitern fehlte, da wurden später von der afrikanischen Küste, um das edle, in Amerika begonnene Werk zu krönen, schwarze Menschen gestohlen und zu Sclaven gemacht, und man glaubte nur Vortheil zu gewinnen, je mehr von ihnen man rauben und der neuen Erde einverleiben könne. Die Nachkommen müssen

jetzt unter den Folgen büßen, denn das unnatürliche Verhältniß der Sclaverei konnte nicht unter der fortschreitenden Cultur bestehen. Der Nutzen, den die Länder also damals durch die gezwungene Arbeit der Sclaven hatten und wegen dessen sie sich die Nähe der widerlichen Race gefallen ließen — dieser Nutzen schwand mit der Freiheit der Neger, aber das Volk selber blieb ihnen auf dem Hals und ist jetzt nicht mehr auszurotten oder zu vertreiben, ja es wächst und wächst und wir wissen noch nicht einmal, wie uns in späterer Zeit die Urenkel desselben heimzahlen werden, was unsere Urväter an den ihrigen verübt. Die Folgen dieser gewaltsamen und unnatürlichen Racenübersiedelung sind nicht abzusehen, und wenn auch das amerikanische Volk stark und kräftig genug ist, ihnen die Stirn zu bieten, die hiesige Menschenrace hat nicht solche Energie und wird nach und nach vollkommen untergehen.

Komisch ist übrigens, daß die Neger mit Stolz auf die hiesigen, ihnen in jeder Hinsicht überlegenen Indianer hinblicken. Als ich später in meinem Canoe, in dem ich einen Neger zum Piloten hatte, den Mirafluß hinabfuhr, begegneten wir einem Canoe mit halbnackten, braunen

Menschen, die ich für Indianer hielt. Ich frug meinen Burschen, ob es Cayapas wären, worauf dieser sehr stolz erwiderte: „Nein, es sind buen gentes.“ — „Nun?“ entgegnete ich ihm, „sind die Cayapas etwa nicht buen gentes?“ — und es giebt in der That kaum einen anständigeren, ehrlicheren und fleißigeren, ja sogar intelligenteren Indianerstamm, als diese Wilden. Der Neger aber, mit einem Gesicht, dessen sich ein Affe geschämt haben müßte, dabei ein ekelhafter Schwadroneur und faul wie drei Rentiers, sagte mit dem Ausdruck größter Verachtung: „Son Indios!“ — und ich hätte ihm eins mit dem Ruder über den dicken Schädel geben mögen.

„Son Indios!“ Es ist zum Verzweifeln, wenn man so etwas mit anhören muß, aber trotzdem ist es Thatsache, daß sich die Neger für eine bevorzugte Klasse halten. Ob sie das aber sind, mögen sie jetzt zeigen, denn in den Vereinigten Staaten wurde ihnen, in einem gemäßigten Klima und unter den nur denkbar günstigsten Verhältnissen, die volle Gelegenheit geboten, alle ihre Fähigkeiten vollständig zu entwickeln. Machen sie von dieser Gelegenheit k e i n e n Gebrauch, sondern glauben sie, daß man sie dort nur dulden wird, um sich selber am Leben zu

erhalten, dann könnte es geschehen, daß in nicht ferner Zeit ein furchtbarer Vernichtungskrieg gegen sie entbrennen könnte, der dann das Ende der Race so blutig und ungerecht herbeiführte, wie es begonnen.

Zeigen sie aber, was ihnen von vielen Seiten noch bestritten wird, daß sie wirklich vorragende geistige Fähigkeiten besitzen und im Stande sind, sich aus dem Schlamm hervorzuarbeiten, in dem sie bis jetzt gelebt, dann haben sie eine Existenz vor sich, und selbst das Aeußerliche der Race, das jetzt allerdings nur zu häufig dem Affen gleichkommt, wird sich veredlen. Ist doch dieser thierische Ausdruck ihnen wohl schwerlich von der Natur gegeben, sondern eben nur erst durch spätere Leidenschaften den Gesichtern eingeprägt worden, was genau so mit unserer eigenen Race der Fall ist. Ein boshafter Mensch ist nicht deshalb boshaft, weil er ein boshaftes Gesicht hat, sondern er bekam diesen häßlichen Ausdruck in seinem Gesicht erst in den Jahren, in denen sich sein Charakter völlig entwickelte. Als Knabe hatte er vielleicht offene und ehrliche Züge, noch mit keinem Groll gegen die Menschheit im Herzen.

So finden wir auch selbst unter den Schwarzen eine Menge von Menschen, die wirklich in-

telligente Züge haben, und daß die Masse der unglücklichen Sclaven, unter gewaltsam verhinderter Bildung aufgewachsen, wie das liebe Vieh in den Tag hinein leben mußte, konnte ihnen natürlich keinen klugen und geistreichen Ausdruck geben — jede Physiognomik wäre ja sonst eine Lüge.

Doch ich komme ganz von meiner Fahrt nach dem Pailon durch die Neger ab, die aber doch dazu bestimmt waren, mich hinüber zu bringen. Ich nahm mir nämlich in Tumaco, wo ich natürlich nicht länger als nöthig bleiben wollte, zwei Neger, miethete ein Canoe und wollte am nächsten Morgen abfahren, um den Pailon so rasch als möglich zu erreichen. Die Leute versprachen auch, Alles zur rechten Zeit bereit zu halten, aber man muß dieses südamerikanische Volk kennen — denn die Neger sind darin nicht um die Spur schlechter als alle Uebrigen — um zu wissen, daß man nie darauf gehen kann, was Einem ein Südamerikaner verspricht. Er hat vielleicht die Absicht, es zu halten — quien sabe! — aber so viel ist sicher, daß er schon in der nächsten Viertelstunde gar nicht mehr daran denkt und mit der größten Gemüthsruhe — wenn zur Rede gestellt — eingesteht, daß er es

eben vergessen hätte oder daß es nicht gut gegangen wäre.

Anfangs habe ich mich über ein solch' nichtswürdig wortbrüchiges Wesen schändlich geärgert, zuletzt ist mir aber doch auch eingefallen, daß jede Sache ihre zwei Seiten habe, und bequem wäre es jedenfalls, wenn man das Nämliche bei uns in Europa einführen könnte. Man bekommt eine langweilige mündliche Einladung von einem „Freund" zu einem großen Diner oder gar thé dansant. Man mag die Sache nicht abschlagen, so ungern man geht, aber der Mann könnte sich auch beleidigt fühlen und man will ihm nicht gern weh thun. Man sagt also zu, geht am nächsten Tag hin, langweilt sich wie ein Mops im Tischkasten und hat außerdem den ganzen Tag zu seiner Arbeit oder sonstigen nützlichen Dingen gründlich verloren. Wie anders wäre das nun nach hiesigen ecuadorischen Begriffen. Man wird eingeladen. — „Ja wohl, lieber bester Freund, mit dem größten Vergnügen, um wie viel Uhr?" — „Um acht Uhr, wenn ich bitten darf, aber ja nicht später." — „Sehr schön." Damit ist die Sache vollkommen abgemacht. Man denkt gar nicht daran hinzugehen, wenn man nicht selber Freude daran hat, und

der Einladende würde das Ausbleiben eben so natürlich finden. Es würde vielleicht ein halber Eimer heißes Wasser und zwei Kaffeelöffel voll Thee umsonst verschwendet — das ist das ganze angerichtete Unglück des Abends.

Um aber auf meine beiden Neger zurückzukommen, so war ich nicht gesonnen, sie über eine ganze Fluth hinauszulassen; der Eine hatte sich einen Rausch angetrunken, der Andere war noch nüchtern; wenn ich den jetzt sich selber überließ, betrank er sich vielleicht auch, und das Beste war, ich packte sie augenblicklich zusammen und in's Canoe. Der Alte sträubte sich allerdings — der Estero, durch den wir passiren mußten, war jetzt seco oder trocken — was that das? wir konnten dort genau so gut auf Hochwasser warten, wie hier — ich ließ eben nicht nach und bekam meine Leute endlich wirklich in das Canoe hinein und unterwegs.

Es ist das ein ganz eigenthümlicher Weg, diese Bahn, die man sich durch das Innere, theils durch den Mirafluß, theils durch die Bayous, theils am Meeresufer hin für kurze Strecke und innerhalb der außenliegenden Brandung sucht. Bald ist man dabei von Ebbe und Fluth abhängig, bald arbeitet man sich einen Ausfluß

des Mira hinauf, bald schießt man den Hauptstrom hinab, und im Ganzen bleibt es immer eine sehr interessante, wenn auch etwas langwierige Fahrt. Meine beiden Neger wußten aber schon ganz genau, wie sie sich das Leben angenehm machen konnten. Wenn ich sie zwang, ihren Contract einzuhalten, so hatte ich sie damit allerdings von Tumaco weggebracht und am weiteren Trinken verhindert, schneller kam ich aber deshalb wohl kaum von der Stelle, denn wir mußten richtig vier Stunden in dem seichten Estero auf die Fluth warten und wurden erst kurz vor Dunkelwerden wieder flott. Die Leute aber erklärten, in der Nacht durch die gefährlichen und oft labyrinthähnlichen Manglaren ihren Weg nicht finden zu können. Sie bogen auch bald links ein, wo mehrere auf Pfähle gebaute Hütten zwischen prächtigen Cocospalmen standen, und kaum eine Viertelstunde später hing meine Hängematte mitten in einer Negerfamilie, deren Bewohner außerordentlich erfreut schienen, meine beiden Peons zu sehen, und sich die betreffenden Neuigkeiten mit Stimmen zuschrieen, die einen gewöhnlichen Menschen hätten taub machen können. Ich war aber schon ungewöhnlich müde geworden, denn meine beiden Strolche

hatten sich den ganzen Tag über meinen Kopf hinweg die langweiligsten und fadesten Geschichten zugeschrieen, und indem ich Alles ruhig über mich ergehen ließ, schlief ich endlich ein.

Am nächsten Morgen mit ausgehender Ebbe schifften wir uns wieder ein, und es war gut, daß ich mir in Tumaco einige Lebensmittel mitgenommen, denn wenn ich hätte von dem Volk, in den Hütten meine Mahlzeiten essen sollen, so wäre ich vor Ekel verhungert. So konnte ich es ganz gut aushalten. Unter dem Rancho oder Blätterdach, das ich mir im Canoe hatte aufbauen lassen, ausgestreckt, lag ich mit meinen Sachen sowohl gegen Regen wie Sonnenschein geschützt und konnte lesen oder schlafen — was mich freute. Die Scenerie bot hier auch nicht viel Interessantes, denn zum großen Theil drückten wir uns noch an der äußeren Küste zwischen Sand und der Aussicht auf das Meer hin, nur dann und wann in einen Estero eintauchend, um ein Stück Wegs abzuschneiden und der rauhen See auswärts zu entgehen. Die Nacht blieben wir ebenfalls wieder bei einer Mulattenfamilie, in der die Frau jedoch einer Mischlingsrace entstammte und ziemlich weiß aussah. Ueberhaupt wohnten in allen Häusern, die wir am Ufer an-

trafen, saßen in allen Canoes, denen wir unterwegs begegneten, Neger, immer und immer Neger, oder wenigstens ihre Abkömmlinge.

Abends waren wir übrigens noch in den Hauptstrom des Mira hineingekommen und ein Stück mit der raschen Strömung thalab bis zur isla grande gelaufen, am nächsten Morgen aber mit Tagesgrauen wieder unterwegs, glitten geräuschlos den Strom hinab, und ich muß gestehen, daß ich mich kaum satt sehen konnte an den prachtvollen Ufern.

So lange es noch dunkel war, gewährten sie besonders einen eigenthümlichen Anblick, denn da die üppige, ja überreiche Vegetation von beiden Seiten in den Strom hinein und bis auf die Oberfläche desselben niederhing, so sah es genau so aus, als ob der hier noch ziemlich breite und mächtige Strom seine Ufer nicht allein überfluthet habe, sondern bis in die Wipfel der daranstehenden Bäume hineingetreten sei und nun dazwischen hin seine wilde Bahn suche. Schwarz und drohend umhingen dabei den Himmel düstere Wolken, und es war ein wirklich unheimliches Bild, indem unser Canoe schattengleich dahinglitt. Von der eigentlichen Vegetation des Ufers war dabei fast gar nichts zu erkennen, denn nur wie eine hohe,

grüne, undurchdringliche Mauer stiegen die Bäume an beiden Seiten steil und düster empor — aber das änderte sich bald.

Die Sonne ging auf – noch konnten wir ihre Strahlen nicht sehen, denn von den Cordilleren wurden diese noch zurückgehalten, während die über den hohen Gebirgen im Osten lagernden Wolkenschleier ebenfalls dazu dienten, den Tag zu verzögern — aber plötzlich brach sie hindurch — die Nebel wichen und wie in den dissolving views sprang rasch wie mit einem Schlag das ganze Bild aus düsterer Sturmnacht in das herrlichste tropische Landschaftsbild über, das sich nur eben denken und träumen läßt.

Nicht mehr auf einem ausgetretenen, zwischen den Wipfeln der erstiegenen Bäume dahin gurgelnden Strom glitten wir hin, sondern auf einem sonnigen Wasser, mit dessen schimmernder Fluth die hineinhängenden Blüthen und äußersten Spitzen der tausend Blumenranken spielten, die sich in ihm spiegelten. Und was für herrliche Bäume standen am Ufer! Hier eine Gruppe von Laubholzbäumen, unter denen besonders einer hervortrat, der mich mit seinen weißen aufrecht stehenden Blüthen und großen langen Blättern lebhaft an unsere blühenden Kastanien erinnerte.

Rothe und gelbe Lianen wiegten dabei herüber und hinüber, und Kolibris und Schmetterlinge gaukelten und zuckten darüber hin. Jetzt glitten wir daran vorbei und erreichten schon im nächsten Moment eine lange, mit wildem, hochaufgeschossenem Rohr bewachsene Fläche, aus dem heraus sich prachtvolle Palmen hoben. Und dort drüben jene zierlichen federartigen Büsche, die oft selbst die Waldbäume überragten. Es war Bambus, dieses nützlichste aller tropischen Gewächse, der seine langen Ruthen in der Morgenbrise schaukelte, während die feinen Blätter erzitterten und in den jungen Sonnenstrahlen ordentlich blitzten und funkelten.

Und jetzt wieder ein anderes Bild — dunkellaubige Brotfruchtbäume mit ihren wunderlich geformten Blättern hoben sich wie ein Wald empor, dann schloß sich eine kleine Plantage mit Cocospalmen, Bananen und Zuckerrohr daran an. An der Landung lagen ein paar hübsch gearbeitete Canoes, Hunde bellten, Hähne krähten, und über die niedere Bambuswand des Wohngebäudes lehnten ein paar behäbige, aber pechschwarze Gesichter mit Wollperrücken und schrieen meinen Leuten ihren fröhlichen Morgengruß herüber.

Und wieder daran hin schoß das Canoe — ein wildes Gewirr von hochaufgeschossenem Zuckerrohr, Bambus und wilden Bananen begrenzte den Platz — es war eine frühere Plantage, die, von dem Besitzer vernachlässigt, in ihren früheren Zustand, den Urwald, zurückkehrte und den Uebergang nun erst noch durch die verwilderten und schon unbrauchbaren Nutzpflanzen bildete.

Weiterhin wieder Ranken und Laubholz und dicht am Ufer zierliche Farrnpalmen, die ihre wirklich reizenden Wipfel über den Strom schüttelten. Bis dahin hatte ich auch geglaubt, daß die Farrnpalme unter den Tropen stets eine bestimmte Höhe verlange, und meiner Meinung nach 2—3000 Fuß brauche, um einen richtigen Stamm zu treiben. Wir befanden uns hier aber kaum aus dem Bereich der Ebbe und Fluth, und doch sah ich Farrnpalmen mit einem Stamm von wenigstens 6—8 Fuß Höhe.

Endlich erreichten wir die Mündung des Mira — die boca grande, mit einem kleinen erbärmlichen Fischerdorf daran, hielten uns aber dort nicht auf, sondern über den Strom hinüber wieder innerhalb der außen tobenden Brandungswellen, die aber doch ihre Schwellungen und

Wogen bis hier hereinwarfen und uns tüchtig hin- und herschaukelten.

Von da ab mußten wir uns wieder durch die Esteros halten, in denen uns die Fluth manchmal günstig, manchmal ungünstig war, so daß wir dann nur höchst langsamen Fortgang machen konnten. Meine beiden schwarzen Burschen überarbeiteten sich ebensowenig, sondern ließen es langsam an sich kommen, und als wir dann endlich in die Manglaren eindrangen und uns dem Pailon näherten, war es schon tiefe Nacht geworden. Hier übrigens war ich nicht gesonnen, noch einmal zu übernachten, außerdem hatte die Fluth gerade eingesetzt, die uns, mit Ausnahme eines einzigen Esteros, günstig war, und weiter ruderten wir in die Nacht hinein. Ich kann mich aber kaum einer Zeit erinnern, daß mir so sonderbar, so wunderlich zu Muthe gewesen wäre, als an dem Abend. War denn das Alles Wirklichkeit? Um mich her in den Manglaren schnalzten und raschelten die Krabben und rauschte das Wasser durch die verschlungenen Wurzeln, da drunten in der Fluth tönte wieder der eigenthümliche, sonst nirgends gehörte Orgelton der „singenden Fische“, während drinnen — weit

drinnen im Walde die „verlorene Seele" ihre klagende Weise sang.

Tausende von Meilen hatten lange Jahre hindurch zwischen mir und diesen Stellen gelegen und nur in der Erinnerung die dort erlebten Scenen fortbestanden, und jetzt — plötzlich fast, sah ich mich wieder mitten hineinversetzt in alles das, was ich kaum je geglaubt auf's Neue zu schauen, sah ich mich wieder im vollen Bereich all' jener wunderlichen Landschaften und Gruppen, und nicht möglich wäre es mir, zu beschreiben, was ich dabei fühlte.

Jetzt bogen wir in den Pailon ein und glitten langsam mit der Fluth in dem breiten, von Manglaren besetzten Canal hinauf — höher und höher, bis er die Biegung rechts nach dem Lorenzo machte; jetzt glänzten von dort aus den einzelnen Häusern Lichter herauf, und nun bogen wir in dieselbe Bucht ein, an der mein Haus, meine Palmen standen — oder stehen sollten.

Wie fremd — wie wüst das Alles aussah! Draußen auf der Spitze der kleinen Landzunge, der sogenannten Punta, stand ein unnatürlich hohes, aber durchsichtiges Gebäude und jedenfalls unbewohnt. Das war kein Haus eines Eingeborenen; was um des Himmels willen konnte

es sein? Und wo war mein eigenes Haus? Wo waren meine Palmen? Der Platz lag öde und mit hohen Büschen dicht überwachsen.

Das Canoe glitt in die kleine Bucht jetzt mit höchster Fluth hinein — dort stand noch ein altes Haus, das ich von früher kannte, und dort mußten wir jedenfalls übernachten und unsere Sachen in's Trockene bringen, da es eben wieder zu regnen anfing. Ich reichte die Gegenstände aus dem Canoe, die Neger trugen sie die Uferbank hinauf und in das Haus hinein, wo indeß die Leute schon alle schliefen und von uns gar keine weitere Notiz genommen wurde. Wir mochten uns droben für die Nacht so gut einrichten, wie wir eben konnten — die Eigenthümer des Hôtels hatten nichts dagegen.

Ich folgte zuletzt mit meiner Büchse und meinem Bett (Hängematte und Poncho), kletterte den schlüpfrigen Hang hinauf, fand die Leiter, die am Hause lehnte, und fühlte oben auf den feuchten glatten Dielen aus gespaltener und schwankender Palmenrinde nach einem Platz, wohin ich mich die Nacht legen konnte. In der Dunkelheit war es nämlich nicht möglich, eine passende Stelle für meine Hängematte zu finden, denn wohin ich griff, traf ich auf ausgespannte

Toldos oder Mosquitonetze. Schönes Entrée in Pailon, fast ähnlich dem meines ersten Betretens dieser Ufer. Ein dunkler, beengter Raum, in dem ich des jetzt niederströmenden Regens wegen Schutz suchen mußte — überall, wohin ich tappte, feuchte, fremdartige Gegenstände — auf dem Boden Schmutz, in der einen Ecke das Schreien irgend eines Kindes, das ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen, und dazu der peitschende Regen auf das Dach nieder. Aber ich war gegen Derartiges, was einen andern Europäer vielleicht zur Verzweiflung getrieben hätte, schon lange abgestumpft.

Einen Platz zum Hinlegen konnte ich nicht einmal finden, denn der kleine, offengelassene Raum war noch durch unsere Sachen beschränkt worden. Kurz entschlossen nahm ich deshalb auch, wo ich stand, meinen Poncho aus der Hängematte, wickelte mich hinein, drückte, so gut es gehen wollte, die zusammengeballte Hängematte hinter mich und kauerte mich dann an derselben Stelle, den Kopf gegen Gott weiß was gelehnt, nieder.

Draußen heulte der Wind und der Regen schlug klatschend auf die Palmenblätter des Daches nieder, unter dem Haus drängten sich

ein paar Kühe zusammen und geriethen dabei in ein altes Canoe, das dort faulte und über das sie hinstolperten, während die Hunde der Nachbarhäuser bellten — im Hause schrie das unbekannte Kind und schnarchte irgend eine unbekannte Person, und die beiden Neger, die jetzt ebenfalls für sich einen Schlafplatz finden wollten und nicht wie ich den ersten besten genommen hatten, auf dem sie gerade standen, traten und fielen ein paarmal über mich weg und wischten ihre Füße an mir ab.

Plötzlich war Alles wie mit einem Schlage still. Der Regen hörte so abgebrochen auf, wie er angefangen. Das Kind schrie nicht mehr, was den unbekannten Schnarcher jedenfalls halb erweckte, so daß auch er seine Musik einstellte. Die Kühe unten hatten das Haus verlassen — selbst die Hunde schwiegen. Hop! hop! hop! — — hop! hop! hop! hop! — — hop! — hop! — klang es oben vom Dach des Hauses nieder — es waren meine alten Freunde, oder vielleicht die Urenkel derselben, die weißen, langbeinigen Frösche des Pailon, die dort, nach vorübergegangenem Regen, ihr gewöhnliches Abendlied sangen, — und Ssssssssss — siehst de — siehst de — siehst de — fielen die großen braunen Grillen

ein — siehste — siehste — siehste — ssssssss! — Und dann begannen die Hähne im ganzen Orte, die das von elf Uhr Abends an alle zwei Stunden regelmäßig besorgen, zu krähen, die Hunde antworteten ihnen, und wie im Traum hörte ich nur noch von der Bai herüber den leisen, eintönigen Orgelton der Fische und den heisern Schrei eines Nachtvogels, der um den kleinen Ort herum nach der Bai hinausstrich. Dann fielen mir die Augen zu und nur noch halb zwischen Schlaf und Wachen hörte ich das monotone hop, hop, hop, hop der Frösche weiter.

Als ich am andern Morgen erwachte, war es heller Tag, und mein erster Blick von der Thür hinab galt der leeren Stelle, wo mein Haus gestanden. Es war unmittelbar daneben, wo wir uns jetzt befanden. Keine Spur davon war aber mehr zu erkennen — es mußte gewaltsam abgerissen sein, oder die Pfosten wären wenigstens geblieben. Auch von den dort gepflanzten Palmen war nichts mehr zu sehen, und an dem Platz nun wuchsen die prachtvollsten Rhododendrons mit den großen, röthlich weißen, gefüllten Blüthenvasen und überwucherten ihn vollkommen. Darüber hinaus aber stand das hohe Gebäude, das mir schon gestern Abend aufgefallen, und dar=

unter — eine kleine Dampfmaschine — die Sägemühle, die Herr Flemming hier herausgeführt. Aber das übrige Städtchen? Der ganze Ort schien verwandelt. Kein Haus stand mehr an der nämlichen Stelle, und Büsche und Sträucher waren überall dazwischen aufgewachsen, während eine Anzahl von Kühen und Hunden den Oberbefehl zu führen schienen.

Ich hatte mich so auf San Lorenzo und die alten Plätze gefreut und sah mich jetzt in einem vollkommen fremden Ort, wo nur das eine Haus, in dem ich mich gerade befand, das nämliche geblieben schien und auch noch seine alten Besitzer, die Familie Bustos, hatte. Die Frauen kamen jetzt unter ihren Toldos vor — sie kannten mich wieder und begrüßten mich freundlich — die Eine war die Frau desselben Mannes, von dem ich damals mein Haus gekauft, der Mann aber indeß gestorben. Wie ging es Miguel, den wir den Pater nannten? — Der ist seit acht Monaten todt. — Bishop, Sheene, Wille? — Todt. — Martinez? — Fortgezogen. — Die beiden Amerikaner? — Todt; sie hatten sich todt getrunken. — Manuel? — Fort. — Die Indianer? — Todt! — Wahrhaftig, mir verging die Lust, weiter zu fragen, und ich beschloß lieber selber

nachzusehen, ob ich nicht vielleicht noch einige von meinen alten Bekannten auffinden könne. Was aber war aus meinem Haus geworden? — Oh, das hatte der Agent der Compagnie dem deutschen Wille — einem Schuft ersten Ranges, oder einem Verrückten, wie ich eher glaube, denn er brachte seinen eigenen Vater um — überlassen; er behauptete, daß ihm die Sorge für dasselbe übertragen sei, und Wille hatte es dann dort hinüber, wo es jetzt noch, aber ganz verändert stand, gesetzt.

Und wie es sonst am Pailon aussah?

Schlecht — es war nichts zu essen da. Die Kühe hatten alle Platanares und Zuckerfelder zerstört und die Fenzen dabei niedergerissen — kein Mensch baute sie aber wieder auf, denn es half doch nichts.

Und wie konnten sie leben?

Ja, das wußten sie selber nicht, und sie hätten auch große Lust, hier fortzuziehen — die Meisten wären schon gegangen. Es stehe jetzt recht bös mit dem Pailon.

Mitten in dem kleinen Ort stand ein einzelnes Haus mit einem Garten, das sich von den übrigen durch seine Höhe und bessere Bauart, wenn auch aus dem nämlichen Material,

auszeichnete. Dort wohnte, wie mir die Leute sagten, der Deutsche, „der die Maschine hergebracht". — Dorthin ging ich jetzt, nachdem ich mich erst an meiner alten Badestelle ordentlich abgewaschen und gereinigt, und fand auch Herrn Flemming, dessen Maschine heute, als an einem Sonntag, nicht arbeitete, zu Hause. Er begrüßte mich auf das freundlichste und lud mich augenblicklich ein, in seinem Haus zu wohnen, was ich mit Dank annahm, da ich ja selber an die Luft gesetzt war und lieber im Walde, als bei den Eingeborenen geschlafen oder gegessen hätte. Dort konnten wir auch die jetzigen Verhältnisse des Pailon ruhig besprechen und von dort aus die verschiedenen Leute aufsuchen, bei denen ich außerdem Erkundigungen einziehen wollte.

Herr Flemming hat seine junge Frau mit an den Pailon gebracht — jedenfalls ein etwas gewagtes Unternehmen, wo die Verhältnisse noch so im Urzustand liegen, daß ein englischer Matrose sämmtliche Taufen besorgt und keine einzige Dame auf Hunderte von Meilen in der Nähe ist, mit der sie eine Ansprache haben könnte. Ebenso fehlt es an einem Arzt wie einer Apotheke, und in der That hat sich der Pailon, seit ich ihn im Jahre 1860 besuchte, nicht allein nicht

verbessert, sondern, mit Ausnahme der Sägemühle und eines kleinen Ladens, wirklich verschlechtert — ja, verschlechtert im schlimmsten Sinne, wenn ich die Bewohner des Ortes selber ansehe. Früher wohnte nur ein Neger hier, ein gewisser Pablo, ein richtiger Lump, der später in Concepcion gestorben ist; die übrigen Familien bestanden theils aus Ecuadorianern, theils aus Indianern, eine gemischte Race, und während des Krieges in Neu-Granada hatten sich auch noch einige anständige Neugranadienser hierher geflüchtet — und was war jetzt das Resultat eines flüchtigen Census? Zwei gebildete Leute: der Deutsche und ein Ecuadorianer, Namens Flores, der Sohn des berühmten Generals — außerdem zwei englische Matrosen, die eine Familie Bustos und eine andere Bustamente als Halb-Indianer, und alles Uebrige Neger, Neger, Neger, oder ihre Abkömmlinge und Seitenracen. Sämmtliche Familien dabei, die deutsche ausgenommen, in wilder Ehe, und weshalb das Alles? — Weil — vielleicht durch ein unglückseliges Zusammentreffen von Umständen — vielleicht durch die concurrirende Langsamkeit der Compagnie wie der Ecuadorianer selber — der Weg in das Innere, der dem Platz allein Leben verleihen kann

und muß, noch nicht in Angriff genommen, oder wenn so, nach kurzer Zeit unvollendet gelassen wurde.

Noch ist die Möglichkeit da, das Alles zu verbessern — bis jetzt ist nur Zeit und weiter nichts verloren, und wenn auch die versäumten Jahre nicht wieder eingebracht werden können, so wäre man doch im Stande, heute noch ebenso zu beginnen, wie damals, als ich den Pailon verließ, aber — es muß eben etwas geschehen, und ich hoffe von Herzen, daß meine Anwesenheit am Pailon von guten und segensreichen Folgen für den kleinen, einst so reizenden Ort, sein mag.

Es ist wirklich einer der hübschesten und gesündesten Punkte an der ganzen Küste. Von Hitze haben die Bewohner desselben wenig oder gar nicht zu leiden, ja die Nächte sind sogar so kühl, daß man sich fest in seine Decke einwickeln muß — Ungeziefer giebt es sehr wenig — ich habe die ganze Zeit ohne Mosquito-Netz geschlafen und bin nie belästigt worden, und Nachmittags wie Nachts bestreicht eine frische Brise das ganze Ufer. Es regnet viel, das ist richtig, und Mangrove-Sümpfe dehnen sich nach wenigstens drei Seiten aus, aber der Regen hat in dem warmen Klima nicht das Unangenehme,

das er bei uns hat, und die Mangrove-Sümpfe dünsten keine giftigen Schwaden aus, weil sie alle zwölf Stunden vollständig von der See frisch abgewaschen und damit auch gründlich gereinigt werden. Böse Krankheiten sind deshalb bis jetzt auch noch gar nicht hier vorgekommen. Das Land kann dabei Alles produciren, was man ihm anvertraut, von den edelsten tropischen Gewächsen an der Küste bis zu unseren nordischen Feld- und Hülsenfrüchten in den südöstlich und östlich gelegenen Regionen. Der Cacao und die Vanille wachsen wild und können also mit der leichtesten Mühe auch gezogen werden, der Kaffee selbst gedeiht vortrefflich, sogar im tiefen Lande, und ein Mann, Namens Nahar, will jetzt eine größere Kaffeeplantage im Innern anlegen. Gummi elasticum-Bäume, und andere, die ein für die Medicin werthvolles Harz geben, wachsen im Wald in solcher Masse, daß man das Quintal (100 Pfund) desselben zu einem spottbilligen Preis bekommen kann. Der edle Chinabaum findet sich ebenfalls, wenn auch hier nicht so häufig, doch steht seiner Vervielfältigung nichts im Wege. Zuckerrohr verlangt fast keine Pflege, deutsche Gemüse selbst gedeihen an der Küste, wenn auch ihr Samen ausartet und immer frisch bezogen werden

muß, und welche prachtvollen herrlichen Hölzer füllen die Wälder. Unschätzbare Reichthümer öffnen sich aber, wenn erst der Weg den Eingang zum Innern bahnt — Goldminen liegen noch rechts und links in den Bergen, und selbst die dicht dabei befindlichen Cayapas-Indianer waschen Gold. Was für sonstige Erze die Berge enthalten, ist noch nicht einmal untersucht, und das Land im Innern, aber von der See durch bis jetzt unwegsame Wälder getrennt, so dicht bevölkert und bebaut, daß eine spätere Ausfuhr von dort noch gar nicht zu berechnen ist.

Ich meines Theils bin fest überzeugt, daß eine sich bildende Actiencompagnie, die einen ordentlichen Weg durch diese Strecke anlegte, sogar gute Geschäfte mit dem Weg selber machen würde, aber die Ecuador-Land-Compagnie wird und kann sich auch diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, denn sie allein hat in dem Verkauf ihrer Ländereien und Bonds den größten Gewinn aus dem Unternehmen zu erhoffen.

Doch das sind Alles noch Träume. So lange der Pailon nicht durch eine Straße mit dem Innern verbunden ist, wird und muß er nur ein elendes Fischerdorf bleiben, in dem ein paar

Menschen wohl vegetiren, in dem sich aber nur Indianer und Neger glücklich fühlen können.

Mir schien mein Häuschen damals ungemein romantisch, da sein ganzer Haushalt nur aus einem Kochtopf, einem Teller, zwei Calabassen, einer Harpune, Angel, einem Ruder und einem alten Faß als Stuhl bestand. Mehr besitzen aber auch die jetzigen Bewohner des Ortes nicht, die mit ihrer Frau und einer unbestimmten Anzahl von Kindern einen solchen Platz bewohnen. Es giebt auf der Welt nichts Aermlicheres, als einen solchen ecuadorianischen Haushalt, und wenn man sich denken soll, eine ganze Lebenszeit auf solche Art zu vegetiren, so läßt sich das wohl sehr erbaulich und verführerisch in einem Roman beschreiben, ist aber für einen gebildeten und einigermaßen an etwas Besseres und Höheres gewöhnten Menschen völlig undenkbar.

Nur einzelne Matrosen fühlen sich unter solchen Umständen wohl, denn sie sind an nichts Besseres gewöhnt, und die Hütte ist nur ein vergrößertes und luftiges Vorcastle, die Kost selbst eine Verbesserung gegen Salzfleisch und harten Schiffszwieback, und diese halten es auch am ersten an solchen Orten aus, ja fühlen sich sogar wohl darin.

Prachtvoll ist die Scenerie, das läßt sich nicht leugnen. Die Natur hat Alles für diese Länder gethan — der Mensch Nichts, und die Natur thut nur manchmal ein wenig zu viel, denn es ist keine kleine Arbeit, sich nur durch einen solchen Urwald Bahn zu hauen. Es giebt kaum etwas Schöneres auf der Welt, als diese kleinen Buchten am Pailon, wo sich die Manglaren etwas höherem Land öffnen und schlanke Palmen mit breit- und glänzendblattigem Unterholz, mit blumigen Lianen und wunderlich geformten Orchideen die untere Staffage bilden. Aber der Mensch kann — so prosaisch das auch klingen mag — doch von keiner schönen Gegend leben — ausgenommen die Wirthe in der Nähe eines Badeorts. Die Phantasie hat allerdings ihr Recht — für das Menschengeschlecht im Allgemeinen für Mußestunden (ausgenommen Schriftsteller), aber das Leben selber ist ernst und verlangt ernsten Willen und Fleiß, um sich seinen Platz darin zu erkämpfen.

Mit einer nicht hoch genug anzuschlagenden Ausdauer hat sich aber trotzdem unser Landsmann — und noch dazu ein ganz junger Mann und der Sohn der bekannten Verlagsbuchhandlung Flemming, am Pailon festgesetzt und kämpft wacker

gegen alle sich ihm in den Weg stellenden Schwierigkeiten — und deren sind in der That nicht wenige. Er hat nicht allein viele natürliche Hindernisse zu besiegen, sondern besonders einen gefährlichen Feind in der entsetzlichen Indolenz der Eingeborenen, die eben nur für den Tag leben und auf nichts Weiteres hinausdenken. Hat so ein Bursche seine 4—5 Dollars verdient, so hält er sich für einen reichen Mann und denkt gar nicht daran, weiter zu arbeiten, bis nicht dies, für jetzt angesammelte Vermögen auch vollständig wieder aufgezehrt ist. Und selbst das würde nichts ausmachen, gäbe es dort nur Arbeiter genügend, um mit ihnen zu wechseln. Aber sie fehlen. Unpassende Maßregeln der Agenten haben die meisten vertrieben — Lebensmittel sind nicht zu kaufen, sondern müssen durch lange und zeitraubende Canoefahrten herbeigeschafft werden, und die nöthigsten Arbeiten bleiben natürlich unter solchen Umständen liegen. Man kann auch wirklich nur sagen, daß die Bewohner eines solchen Ortes in Süd-Amerika — mag er einen Namen haben, welchen er will — leben. Sie haben von Zeit gar keinen Begriff, denn der morgende Tag, so lange sie eben nicht hungern, ist ihnen das nämliche, was der heutige ist, und

wie Jemand überhaupt Zeit versäumen kann, geht vollständig über ihren Horizont. Europäer kommen deshalb nur schwer mit ihnen aus, wenn sie nicht schon halbe Süd-Amerikaner geworden sind, um das volle Gewicht des einen kleinen Wörtchens „paciencia“ zu begreifen und zu verstehen, aber dann müssen sie auch vollständig darauf verzichten, vorher Berechnungen über etwas zu Leistendes zu machen.

Daß ich am Pailon wieder einmal eine kleine Jagdtour versuchte, läßt sich denken, und ich fand den Wald noch eben so wild und so naß, als ich ihn verlassen — aber auch eben so schön und üppig, und man kann annehmen, daß man bei einer solchen kurzen Tour, nur um sich Bahn zu hauen, nach dem Werth, den die Pflanzen bei uns haben würden, etwa für 20,000 Thaler junge Palmen, Schlinggewächse, Orchideen und andere werthvolle Blüthenbüsche zerstört. Eigentlich wollte ich eins der wilden Schweine schießen, bekam aber keins zu Gesicht, und nur einen jener schönen und herrlich schmeckenden Vögel von der Größe unseres Truthahns, den Pauchi, den ich erlegte. Der Indianer, den ich mit hatte, verstand es dabei, die kleinen, dem coneja ähnlichen Thiere, die flüchtig wie die Hasen laufen, aber

eher zum Geschlecht der Hamster gehören, mit seiner Pfeife herbeizulocken. Er rief vier von ihnen an, wonach er aber, trotzdem daß ich ihn warnte, nie nach dem letzten Ruf noch eine kurze Zeit warten wollte. Jedesmal deshalb, wenn wir wieder den ersten Messerhieb in einen Busch thaten, pfiff das angelockte Thier seinen Warnungsruf, ganz nahe bei uns, herüber, und verschwand dann spurlos im Dickicht, ohne daß wir auch nur ein einziges zu sehen bekamen.

Eine Fischerei, die wir abhalten wollten, verunglückte an der entsetzlichen Faulheit und Nachlässigkeit der dabei Betheiligten, welche die Vorstellhölzer, trotzdem daß ich sie darauf aufmerksam machte, nicht gehörig in Stand setzten. Alle unsere Mühe und Arbeit wie Geldauslage waren vergebens. Wir bekamen auch nicht einen einzigen Fisch zum Lohn. Aber so sind die Leute in dieser wie in jeder andern Sache; man kann sich nie auf sie verlassen, und so lange man mit ihnen arbeitet, oder sie doch wenigstens überwacht, geht es noch allenfalls an, läßt man sie aber auch nur für einen Moment aus den Augen, so kann man sich auch fest darauf verlassen, daß sie sich entweder ruhig unter einen Baum legen und ausschlafen, oder auch in völliger Gedanken-

losigkeit an irgend eine andere ihnen gerade einfallende Arbeit gehen, — und davon habe ich selbst Proben in der kurzen Zeit meines dortigen Aufenthalts gehabt.

Gern hätte ich eine Tour in das Innere des Landes gemacht, um manche alte Freunde dort aufzusuchen, aber ich fürchtete mich vor dem entsetzlichen Weg, der noch genau so in Schlamm und Wasser liegt, wie vor sieben Jahren. Von Quito hörte ich übrigens durch Señor Flores, der es noch nicht so lange verlassen, daß es sich auffallend zu seinem Vortheil verändert habe. Als ich es damals besuchte, war es das schmutzigste, erbärmlichste Nest, das man sich unter einer Hauptstadt nur denken kann, und Schmutz und Unrath nahmen mit jedem Tag mehr überhand. Da wurde Garcia Moreno Präsident des Landes, und unter seiner starken, wenn auch oft grausamen Hand schuf sich in Quito wirklich ein neues Leben. Die Stadt wurde gründlich gereinigt und — was mehr ist — durch strenge Befehle reinlich g e h a l t e n. Die Plaza, die früher eigentlich einem großen Stall glich, wurde mit schönen Anlagen und Bäumen versehen. Gute Hôtels entstanden, Fremde zogen sich her; die durch das Erdbeben verursachten Schäden, be-

sonders an den Kirchen, wurden ausgebessert, der noch von jener Zeit her in den Straßen lagernde Schutt weggeschafft, kurz, der Platz auf eine Art restaurirt, die man früher in Ecuador nicht für möglich gehalten hätte.

Nach Garcia Moreno kam allerdings ein anderer Präsident, und ich weiß nicht, ob dieser so gewissenhaft über die Arbeiten seines Vorgängers wachte, aber das Land hat sich seiner schon wieder entledigt, weil er, wie man sagt, in vielen Fällen mit Garcia Moreno's Grausamkeit verfuhr, ohne dessen Intelligenz und Geist zu besitzen. Jetzt gerade hat das Land gar keinen Präsidenten, aber man glaubt allgemein, daß Garcia Moreno wieder vom Volke gewählt, und dann die Wahl auch wohl annehmen wird, — was jedenfalls das Beste für den sonst nie zur Ruhe kommenden Staat wäre.

Am Pailon besuchte ich natürlich in verschiedenen Richtungen die nächste Umgebung desselben; aber es ist wirklich traurig, welche Verwüstungen die Kühe da angerichtet haben. Wo sonst reich tragende Platanare standen, die den Bewohnern des kleinen Ortes hinreichende Nahrung gaben, liegen jetzt wüste, verödete, zum Theil auch schon mit Büschen überwachsene Wildnisse,

die auf's Neue bedeutende Arbeit erfordern, wenn sie wieder nutzbar gemacht werden sollen. Die Cacao-Anpflanzung hat sich noch am besten gehalten, obgleich auch darin viele Bäume eingegangen sind. Verbesserungen schienen aber nirgends vorgenommen zu sein; nicht einmal die früheren Pfade wurden in Stand erhalten, und führen jetzt, durch umgestürzte Bäume gestört, so im Zickzack und in Windungen selbst nach dem Badeplatz am Nadadero hinüber, daß man kaum im Stande ist, ihnen ohne Compaß zu folgen. Ich würde den Platz — wenn nicht vom Gegentheil überzeugt, auch für aufgegeben gehalten haben, und alle die vielen fremden Gesichter, deren Inhaber größtentheils faul in ihren Häusern lagen, machten auf mich einen nichts weniger als freundlichen Eindruck. Doppelt peinlich wurde derselbe aber, wenn ich mir dachte, wie anders das Alles hier aussehen könnte, wenn die Leute, welche die Mittel dazu besitzen, ihm zu helfen, auch das Land selber kennten. So aber verträumt es nur unter seinen Blumen und Palmen die Zeit, und der Zauber, der es zum Leben wecken könnte, ist nicht etwa ein junger, verirrter Prinz, der es zufällig unter den Blüthen, und unbewußter Weise das rechte und sehr natürliche Mit-

tel in einem Kuß findet, — sondern er heißt prosaischer Weise Geld. Diamant kann nur mit Diamant geschliffen werden. Geld muß in diesen Weg hineingesteckt werden, um ihn Geld tragen zu machen, und erst wenn dies geschieht, blüht für das nördliche Ecuador eine Zukunft.

Nachdem ich mich so dann an dem alten Pailon in der Zeit meines dortigen kurzen Aufenthaltes nach Kräften selber umgesehen und Alles gehört hatte, was jeder Einzelne der Bewohner darüber zu sagen wußte, rüstete ich mich wieder zur Rückfahrt, denn helfen konnte ich hier doch nichts weiter, als die, in deren Hand es wirklich lag, zur Hilfe anzuregen. Ich glaube, daß ich das gethan, und will nun sehen, welche Folgen es haben wird.

Von San Lorenzo aus bekam ich nicht so leicht Leute nach Tumaco, als von dort nach hier, denn die Männer konnten ihre Familien nicht auf vier bis fünf Tage verlassen, ohne vorher genügende Lebensmittel, d. h. Platanares, für sie anzuschaffen. Endlich fand ich aber doch zwei junge Leute, und mein jetziger Lootse, ein mit der See vollkommen vertrauter Mann, versicherte mir auch, daß wir nicht den mühsamen Weg durch die Esteros zurückmachen, sondern gleich

hinaus in die See halten würden, um die Fahrt außen herum zurückzulegen.

Gern wäre ich noch einige Tage in der freundlichen Familie des Herrn Flemming geblieben, und selbst der junge Flores zeigte sich mir als ein liebenswürdiger, in jeder Hinsicht freundlicher Genosse, aber ich hätte dann noch volle vier Wochen aushalten müssen, da der Dampfer nur einmal im ganzen Monat vorbeipassirt und Segelschiffe sehr selten gehen, und dann auch sehr lange Zeit zu der Fahrt brauchen. Der Nutzen aber, den ich jetzt noch und gerade gegenwärtig bringen konnte, hätte mit der Zögerung nicht im Verhältniß gestanden, und an einem wundervollen Morgen, wobei ich bemerken muß, daß es während der Zeit meines Aufenthaltes am Pailon diesmal sehr wenig regnete, glitten wir, just mit Tagesgrauen, wieder die Bai hinab und dem offenen Meer entgegen.

In San Pedro oder vielmehr an der gegenüberliegenden Spitze hielten wir kurze Zeit, um ein Gewitter vorüber zu lassen, das uns gerade entgegenzog und ungünstigen Wind brachte, aber es drehte seitwärts ab, und bald konnten wir mit geblähtem Segel und bei günstiger Brise unser kleines Canoe gerade der Punta de las

Manglares entgegenhalten. Doch nicht lange; um Mittag schlief der Wind ein und wurde nachher ungünstig, ja kam uns zuletzt so gerade entgegen, daß wir das Land anlaufen mußten, um dort zu übernachten und nicht wieder zurückgetrieben zu werden.

Den Abend fand ich noch Gelegenheit, eine Menge verschiedener an den Strand gespülter Samen zu sammeln, und am nächsten Morgen mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise fort.

Die Fahrt war reizend, und das Canoe allerdings nicht so sehr groß, aber doch an jeder Seite mit einer Balsa oder einem Stamm sehr leichten Holzes versehen, so daß es, selbst weit draußen in See, nur sehr selten eine Kleinigkeit Wasser übernahm. Wir tanzten auch ganz prächtig in einer ziemlich langen Dünung hin, und als sich noch dazu eine frische Brise erhob und wir das Segel setzen konnten, wurde es wirklich eine herrliche Fahrt.

Die See hob sich allerdings ein wenig und zeigte schon hie und da kleine, spritzende, weiße Kämme, und manchmal, wenn der Wind das leichte Fahrzeug faßte, hob er es ordentlich bis auf die äußersten Spitzen der Wogen und schaukelte es herüber und hinüber; aber die Balsas

hielten es sicher, daß es nicht umschlagen konnte, und gegen Abend endlich — wobei ich noch einen tüchtigen Fisch an meinem nachschleifenden Perlmutterhaken fing, liefen wir in den schmalen Canal zwischen Tumaco und dem Festland ein, und bald darauf legten wir, bei höchster Fluth, die nur wenig Raum zwischen dem Strand und den Häusern ließ, vor meinem früheren Nachtquartier an.

Der Dampfer wurde übrigens erst den nächsten Tag erwartet, und es war mir gerade recht, daß ich eine kurze Zeit — und wenn ich sie auch nur nach Stunden zählen konnte, auf der kleinen freundlichen Insel verleben durfte.

Es ist auch kein gar so unbedeutender Platz, denn nicht allein daß ein Franzose, der den Haupthandel monopolisirt, weil er eben ein Capital dazu besitzt, fast alle die im Innern, ja selbst in der Nähe an der Küste liegenden Plätze mit Waaren versieht, es wird auch ein sehr bedeutender Fruchthandel auf Tumaco getrieben, und zahlreiche, den Mira herabkommende Canoes bringen diese an Zwischenkäufer, die sie dann wieder auf dafür nachfragende Schooner verladen.

Tumaco ist dabei der Hafenplatz für die

nicht unbedeutenden Goldminen von Barbacoes, und da besonders dort oben eine Menge von Kaufmannsgütern gebraucht werden, so bringt der Dampfer monatlich nicht allein eine bedeutende Fracht nach dem kleinen Ort (als er das letzte Mal heraufkam, weit über 700 Ballen und Kisten), sondern es werden auch von Tumaco besonders Chinarinde, Orchilla, Kautschuk und einige Nebenartikel verschickt, während Mehl, Salz, wie überhaupt alle Producte einer nördlichen Zone, mit europäischen oder nordamerikanischen Industriewaaren dafür den Austausch bilden. Uebrigens nimmt der Dampfer auch von hier nicht selten bedeutende Sendungen von Goldstaub mit, während die von Barbacoes nach Panama gehenden Handelsleute ihre Waaren, die sie einkaufen, meist mit Goldstaub zahlen.

Nun sollte man allerdings denken, daß Tumaco ein kleiner, wirklich reicher Platz sein müsse, und Thatsache ist, daß von Einzelnen Geld genug verdient wird. Wer aber von Fremden hierher geht, hält sich nur eben zu diesem Zweck hier eine Zeit lang auf, nimmt sich — so lange er hier bleibt — in wilder Ehe eine eingeborene Frau, und lebt indessen, mit deren Hilfe, so ärmlich und einfach wie die übrigen

Landeskinder auch. Wirklich dauerhafte oder nur mit Ziegeln oder Schiefer gedeckte Häuser findet man deshalb nirgends. Es ist Alles nur temporär aus Bambus gebaut und mit Palmblättern gedeckt: nur sehr wenig Häuser mit Bretterwänden, und das Städtchen, bei dem die hohe Fluth kaum einen Seitenweg zum Passiren läßt, macht deshalb auch keinen imposanten Eindruck, sobald man es erst einmal betreten hat — aber es sieht immer noch golden gegen Buenaventura aus, denn nicht eine einzige solche elende Hütte, wie sie dort halbe Straßen füllen, steht in der kleinen Inselstadt.

Seinen Deutschen hat aber Tumaco ebensogut wie Buenaventura oder jeder andere Punkt der bekannten Erde, wenn auch dieser Deutsche eigentlich ein polnischer Jude ist, der aber recht gut deutsch spricht und mit einer deutschen Frau verheirathet ist. Sonst leben hier noch einige Franzosen, die recht gute Geschäfte machen, und dann ein Italiener. Engländer oder Amerikaner sind keine hier ansässig, sie halten sich meist im Innern, in dem kleinen Städtchen Barbacoes, nahe den Goldminen auf.

11.
Panama.

Der erwartete Dampfer kam erst sehr spät Abends, als ich schon ruhig in meiner Hängematte schaukelte, ein; ich brauchte aber nicht viel Zeit zu meinem Gepäck, in kaum einer halben Stunde war Alles geordnet, in ein Canoe und zu dem Dampfer hinübergeschafft, und etwa ein Uhr in der Nacht glitten wir still und geräuschlos in See hinaus, und jetzt mit ziemlich günstiger Brise wieder nicht sehr weit vom Ufer ab nach Nordwesten unserem Ziel, Panama entgegen.

Die Fahrt selber bot nichts Interessantes, ebensowenig die Gesellschaft der Passagiere, um die ich mich denn auch wenig genug kümmerte. Uebrigens hatten wir eine junge Sängerin an

Bord, mit einer niedlichen und sehr gewandten Stimme, die den ganzen Tag über trillerte und, sowie die Nacht anbrach, laut zu singen anfing. Sie ging in Buenaventura an Land, um von da nach Bogota zu gehen und Concerte zu geben. — Auch nicht übel — das waren etwa vierzehn Tage Reise, theils im Canoe, theils auf unwegsamen Straßen zu Maulthier oder gar zu Fuß, und jeden Tag wenigstens achtzehn Stunden Regen. Wenn die Dame nicht mit einem lebenslänglichen Schnupfen nach Bogota gekommen ist, giebt es keine Wettereinflüsse mehr.

Endlich — am vierten Abend und zwar schon nach zehn Uhr, sichteten wir die der englischen Compagnie gehörende Insel, die aber noch etwa zwölf Miles ab von der eigentlichen Stadt Panama und dem Isthmus liegt, ankerten dort, und mußten richtig bis zum nächsten Morgen warten, ehe der kleine, zu diesem Zweck benutzte Fährdampfer der Gesellschaft ankam, die Passagiere und ihr Gepäck an Bord nahm und uns dann rasch hinüber an festes Land brachte, das ich an dieser Stelle zum dritten Male betrat.

Wenn es übrigens einen Ort in der Welt giebt, den die Natur schon von vornherein zu einer großen Durchfahrt für Menschenverkehr

und Handel bestimmt hat, so ist das unstreitig das an der schmalsten Stelle des Isthmus in günstigster Lage erbaute Panama. Ein Verkehr zwischen den unmittelbar nördlich und südlich liegenden Districten, zwischen Mittelamerika und der alten Republik Columbien, existirt allerdings gar nicht, denn die beiden Theile der Continente haben zu vollkommen gleiche Producte, aber dafür kreuzen sich desto lebhafter die Handels-Interessen zwischen Ost und West, denn die Fahrt um Cap Horn herum wird immer eine lange und gefährliche bleiben, und es gab nichts Natürlicheres als den Wunsch, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche der zwar schmale, aber trotzdem einen festen Damm vorschiebende Landstreifen des Isthmus der Schifffahrt, und durch sein sumpfiges Terrain selbst einem Landverkehr bot.

Lange Jahre beschäftigte sich auch die Speculation mit diesem Problem, aber es blieb nur bei zahllosen Projecten, denn die Schwierigkeiten waren zu enorm — ja man wußte nicht einmal, wo man für d i e s e Sümpfe Arbeiter herbekommen sollte. Wer garantirte überhaupt, daß sich eine solche Unternehmung lohnen würde, denn der Verkehr mit dem Westen war damals doch

noch immer im Verhältniß unbedeutend. Da kam die Entdeckung des Goldes in Californien dem Werk zu Hilfe, und wo es früher nicht möglich gewesen wäre, auch nur den zehnten Theil der Arbeiter zu finden, da stellten sich jetzt ungeahnte Hilfsmittel zu Gebote, welche die Riesenarbeit zu einem Spiel machten.

Der Goldschwindel hatte das Menschenvolk gefaßt. Jeder kräftige Mann in Nordamerika, der nicht augenblicklich die Mittel auftreiben konnte, um Californien zu erreichen und in sechs Wochen ein steinreicher Mann zu werden, hielt sich für unglücklich und vom Schicksal verfolgt, und als die Panama-Eisenbahn-Compagnie Allen, die vier Wochen an der Bahn zwischen Aspinwall und Panama arbeiten wollten, freie Passage nach Californien bot, strömten die Arbeiter in solcher Masse herbei, daß die Compagnie wenigstens zwischen New-York und Aspinwall kaum Dampfer genug auftreiben konnte, um die Reise- und Arbeitslustigen zu befördern.

Was waren vier Wochen Straßenbau gegen die Gewißheit, in späteren vier oder sechs Wochen ein steinreicher Mann zu werden, wie das in Californien natürlich gar nicht ausbleiben konnte, und mit einer wahren Wonne gingen

die Leute an die Arbeit. Das allein aber war es, was den Riesenbau vollendete. Unter anderen Umständen würden die Leute, sobald sie sahen, welche furchtbare Sumpfarbeit ihnen oblag, kaum wenige Tage ausgehalten und das Ganze nachher in Verzweiflung aufgegeben haben. Aber hier wirkte das californische Gold. Sie wußten, daß sie ihre bestimmte Zeit der eingegangenen Verpflichtung treu bleiben mußten, wenn sie überhaupt den Nutzen der ganzen, schon gethanen Arbeit ernten wollten, und sie strengten dazu ihre letzten Kräfte an.

Die Gesellschaft der Panama-Eisenbahn hatte sehr viele Personen auf der Strecke zwischen New-York und Aspinwall oder Colon zu befördern — sehr wenige dagegen auf der andern Seite, zwischen Panama und San Francisco, denn die armen Teufel starben wie die Fliegen, und wurden, wo sie niedersanken — auch in dem weichen Schlamm der Halbinsel beerdigt. Sie arbeiteten einen Theil — Manche auch ihren ganzen Contract ab, aber die Gesellschaft brauchte die zweite Hälfte ihrer Versprechungen gewöhnlich nicht weiter zu erfüllen und durfte ihnen nur ein Grab geben und für neue Zufuhr sorgen.

Dadurch wurde die Aspinwall-Eisenbahn be-

endet, und es ist reine Thorheit, wenn Leute jetzt noch die Idee haben, dort einen Canal durch das Land zu graben. Die Eisenbahn hat etwa 10,000 Menschenleben gekostet, der Canal, der natürlich so viel längere Zeit in Anspruch nähme, würde in dem giftigen Klima hunderttausend opfern — wenn sie sich eben dazu hergäben. Aber der Hebel, der sie früher dazu trieb: die Sagen des enormen californischen Goldreichthums, fehlt; man hat jetzt billigere Wege, hinüber zu gelangen, und dieser Plan wird deshalb nie zur Ausführung kommen. Aber das thut auch nichts — die Eisenbahn genügt auf dieser Strecke vollkommen, und hat jedenfalls zwei der bedeutendsten Handelsstädte — und sei es auch nur hauptsächlich für den Commissionshandel, in's Leben gerufen: Panama und Aspinwall.

Es ist wirklich der Mühe werth, diesen Verkehr zu sehen, um ihn zu begreifen, und kein Tag fast im ganzen Jahr vergeht, wo nicht an einem der beiden Plätze ein oder der andere große Weltdampfer anlegt und neues Leben in das Innere wirft.

In Aspinwall landen die Dampfschiffe von New-York, England und Westindien und vermitteln durch St. Thomas den Verkehr mit der

ganzen, im Osten wie zugleich nach Nord und Süd liegenden Welt, während in Panama eine Linie die Verbindung mit dem Norden und dadurch mit Japan und China offen hält, während die südliche Linie die ganze Westküste Südamerikas bestreicht, in Valparaiso nächstens mit der Cap-Horn-Dampfschifffahrt in Verbindung treten wird und zugleich eine Panama-Australien-Linie direct nach Westen durch die Inseln läuft.

Man kann schon jetzt mit den verschiedenen und vollendeten Dampfschiff-Verbindungen in kaum hundert Tagen eine Reise um die ganze Erde machen, und Panama ist dabei bis jetzt der Mittelpunkt der ganzen Fahrt.

Allerdings droht dieser Landenge in dem riesigen Unternehmen der nordamerikanischen Pacific-Eisenbahn eine bedeutende und gefährliche Concurrenz, denn alle die nach der Union und England oder Europa bestimmten chinesischen Producte und Fabrikate werden, sobald die Bahn vollendet ist, jedenfalls diesen Weg einschlagen, da er Geld und Zeit und besonders eine Umschiffung erspart; aber selbst das wird sich in der Folge als nicht so erheblich herausstellen, denn wir finden ja überall den Beweis, daß erhöhte Verkehrsmittel auch den Verkehr selber steigern und dadurch das

scheinbar Verlorene leicht ersetzen. Bis jetzt hat die ganze Ostküste Südamerikas gar keinen directen Verkehr mit dem ganzen übrigen Amerika gehabt, und ein Versuch, zwischen Rio Janeiro und Panama eine Dampferverbindung zu unterhalten, mißlang. Das wird und muß jetzt anders werden, denn der rege und rasche Verkehr, der durch die China-Dampfer wie durch die von Panama ausgehenden, nach Australien bestimmten Dampfer erweckt ist, kann nicht verfehlen, auch Brasilien mit in den Verkehr zu ziehen, und dadurch eröffnet sich für Panama, statt der verlorenen, eine andere neue Erwerbsquelle.

Was übrigens die neugranadische Regierung — eine Musterwirthschaft schon seit Menschengedenken — thun konnte, um den kleinen Platz Panama nicht emporkommen zu lassen, hat sie auch sicher und mit der größten Geschicklichkeit gethan. Wo irgend ein anständiges Haus erbaut ist, haben das Fremde, Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen oder Spanier, gethan. Die Werfte sind von den verschiedenen Gesellschaften selber erbaut, die Eisenbahn wird von ihnen unterhalten, und man sollte nun wenigstens glauben, daß sie den Fremden dankbar dafür wäre — aber weit gefehlt. Der kleinliche Neid bricht

überall hervor, und selbst das Einzige, was das neugranadische Gouvernement thun sollte und müßte, die Sicherheit von Eigenthum und Person im Lande aufrecht zu erhalten, wird unterlassen.

Eine Anzahl neugranadischer Soldaten — eine so ruppige Bande, wie man sie kaum in Venezuela findet — marschirt allerdings mit der doppelten Anzahl Trompeter dann und wann durch die Stadt oder steht an einzelnen öffentlichen Gebäuden (öffentlich aber im wahren Sinne des Wortes) Posten. Sie werden auch dazu verwandt, dann und wann einmal einen betrunkenen Matrosen zu verhaften, was ihnen jedoch stets nur mit Hilfe der halben Bevölkerung gelingt, sonst sind sie zu nichts nütze, und ein paar gelbgrüne Jünglinge in Officiertracht, die in der Stadt mit schweren Goldstickereien einherschlendern, mögen vielleicht zum Zierath dienen, haben aber sonst scheinbar keinen Zweck. Die Sicherheit ist deshalb in Panama sowohl als in dem gegenüberliegenden Aspinwall ein völlig eingebildeter Begriff, Mordthaten kommen nichts weniger als selten vor, und fast in allen Fällen sind die Verbrecher Eingeborene — aber die Regierung ist sanft. „Wer sich schuldlos weiß,

werfe den ersten Stein auf sie!" hat schon Christus gesagt. Sie werfen aber nicht; ein ertappter Verbrecher wird zu ein paar Monaten Kettenstrafe verurtheilt, dann läuft er, ehe er die Hälfte seiner Zeit gesessen, davon, und die fatale Sache ist abgemacht.

Ganz in der letzten Zeit sind wieder ein paar freche Mordthaten vorgefallen, ohne daß man sich auch nur die geringste Mühe gegeben hätte, der Mörder habhaft zu werden — und wie auch? Diese Polizeidiener und Soldaten, welche, die ersteren mit Knüppeln, die anderen mit Musketen bewaffnet, durch die Straßen wandeln, gehören einem so verkommenen, erbärmlichen Menschenschlage an, daß man sie in der Hand zerdrücken könnte, und ich bin fest überzeugt, daß hundert Soldaten irgend einer nordeuropäischen Macht die ganze neugranadische Armee zum Teufel jagten.

Gegenwärtig hat Neu-Granada, soviel ich wenigstens weiß, nicht einmal einen Präsidenten — es müßte denn kürzlich wieder einer gewählt sein. — Die Sache hat aber auch wirklich zu wenig Interesse für die übrige Welt, denn wer um Gottes willen kann all' den Revolutionen in den spanischen Colonien — und das Mutterland

eingeschlossen, folgen. Es ist rein unmöglich — man müßte sich denn ganz ausschließlich damit beschäftigen.

Die Lage Panamas ist reizend, und wenn man auf den alten Wällen steht und über die weite, mit Inseln besäete Bai hinausschaut, so kann man sich kaum ein entzückenderes Bild denken. Die Stadt selber ist übrigens, besonders in Betracht ihrer großartigen Handelsverbindungen, ganz unverhältnißmäßig klein, denn in zehn Minuten kann man sie bequem von einem Ende bis zum andern durchwandern. Was dabei gut und dauerhaft in ihr ist, haben auch sicher die alten Spanier oder neuerdings Fremde gebaut. Besonders erwähnen muß ich hierbei die alten, aber auch schon sehr vernachlässigten Festungswerke der Spanier. Die *jetzige* Race schafft nichts Neues, ja reparirt nicht einmal das Alte — wozu auch? — Es ist als ob sie es selber fühlten, daß sie auf diesem Territorium keinen Bestand haben werden — befindet es sich doch jetzt schon *factisch* in den Händen der Amerikaner.

Panama selber betritt man vom Meer aus durch ein enges Thor, an welchem eine Truppe neugranadischer Soldaten — barfuß natürlich,

Wache hält. Wozu? weiß kein Mensch, denn Panama ist ein Freihafen, es kann Alles, was man einführen will, unbelästigt an Land geführt werden. Sollten sie also als Schutz, gegen den Ueberfall einer fremden Macht da stehen! Du lieber Himmel, was wollte diese Handvoll Soldaten dagegen machen?

Passirt man nun diesen militärischen Posten, durch den man aber nicht im geringsten belästigt wird, so wandert man durch eine enge, etwa dreihundert Schritt lange Straße, die aus niederen, einstöckigen Häusern besteht, der Plaza zu und befindet sich dann schon etwa mitten in der Stadt, während man fast durch alle Straßen, wohin man auch sieht, die breite gelbe Festungsmauer sehen kann, die den kleinen Platz umzieht.

Uebrigens bietet das Innere der Stadt, wie sich nicht leugnen läßt, durch seine zerfallenen Klöster und Kirchen einen höchst pittoresken Anblick, und wenn die alte zersprungene Glocke der einzigen von allen benutzten zu läuten, oder vielmehr zu klappern anfängt, wird es ordentlich unheimlich.

Besonders malerisch ist die Ruine des einen großen Klosters, in dessen Hofräumen jetzt ein paar Ställe mit modernen Bretterdächern ein=

gebaut sind. Die weißröthlichen Wände stürzten natürlich schon vor langen Jahren nach allen Richtungen ein, aber Bäume und Büsche wachsen jetzt darauf, wie in den eingebrochenen hohen Fenstern, und einzelne noch stehende Säulen und Bögen geben, besonders in heller Mondscheinnacht, ein prachtvolles, wenn auch wildes Bild.

Einen noch grelleren Contrast bot aber eine andere Kirche, in welcher, der alten Kirchensprache nach, „der Teufel seinen Tummelplatz aufgeschlagen,“ das heißt, sündhafte Menschen ein Theater hineingebaut hatten. Anfangs sollen sich auch besonders alte, würdige Damen der Stadt theils von weißer, theils schwarzer Farbe auf das entrüstetste gegen eine solche Profanirung ausgesprochen haben, so daß sich der Director endlich veranlaßt fand, einen Versuch zu machen, um die möglicher Weise gegen ihn angeregte Stimmung zu versöhnen. Das muß ihm auch vollständig gelungen sein, denn das Theater wird jetzt von allen Ständen, nur natürlich nicht den Geistlichen, besucht. Das Mittel war aber, daß er im ersten und zweiten Rang Schilder aufhängen ließ, welche über eine ganze Abtheilung

reichten, und auf diesen standen mit großen Buchstaben die besonderen Widmungen.

In der Mitte, dem sogenannten Cercle, auf der ersten Gallerie stehen die Worte: „Al bello sexo de Panama“, und auf der ersten Gallerie Starbordseite noch einmal die Widmung der Schönheit: „A la belleza“, dann aber kam die Versöhnung. Auf der ersten Gallerie Backbord stand: „Al Talento“, auf der zweiten die beiden Schilder: „A la civilizacion“ und „A la cultura“. Gegenüber aber auf der zweiten Gallerie Starbord waren Grazie und Tugend vertreten. Auf dem einen Schilde stand: „A la gracia“, auf dem andern: „A la virtud“. Sonderbarer Weise saß hinter der Tugend Niemand — das kann aber auch nur ein Zufall gewesen sein.

Jedenfalls ist diese Art von Ueberschriften eigenthümlich und sieht fast so aus, wenn es auch anders gemeint sein mag, als ob man die Zuschauer klassificiren wollte.

Ohne Deutsche oder überhaupt Fremde, und dann, wenn nicht Deutsche, doch Franzosen, bringen die Neu-Granadier aber natürlich kein Theater fertig. In der Musik fehlte es total, und ein junger, sich hier gerade zufällig aufhaltender Deutscher mußte im Orchester wenigstens

das Pianoforte spielen, wohinein dann die Violinen der Eingeborenen falsch und außer Tact einfielen, wann und wie es ihnen beliebte. Der Deutsche spielte das Instrument vortrefflich; die neugranadischen Virtuosen kamen mir aber vor wie Jungen, die nach Schwalben mit Steinen werfen. Sie zielten immer auf bestimmte Töne, trafen sie aber nie und warfen fast immer hinterher.

Ueber das Spiel der Gesellschaft läßt sich wenig sagen; ich bleibe aber dabei, wenn man Theater sehen will und macht nur die geringsten Ansprüche, so muß es entweder ganz ausgezeichnet oder ganz unter der Würde sein, und in beiden Fällen wird man sich amüsiren; das Mittelmäßige ist dagegen in keiner Kunst schrecklicher als in der dramatischen, und straft sich in keiner mehr.

Ein anderer Deutscher hatte die Decorationen ganz geschickt gemalt. Zu dem ersten Stück: „El estreno de una artista o el grand duque Leopoldo", das ich mit ansah, war der Autor nicht genannt; es mag aber jedenfalls ein spanischer oder südamerikanischer sein, denn der Großherzog Leopold war außerordentlich edel

und trat immer auf, wo er nothwendig gebraucht wurde.

Durch die beiden jungen Deutschen erhielt ich oben Zutritt auf die Bühne und benutzte die mir gewordene Erlaubniß augenblicklich, hinter den Versatzstücken und den Hintergrund durch, das Innere der alten Kirche zu erforschen. Ich sollte es nicht bereuen, denn es war ein ganz wunderbarer Anblick. Hier die bemalte Leinwand, einen modernen Salon vorstellend, mit einer Unmasse Astrallampen und eleganten Verzierungen, und dahinter — ich erinnere mich nicht, je etwas Aehnliches gesehen zu haben —, dicht dahinter die alte Kirchenruine mit ihren dunklen, zerklüfteten, buschbewachsenen Mauern, die blanken Sterne in den düstern, unheimlichen Hof herniederschauend!

Was für Erinnerungen knüpften sich vielleicht an dieses Gebäude, und welche Gegenwart belebte es jetzt! Ich konnte mich von dem Anblick kaum losreißen und mußte es doch zuletzt, denn die Klingel ertönte und der Vorhang sollte aufgehen, welcher der draußen harrenden „Schönheit und Tugend" einen Einblick in das Heiligthum der Kunst verstattete.

Uebrigens erhielt ich hier auch, und zwar

eine recht traurige Kunde von einem früheren alten Bekannten aus Quito — dem kleinen Uhrmacher aus der Posada San Antonio, auf den sich Leser meiner früheren Reisen vielleicht noch besinnen, wenn ich ihnen seinen Handel mit Oelgemälden und Kolibris in's Gedächtniß zurückrufe. Er hatte Quito endlich mit all' seinen Habseligkeiten und Schätzen verlassen und wollte seine Oelgemälde nun entweder in Süd- oder Mittelamerika verwerthen, denn in Europa hätte er wohl kaum einen Markt dafür gefunden.

In Panama quartierte er sich auch in einem anständigen Gasthof ein — aber er war ein anständiges Leben nicht mehr gewöhnt, oder der Platz ihm auch um eine Kleinigkeit zu theuer. Trotzdem also, daß er dabei ein recht hübsches und mühsam genug angespartes Vermögen in baarem Gelde bei sich trug, zog er dort aus und in eine der ordinärsten und billigsten Kneipen hinein, und der Erfolg war ein sehr trauriger. Er bekam das gelbe Fieber oder eine andere schwere Krankheit — einzelne Leute in Panama wollen sogar behaupten Gift — kurz er starb, und nur ein Theil seines Vermögens wurde durch das Einschreiten des preußischen Consuls in Panama, Herrn Cunau, seinen Verwandten da-

heim gerettet. Daß der Todte übrigens, ehe das geschehen konnte, in bedeutender Weise bestohlen wurde, unterliegt gar keinem Zweifel, und es war mir wirklich ein wehmüthiges Gefühl, als ich in Panama selber in einigen Läden die aus seinem Nachlaß um einen Spottpreis verauctionirten Gegenstände, an deren Erwerb er die besten Jahre seines Lebens verwandt, zum Verkauf ausgestellt sah.

Der Markt in Panama gehört zu den erbärmlichsten, die ich je im Leben gesehen, und beweist, daß in Panama selber, trotz dem fruchtbaren Boden, der es umgiebt, wenig oder gar nichts an Landesproducten gezogen wird. Außerdem sieht das dort aufgehangene Fleisch so schwarz und unappetitlich aus, daß man sich das Fleischessen unter dieser Breite ganz abgewöhnen möchte.

Panama wie Aspinwall oder Colon sind übrigens Freihäfen, und es läßt sich denken, wie das den Verkehr heben mußte, da es ihm überall freien Spielraum gab. Von Aspinwall aus gehen deshalb auch die Waaren rasch nach Panama hinüber, und da sie hier durch keine enorme Steuer vertheuert werden, so kommen die Händler der ganzen westlichen Küste, soweit dieselbe

mit Dampfern oder kleinen Fahrzeugen zu erreichen ist, hierher und kaufen ihre Waaren für den Detailhandel ein. Deutsche und Spanier haben dort die größten Importgeschäfte und verdienen dabei natürlich viel Geld.

Manche Sachen kauft man hier aber auch — wenn man bedenkt, daß man sich in einem überseeischen Land befindet — zu ganz erstaunlich billigen Preisen, besonders Kleidungsstücke, die aber dafür auch einen Hauptartikel bilden. Die Zahl der Läden, in denen man fertige Kleidungsstücke findet, ist wirklich Legion, und die Billigkeit derselben hat sogar auf den californischen Dampfern der Westküste einen ganz neuen Industriezweig eröffnet.

Da nämlich die von San Francisco kommenden Dampfer ihre Passagiere gewöhnlich direct über die Landenge führen, so daß ihnen gar keine Zeit gegönnt wird, in Panama selber Einkäufe zu machen, so haben die Barbiere dieser Fahrzeuge zugleich einen Handel mit Kleidern und Schuhwerk angelegt, und die Barbierstube auf ihnen sieht deshalb genau aus wie ein Kleiderladen. Diese Alle kaufen ihren Bedarf in Panama, und da sie sich mit einem geringen Nutzen begnügen, setzen sie auch ziemlich viel ab.

Panama sollte eigentlich sehr gute Hôtels haben, läßt aber darin noch Manches zu wünschen übrig. Das sogenannte Grand-Hôtel ist das größte und ein stattliches Gebäude an der Plaza, über die Kost darin wurde aber geklagt und das Aspinwall-Hôtel ihm vorgezogen — das sind aber auch die beiden einzigen, und Fremde sollten sich besonders davor hüten, gerade an dieser Stelle in einem Hôtel zweiten Ranges, von denen es allerdings genug giebt, einzukehren, denn wenn sie auch in den größeren etwas mehr bezahlen müssen, haben sie doch auch mehr Sicherheit für ihr Eigenthum.

Eigenthümlich ist in Panama, daß man nur zwei Arten von Häusern darin findet, und zwar, wie schon vorerwähnt, Kleiderläden mit einer Auswahl von anderen Dingen dabei, wie sich natürlich von selbst versteht, und dann kleine, offene Buden, in denen, wenn man hineinsieht, eine Anzahl Flaschen auf Regalen stehen und den Eindruck machen, als ob darin spirituöse Getränke verkauft würden. Das ist aber nicht wahr — meist in Allen sind das leere Flaschen, die sonderbarer Weise dort zur Schau ausgestellt werden, und deren Eigenthümer dann meist immer jüngere oder ältere Damen sind.

Was die Literatur Panamas betrifft, so beschränkt sich dieselbe auf zwei, halb in englischer, halb in spanischer Sprache herausgegebene Zeitungen, der Star und Herald, von einem Engländer und Deutschen, die Chronicle, von einem Amerikaner und Deutschen redigirt. Beides sind allerdings mehr commerzielle Blätter, aber doch, ihrer Verbindung mit den benachbarten Theilen Amerikas wegen, von nicht geringer Wichtigkeit. Sie bringen jedenfalls aus allen diesen kleinen Republiken die neuesten und sichersten Nachrichten und haben deshalb auch eine unverhältnißmäßig große Verbreitung nach dem Ausland. Panama macht auch in dieser Hinsicht seine vortheilhafte Lage geltend; daß aber die Neugranadienser selbst eine höchst untergeordnete Rolle in dieser neugranadiensischen Literatur spielen, versteht sich von selber. Sie kommen gar nicht in Betracht.

Wandert man übrigens durch Panama, so sieht es fast so aus, als ob es in den letzten Jahren eine Unmasse von Belagerungen mitgemacht hätte und verschiedene Male beschossen wäre, denn überall trifft man Häuser und besonders Kirchen in Ruinen, und doch erfreute sich gerade diese Stadt, unter dem Schutz der

Fremden, einer fast ungestörten Sicherheit. Die Ruinen sind aber nur eine Folge der Faulheit dieser Race, und was hier im Land gebaut wurde, geschah — wenn es alt ist, durch die Spanier — wenn neu, durch den Unternehmungsgeist von Amerikanern und Engländern, die Eingeborenen hatten wahrlich keine Hand darin. Amerikaner wie Engländer legten aber ihre Bauten meist außerhalb der Stadt, besonders auf den dem Schiffsverkehr mehr günstigen Inseln an, von denen sie einige in besonderem Besitz halten, und deshalb hauptsächlich liegt so vieles Grundeigenthum in der außerdem kleinen und mit Raum beschränkten Stadt noch leer und unbenutzt.

Die Amerikaner haben sich besonders nach der Eisenbahnstation hinausgezogen und dort auch ein vortreffliches Werft gebaut, an dem die kleinen Lichter-Dampfer anlegen können. Die Engländer, die auch in Aspinwall ein schönes Werft und eine eiserne Kohlenniederlage gebaut haben, besitzen draußen in der Bai von Panama eine eigene kleine Insel, wo die Dampfschiff-Gesellschaft ihre Docks, Niederlagen und Arbeiterwohnungen hat. In Panama selber halten sie sich nicht viel auf — größere Dampfschiffe können auch nicht einmal bis dicht an die Stadt hinan-

fahren, und erst wenn der Isthmus in die Hände der Fremden — und dann jedenfalls in die der Amerikaner übergeht, wird die Stadt selber aufleben und eine größere Bedeutung erlangen. — Bis jetzt ist sie nichts weiter als ein großes Hôtel, in dem eine Masse von Fremden aus- und eingehen, während auch einzelne Familien — aber doch nur eben einzelne, Wohnung darin nehmen. Diese besuchen sich auch wohl dann und wann untereinander — man sieht wenigstens manchmal Abends einen Neger, der eine Anzahl von Damen nach Hause bringt und dabei eine sinnreiche Erfindung von fünf zusammengestellten Laternen auf dem Kopf trägt — aber die Fremden selber haben keinen einzigen Vereinigungspunkt — den Schenkstand ihres eigenen Hôtels ausgenommen. Wozu auch — sie bleiben höchstens zwei oder drei Tage hier — so lange sie eben müssen, und strömen dann wieder nach allen Compaßstrichen auseinander.

Uebrigens ist das Leben in Panama als weit theurer verschrieen, als es sich wirklich herausstellt, und man lebt hier thatsächlich billiger, als irgendwie in Mexiko oder gar jetzt einer Stadt der Vereinigten Staaten. Das leidige Hazardspiel freilich, was überall in diesen spanischen

Ländern gestattet ist, verleitet Viele, ihr Geld dabei aus dem Fenster zu werfen, und in jedem Hôtel findet sich dazu die Gelegenheit. Wer aber thöricht genug ist, sich von falschen Spielern rupfen zu lassen, darf sich nachher auch nicht darüber beklagen und hat sich die Schuld selber zuzuschreiben.

Gegenstände, die man fertig kauft, kann man in keinem amerikanischen Hafen, ohne Ausnahme, billiger bekommen, als eben in Panama, aber Gnade Gott freilich dem, der einem der dortigen Handwerker in die Hände fällt. So kaufte ich mir zum Beispiel ein paar gute Beinkleider für 3 Dollars — an der einen Seite war die Naht etwa 1½ Zoll weit aufgegangen und ich mußte die 12 oder 16 Stiche daran extra mit 50 Cents bezahlen. Wer sich auf diesem Isthmus niederläßt, thut es nur, um von den Fremden so rasch als irgend möglich reich zu werden, und daß er dabei keine Gelegenheit versäumt, läßt sich denken.

Die Lage Panamas ist, wie gesagt, entzückend schön, und eine reizendere Bai giebt es nicht in der Welt — Rio de Janeiro kaum ausgenommen. Die zahlreichen kleinen, mit Palmen bewachsenen Inseln umher bilden eine wahrhaft

prachtvolle Aussicht, und das Leben, das da draußen zwischen den dort ankernden Dampfern und Segelschiffen herrscht, die zahlreichen Segelboote, die herüber- und hinüberkreuzen, die Unzahl von braunen großen Pelikanen, die dazwischen fischen, bieten einen nie zu vergessenden Anblick — aber umdrehen darf man sich freilich nicht, denn der Schmutz in den eigentlichen Straßen der Stadt fällt Einem dann nur um so unangenehmer auf. Ja, selbst wenn man eine der kleinen, auf den Palmeninseln zerstreuten Ortschaften betritt, sieht man augenblicklich, daß man sich in südamerikanischem Unrath befindet. Die Poesie schwindet, und selbst die Palmen verlieren ihren Reiz und Zauber.

Von der Justiz des Landes bekamen wir, ehe wir die Stadt verließen, auch noch ein kleines Beispiel.

Am letzten Tag meines Aufenthaltes in Panama hatte ein Amerikaner seiner Mannschaft erlaubt, an Land zu gehen, und die Leute betranken sich denn auch rasch genug und fingen Streit untereinander an. In einer kleinen Seitenstraße begann der Kampf, aber man brachte die Matrosen doch bald gütlich wieder auseinander; — es war nichts als eine kleine Rauferei

gewesen, bei der sich natürlich keine Polizei blicken ließ. Wo zehn oder zwölf amerikanische Matrosen zusammen sind, können sie thun was sie wollen, die neugranadiensischen Polizeisoldaten hüten sich wohl, ihnen zu nahe zu kommen. Anders gestaltet sich das aber, wenn sie einen armen Teufel einzeln überfallen können, und das geschah noch an dem nämlichen Abend.

Einer der Mannschaft war in das dem Aspinwall gegenüber gelegene Kaffeehaus gegangen und hatte sich wollen etwas zu trinken geben lassen. Der Mann taumelte allerdings, betrug sich aber sonst ganz ruhig, als ihn plötzlich die Polizei witterte, und doch wenigstens einen Matrosen einliefern wollte. Ob er sich vorher an der Prügelei betheiligt oder nicht, wußte Niemand — kam auch gar nicht darauf an. Fünf von diesen Gesellen, mit etwa zwanzig ruppigen Ladengehilfen als Beistand, machten einen Angriff auf den Einzelnen, der sich aber nicht im geringsten seiner eigenen Fäuste bediente, oder er hätte den ganzen Schwarm zusammengehauen, sondern Jeden, der ihn anfassen wollte, nur rechts oder links bei Seite warf. Die ganze Bande fiel da zuletzt zu gleicher Zeit über ihn her, und die Polizeidiener zeigten dabei beson-

dere Lust, den schon Gefangenen und Festgehaltenen mit ihren Knüppeln niederzuschlagen. Das aber litten wir umherstehenden Fremden nicht, wenn wir uns auch natürlich nicht speciell in das Polizeiverfahren mischen wollten.

Was wir übrigens thun konnten, thaten wir, und vier von uns, die den ganzen Vorfall mit angesehen, gingen augenblicklich zum Präfecten, um ihm den Thatbestand zu erklären und zu constatiren, daß der Mann unschuldig verhaftet sei. — Umsonst. Der Präfect, ein kleiner, schmutziger Neugranadienser, der aber etwas englisch radebrechte, war so grob als möglich, und wir Vier, wüthend über den unverschämten Burschen, der dabei seine ganze Mannschaft hatte aufmarschiren lassen, suchten nun den amerikanischen Consul auf, um uns als Zeugen anzubieten.

Wir fanden den Herrn auch — aber unglücklicher Weise gerade beim Billardspiel, in dem er sich natürlich nicht konnte stören lassen. Allerdings war ein amerikanischer Bürger ungerecht eingesperrt, und mußte, wenn nicht Einsprache geschah, die ganze Nacht in einem feuchten, ungesunden Loch zubringen; aber — es war nur ein Matrose, und der Herr Consul erklärte, er werde die Sache m o r g e n untersuchen.

Pfaffen sieht man genug, und zwar in ihrer Ordenstracht, in den Straßen, an die Kirchen selber scheint aber wenig genug verwandt zu werden. Die Herren Geistlichen haben auch noch nicht wieder so recht festen Fuß im Lande gefaßt, aus dem sie vor noch nicht so langer Zeit der Präsident Mosquera sämmtlich hinausjagte; aber — die Welt ist rund und muß sich drehen. Mosquera unterlag seiner Seits und mußte das Land verlassen, und im Handumdrehen waren sie wieder da.

Sonst läßt sich von Panama wenig mehr sagen, als daß man in unglaublich kurzer Zeit sehr viel Geld ausgeben kann. Dafür findet man aber auch hier, an diesem Stapelplatz der Welt, wie man ihn fast nennen könnte, eine Menge interessanter Sachen aus anderen Ländern der Erde, z. B. prachtvoll geflochtene Hängematten aus Mittel-Amerika, viele chinesische Waaren, goldene, in Panama selber verfertigte Ketten (und diese in der That sehr billig), Perlen, und als Eigenthümlichkeit auch kleine goldene Zierathen, angeblich alle echt und in Neu-Granada und Ecuador ausgegraben oder gefunden. Mit dem Ankauf derselben muß man aber außerordentlich vorsichtig sein, denn erstlich wird sehr viel ge-

fälscht, und dann sind nicht einmal alle wirklich gefundenen Sachen echt. Früher bekam man diese Gegenstände auch zu ziemlich billigen Preisen, jetzt hat sich aber ein echt amerikanisirter Deutscher — der leider sein Deutsch vollständig verlernt — des Verkaufs bemächtigt, und wer etwas von ihm erwerben will, muß auch tüchtig dafür bezahlen.

Gerade damals wurde ziemlich viel von einem Schwindler gesprochen, der unter dem alten guten Namen eines Grafen von Auersperg nicht allein die Bewohner Panamas, sondern auch die von Guayaquil, Lima, St. Thomas und Havannah arg gebrandschatzt und mit falschen Creditbriefen das Unglaubliche geleistet haben soll. Besonders in Guayaquil, wo es ihm gelang, sehr viel Geld aufzunehmen, behauptet man, daß er mit den Unzen nur so um sich geworfen und viele Leute angeführt habe. Zuletzt ist er in New-York gesehen worden, von wo aus er wahrscheinlich dem Westen einen Besuch abstattet. Man vermuthet, daß er ein früherer Kammerdiener des wirklichen Grafen sei, der ihm abgeguckt, „wie er sich räuspert und wie er spuckt," sich aber sonst durch Manches verrathen soll, was ihn, als nicht

den höheren Ständen angehörig, bloßstellt. Das war aber hier an der Westküste Amerikas natürlich nicht so auffällig, und er konnte deshalb sein Spiel so lange und ungestraft treiben, noch dazu da er als Deutscher den guten Namen mißbrauchte, den besonders unsere Landsleute an der Westküste haben.

Da ich auf meinem Rückweg nach Panama die Absicht hatte, den Isthmus zu kreuzen und nach Venezuela zu gehen, so mußte ich mich hier für die in Aspinwall liegenden Dampfer einschreiben lassen. Leider fand ich kein directes Fahrzeug, nicht einmal ein Segelschiff nach Laguaira, obgleich sich manchmal dazu die Gelegenheit finden soll; lange warten konnte und wollte ich aber nicht, und so sah ich mich denn genöthigt, den Umweg über St. Thomas zu wählen, wohin die Passage von Aspinwall aus $12\frac{1}{2}$ Pf. St. kostete.

Am nächsten Morgen sollte ein Extrazug nach Panama abgehen. In der Nacht war der von San Francisco kommende Dampfer eingelaufen, der etwa 350 Passagiere mitgebracht hatte. Diese mußten augenblicklich weiter nach New-York befördert werden, und es ist ein merkwürdiger An-

blick, zu sehen, wie das auch ohne den geringsten Aufenthalt geschieht.

Der kleine Dampfer, dichtgedrängt voll Menschen, mit einem andern Boot noch im Schlepptau, legt an — die Passagiere strömen an Land und werden augenblicklich in die schon für sie bereitstehenden Personenwagen hineingewiesen, denn Frühstück bekamen sie noch bei Lampenlicht an Bord. Omnibus nach Omnibus kommt dabei aus der Stadt, der Zug wird immer länger und Wagen nach Wagen angeschoben. — Jetzt ertönt eine Trompete — die Sonne ist eben aufgegangen, und einige zwanzig Mann neugranadiensisches Militär — heute Morgen aber und vielleicht noch von voriger Woche her ungewaschen, marschiren auf und besetzen, zum großen Erstaunen und Amusement der Passagiere, die sich ihre humoristischen Bemerkungen laut lachend mittheilen, an beiden Seiten den Perron. Was sie da sollen, begreift Niemand, denn bei einem ausbrechenden Tumult würden sie höchstens mit ihren eigenen Ladestöcken geprügelt werden. Jetzt geht der Ruf: „Alle an Bord!" Wer sich noch auf ebener Erde befindet, springt nach den Wagen und wirft die im Wege stehenden neugrana-

diensischen Krieger bei Seite — die Locomotive pfeift, und fort braust der lange Zug, um seine Bahn vom Stillen bis zum Atlantischen Meer in kaum drei Stunden zurückzulegen.

12.
Von Panama nach St. Thomas.

Die Isthmus-Bahn hat sich, seit ich sie zuletzt gesehen, und das sind jetzt über sieben Jahre her, außerordentlich verbessert, und es muß gewaltige Arbeit daran geschehen sein. Aber das ist auch nothwendig, denn wenn die hier nur zu üppige Vegetation die Macht gewänne, wie sie auch überall den guten Willen und die Kraft hat, so wäre in wenigen Monaten die Bahn auch wieder vollständig überwachsen und in kaum einem Jahre undurchdringliches Gestrüpp. Es mag sein, daß der Unterschied, den ich hier fand, auch großentheils mit in der Jahreszeit lag; denn damals, im Juni, regnete es unaufhörlich, während jetzt, im Februar, die trockene Jahreszeit sein soll; aber dort, wo ich früher nur

Sumpf gefunden, in dem die Schienen lagen, war jetzt trockener und mit kleinen Chausseesteinen überworfener Boden, und breite, tiefe Gräben zogen sich an den meisten Strecken neben der Bahn hin und dienten ebenfalls dazu, sie trocken zu halten. Sie muß auch jedenfalls erhöht sein, wenn ich auch nicht begreife, wie das geschehen sein kann, ohne sämmtliche Fahrten zu unterbrechen. Erde ist jedenfalls in ungeheuren Massen aufgefahren, und ganze Hügel in der Nähe der Bahn hat man geebnet und dazu verwandt.

Die Vegetation durch diese Sümpfe ist aber immer noch so mächtig, wie sie je gewesen. Man sieht allerdings keine jener riesigen Laubholzbäume, wie in den bergigen Districten der Tropen, und die wenigen, die wirklich hier stehen, haben wohl dann und wann starke Stämme, aber dabei ganz unansehnliche, dürftige Wipfel, die ihnen weit eher ein komisches als großartiges Aussehen geben. Um so üppiger aber wachsen dagegen Palmen und Bananen, wildes Rohr, Bambus, Fächerpalmen und ähnliche Gewächse, und man passirt nicht selten Stellen, wo die Vegetation eine wirkliche und entschiedene Mauer bildet, und sich der Mensch erst, wenn er diese

Wildniß durchdringen wollte, mit Messer oder Macheta seine Bahn hauen müßte.

Die Stationen an der Bahn sind dabei außerordentlich freundlich angelegt, mit hübschen, weiß gemalten Häusern und niedlichen, gut gehaltenen Gärten. In gar nichts dagegen haben sich die Hütten der dicht daneben liegenden Indianer verändert, obgleich die Indianer selber einen andern Charakter angenommen.

Die elenden Hütten stehen noch immer dort mit ihren hohen, bis fast zur Erde niederreichenden Palmblattdächern, ohne Garten, ohne jede Bequemlichkeit, dicht an den schmutzigen Boden angeschmiegt. Die Häuser müssen von Ungeziefer, besonders von Centipeden und Skorpionen, wimmeln, und man begreift gar nicht, weshalb sie dieselben nicht ebenfalls, wie z. B. in Ecuador, auf kurze Pfähle setzen, was sie jedenfalls luftiger und reinlicher halten würde. Aber es ist einmal die Sitte so, und wie der Vater sie vor ihm gebaut hat, baut sie auch nach ihm der Sohn.

Sonst aber haben sich die Indianer, freilich durch die Umstände auch wohl mit dazu genöthigt, um so mehr hier verändert, und dabei nur theilweise zu ihrem Bessern. Früher gingen sie,

das läßt sich nicht leugnen, ganz nackt und wurden erst von den Amerikanern, nachdem die Bahn hindurchging und viele Damen den Weg passirten, dazu genöthigt, ein Hemd anzuziehen — das Wenigste, was man von einem Menschen verlangen kann. Nach und nach kamen sie auch dazu, sich allerdings sehr leicht, aber doch ordentlich zu kleiden; aber wo sind überhaupt die Indianer geblieben, die hier noch vor kaum zwanzig Jahren vollkommen unvermischt lebten? Fährt man jetzt hier durch, so sieht man wohl noch einzelne jener schlanken, braunen Gestalten, aber zwischen ihnen herum spielen schwarzbraune, wollköpfige Kinder, und fast in allen Thüren stehen breite, klotzige Negergestalten und kündigen sich als Herren des Hauses an. Noch zwanzig Jahre, ja, vielleicht nur zehn, und es giebt auf dem Isthmus von Darien keine Indianer mehr, denn die Neger haben sie verdrängt. So überzieht dieser Fluch der Sclaverei langsam aber sicher die ganze Westküste Südamerikas.

Aspinwall selber hat sich in den letzten sieben Jahren außerordentlich vergrößert, denn deutlich erinnere ich mich noch an die paar kleinen Bretterbuden, die, mit mächtigen Buchstaben bemalt, großartige Hôtels und andere Dinge verkündeten.

Diese Buden sind jetzt vollständig verschwunden oder in das Negerviertel der Stadt zurückgedrängt, und statt derselben sieht man ganz hübsche, zum Theil massive Gebäude von zwei Stock Höhe. Ungeheure Geschäfte werden dabei allerdings in Aspinwall gemacht, aber die offenen Läden sind alle nur darauf berechnet, aus den dort landenden Fremden, von denen sie wissen, daß keiner von ihnen, wenn er nicht nothgedrungen muß, auch nur über Nacht bleibt, so viel herauszupressen, als sie möglicher Weise können; nachher mögen sie wieder laufen. Genau so sollen denn auch die Hôtels sein, denen ich aber zum Glück noch nicht in die Hände gefallen bin, denn man richtet sich überhaupt schon immer so ein, daß man nur eine oder ein paar Stunden Aufenthalt in dem Neste hat.

Und was für eine entsetzliche Atmosphäre durchweht den Ort! Man riecht in der That die matten, heißen und schweren Dünste, die fiebergeschwängert auf ihm lagern, und dankt Gott, wenn man erst wieder draußen auf dem blauen Wasser in der freien, gesunden Brise schwimmt.

Wer dorthin zieht, thut es auch nur, um so rasch als möglich eine Summe Geldes zusammenzuschlagen und dann, wenn er wirklich das Leben

behalten hat, in ein kälteres, gesünderes Klima zurückzukehren; aber ungestraft geschieht das wahrlich nicht, denn mit voller Gesundheit kehrt Keiner aus diesem Fieberland zurück. Die Meisten haben ihre noch kurze Lebenszeit daran zu tragen, und ihre Erben allein ernten gewöhnlich den schwer genug erworbenen Lohn.

Uebrigens kann man die älteren Residenten augenblicklich von den neu eingetroffenen Fremden unterscheiden, die gewöhnlich eine gesunde oder doch wenigstens menschliche Gesichtsfarbe mitbringen. Die eigentlichen Bewohner von Aspinwall sehen weit mehr grün als gelb aus, und um die Augen tragen sie alle dunkle Ränder, wie denn auch ihre Lippen fast keine Farbe haben. Und doch habe ich Leute in einem solchen Zustand gesehen, die sich kaum ein volles Jahr in diesem Pestloch aufhielten. Man kann es ihnen da wirklich nicht verdenken, daß sie rasende Preise für Alles fordern, was sie eben leisten oder zum Verkauf feilhalten.

Einen höchst interessanten Anblick bietet die Front- oder Wasserstraße von Aspinwall, besonders zu der Zeit, in welcher gerade ein langer Bahnzug die Dampfer-Passagiere von Panama herübergeschafft, oder andere Steamer von New-

York neue Durchwanderer auf den Isthmus geworfen haben — und ein solcher Verkehr herrscht nicht allein drei- oder viermal die Woche, sondern manchmal sogar jeden Tag.

Diese vordere Straße ist, der so häufig niederströmenden Regen wegen, mit Colonnaden gebaut und zu solcher Zeit so gedrängt voll Menschen, daß man sich seinen Weg kaum hindurch bahnen kann. Diese drängen sich dabei aus einem Local in das andere, wo Verkaufsläden und Restaurationen mit einander abwechseln, oder feilschen auch an den kleinen, in den Colonnaden aufgestellten Ständen, an welchen allerlei Curiositäten: Muscheln — Kernarbeiten, Calabassen, Mützen aus Cocospalmenbast, natürlich gewachsen, Muschelschmuck und hundert andere Dinge mit Früchten und auch Spirituosen zum Verkauf ausstehen. Aspinwall hat ja sowohl Freihafen wie Freihandel, und diesem Verkehr sind deshalb keine Schranken gesetzt.

Und was für Gestalten sieht man dabei in dem Gewühl — die elegantesten Herren und Damen, wie sie eben aus der Cajüte getreten sind, und das rauheste, wildeste Volk, das sich über eine Woche in einem schmutzigen Zwischendeck herumgetrieben und in der Zeit — und aus

einem kalten Klima kommend, weder Kleider noch Wäsche gewechselt hatte. Aber es sind Alles Passagiere, und ein Jeder von ihnen hat wenigstens ein paar Dollar in der Tasche, um sie hier für werthlosen Tand oder wirkliche Bedürfnisse sitzen zu lassen.

Eine ungeheure Verbesserung erhielt der Hafen durch die prachtvollen, weit ausgebauten Werfte, an denen nicht allein die Dampfer und Schiffe anlegen, löschen und laden können, sondern auf welche sogar die Schienen der Eisenbahn hinauslaufen, so daß die von Panama kommenden Waaren bis dicht an Bord hinangefahren und übergenommen werden.

Das schönste und praktischst eingerichtete Werft hat übrigens die englische Royal-Mail-Company, mit einem riesigen, vollständig aus Eisen gebauten Kohlenschuppen an der einen Seite, mit Krahnen, Eisenbahn und Allem, was dazu gehört. Es muß allerdings an diesem Ort ungeheure Summen gekostet haben, lohnt sich aber nun auch wieder in sofern, als es ganz enorme Kosten erspart und um so viel weniger Menschenkräfte verlangt.

Dieses neue Werft verdankt aber seine Entstehung leider einem schweren Unglücksfall, der

das alte vor einigen Jahren betroffen und auf das sich der Leser vielleicht noch erinnert.

Ein Kaufmann in Aspinwall hatte dem dort gerade Ladung einnehmenden Dampfer eine Partie kleiner Kisten als Fracht übergeben, die der Declaration nach harmlosen Inhalt trugen, in Wirklichkeit aber wollte der Betrüger darin eine Partie Sprengöl fortschmuggeln, das ihm sonst von jedem Passagierboot verweigert worden wäre und selbst auf anderen Fahrzeugen eine sehr bedeutende Fracht hätten zahlen müssen.

Die Matrosen ließen die kleinen Kisten, immer einen Theil derselben aneinander geschnürt, ziemlich leichtsinnig in den unteren Raum hinab. Da rutscht eine derselben aus dem Seil und stürzt, und in demselben Moment erfüllt ein furchtbarer Schlag die Luft. Das Oel hat sich entzündet — der Dampfer am Werft ist zerschmettert und in Brand gerathen, arbeitende Matrosen sind in Atome zerschellt und einzelne der Zuschauer nur wie durch ein Wunder gerettet worden. Natürlich fingen die Ueberreste des Bootes an zu brennen, und nur der Kühnheit eines andern englischen Dampfers war es zu danken, daß nicht noch mehr Unheil angerichtet wurde, da sich auch noch eine Quantität Pulver

an Bord befand. So aber schleifte ihn derselbe hinaus in See, wo er denn bald darauf zum zweiten Mal explodirte und sank.

Der Schaden war natürlich ein ungeheurer und manches Menschenleben außerdem dabei zu beklagen.

Unser nach St. Thomas bestimmter Dampfer lag schon ziemlich fertig langseit. Er hatte nur noch eine Kleinigkeit Fracht einzunehmen, die wir ihm mit der „Talca" von Süden heraufgebracht, besonders Ballen mit Chinarinde. Die Passagiere waren ebenfalls an Bord, und etwa gegen vier Uhr wurden die Taue, die uns noch am Ufer hielten, gelöst und wir gingen in See hinaus.

Etwa eine Stunde früher war der Oppositions-Dampfer der Pacific-Linie von New-York eingelaufen und setzte einen unglaublichen Schwarm von ruppig genug aussehenden Passagieren an Land. Diese Leute kamen aber erst eben ganz frisch aus der bitteren Winterkälte New-Yorks in diesen Brütofen Amerikas, und wunderlich genug stachen Viele mit ihrer Tracht gegen das so luftig angezogene Volk der Küste ab. So sah ich Einige sogar — hier ein unerhörter Anblick — in Pelzröcken, in welchen sie,

wahrscheinlich mangelnder Wäsche wegen, ganz gehörig eingeknöpft gingen. Shawls trugen eine Menge von ihnen und kleine Kinder regelmäßig jede Frau.

Viele von ihnen trafen es übrigens glücklich, daß sie gleich mit dem Extrazug, der uns von Panama herübergebracht, hinüberfahren konnten. Alle war der Zug aber nicht im Stande mitzunehmen, denn das Schiff sollte eine ungeheure Anzahl an Passagieren, ich glaube 1100, halten. Was eingestopft werden konnte, ging aber mit, und als sich der Zug endlich, gerade als auch wir in See gingen, in Bewegung setzte, stießen die Passagiere ein wahrhaft indianisches Freudengeheul aus, das deutlich bis zu uns herübertönte. Ich war froh, daß ich nicht mit zwischen der Gesellschaft saß; ein ruhiger Mensch hätte sich dort unmöglich behaglich fühlen können.

Uebrigens zeigte sich hier deutlich, in welchem Geist die Opposition zwischen diesen beiden Dampferlinien betrieben wird; denn den Passagieren von San Francisco, die nicht gleich ihr Billet durchgenommen hatten, wurden nicht etwa die durch die Opposition ermäßigten und festgestellten Preise abgenommen, sondern sie mußten, da in dem Augenblick noch kein anderer

Dampfer da oder auch nur signalisirt war, die volle und sehr hohe Passage nach New-York bezahlen. Kaum eine Stunde später aber, als wir von Panama hier ankamen, lief er in Sicht, und jetzt hätten die Passagiere leicht 100 Dollars ersparen können, denn die erste Linie würde sie um jeden Preis mitgenommen haben, nur um sie der andern nicht zu gönnen. Es war aber zu spät. Da der erste Dampfer fast mit uns zugleich oder doch bald nachher abging, so hatten sich die Reisenden genöthigt gesehen, ihre Billets gleich zu nehmen, und von denen wurde selbstverständlich keins wieder herausgegeben.

Leider mußten wir es erleben, daß der Amerikaner, der nach uns ausgegangen, näher und näher kam, und etwa um halb sieben Uhr unter dem Hohngeschrei der darauf befindlichen amerikanischen Passagiere dicht an uns vorüberlief. Es ließ sich aber nicht ändern; es war wirklich ein wackeres Boot und ließ uns bald weit hinter sich zurück.

Das geschah am 23. Februar 1868, und der kleine Dampfer „Solant" sollte uns nur bis Jamaica bringen, wo wir nachher von dort aus den größeren benutzten.

Früher war dieser nur bis St. Thomas ge-

gangen und hatte dort die von Jamaica und Aspinwall eintreffenden Zwischenboote erwartet, um darnach seine Fahrt nach England anzutreten. Jetzt ist das abgeändert, und man spricht sogar davon, daß St. Thomas — theils des beabsichtigten amerikanischen Kaufes — theils der ewig dort herrschenden Krankheiten wegen, von der englischen Postlinie ganz aufgegeben werden soll.

Jedenfalls hatten wir eine angenehme Fahrt, von ruhiger See begünstigt, und mir war der Umweg über Jamaica, wenn er auch etwas mehr Geld kostete, ganz recht, indem ich doch dabei manche der übrigen westindischen Inseln zu sehen bekam.

Am 26. erreichten wir die „Perle der Antillen", Jamaica, und der Anblick der Insel, deren hohe Gebirgszüge von Nebeln durchzogen wurden, war wirklich prachtvoll. Kingston selber, wo der Dampfer anlegte, machte jedoch einen weniger günstigen Eindruck und ist auch in der That nur ein kleines erbärmliches Nest.

Desto schöner war aber dafür die Einfahrt in den Hafen — für Segelschiffe jedoch nicht ganz ungefährlich, da eine Menge von kleinen Inseln, Klippen und Sandbänken im Weg liegen und sorgsam vermieden werden müssen — aber das

Bild wird dadurch so viel schöner. Ueberall, wohin sich der Blick wendet, fällt er auf kleine zerstreute Wohnungen, Cocospalmen schaukeln ihre federartigen Wipfel darüber hin, und das Grün der Berge bildet einen reizenden Hintergrund. Jetzt schießt das Boot an einer langen Landzunge hin, so flach, daß sie kaum über der hohen Fluth trockenen Boden zeigt, und Baracken und Zelte, mit dazwischen aufgepflanzten Kanonen unter einem ganzen Wald von Palmen, mit den überall gelagerten schwarzen Soldaten in Zuaventracht, sehen malerisch genug aus.

Kingston ist auch in der That von einer nicht unbedeutenden bewaffneten Macht umgeben, denn die letzte Neger-Revolution hat die Weißen vorsichtig gemacht, so daß sie jetzt im Stande sind, einen neuen Ausbruch rasch und im ersten Keim zu ersticken. Nicht allein hier liegt Militär, sondern hinter der Stadt sind die eigentlichen Baracken der Negersoldaten, während hoch in den Bergen, im sogenannten Newcastle, die weißen Soldaten ihr Lager in dem gesündesten Theile des Landes haben, aber in kaum zwei Stunden in der Stadt selber stehen können.

Jetzt biegen wir um die Landzunge, und wie ein kleines Aquarell-Gemälde liegt das Städtchen

Kingston, mit zahlreich dort ankernden Schiffen, herüber- und hinüberkreuzenden Booten und von hochstämmigen Palmen überragt, vor uns ausgebreitet.

Unser Boot legte sich langseit dem englischen Dampfer „Shannon," nach Southampton bestimmt, und ein kleiner Kahn führte mich in der nächsten Viertelstunde schon an Land und brachte mich zwischen einen Haufen von Negerweibern, die hier eben eine Kohlenbarke löschten.

Alle diese Arbeiten auf Jamaica scheinen großentheils von Frauen gethan zu werden, und ein lebendigeres, aber auch geräuschvolleres Treiben ließ sich hier kaum denken.

Von dem am Werft liegenden Fahrzeug aus wurden die Kohlen auf das Werft selber geworfen, und hier standen einige sechzig Negerinnen — in welchem Zustande der Reinlichkeit bei dieser Arbeit läßt sich eher denken als beschreiben — füllten die Kohlen in Körbe, hoben sich diese auf den Kopf oder ließen sie sich vielmehr aufheben, und schritten dann, ähnlich als ob sie einen Cancan tanzten, unter Lachen, Schreien und Schimpfen — denn ein paar von ihnen schienen fortwährend in Streit dabei zu liegen — der Stelle zu, wo die Kohlen zum Gebrauch

der einlaufenden Dampfer angehäuft wurden, und in der That hatten sie dort schon ein kleines Gebirge angeschaufelt.

Das schnatterte und gellte und sang aber durcheinander, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen — Neger sind überhaupt sehr laut, wenn sie irgend eine Meinung äußern, und diese Klasse besonders hielt nicht mit ihrer Stimme zurück. Anständig war die Unterhaltung, die zwischen den ausladenden Matrosen und couleurten Damen geführt wurde, ebenfalls nicht, das aber milderte sie, daß es in einem nichtswürdigen englischen Dialekt geschah, der allen diesen Inseln eigen ist. Wie schade aber, daß ich kein Genremaler bin, was für prachtvolle lebende Bilder habe ich schon gestellt bekommen, und diese Kohlenträgerinnen Kingstons gehörten jedenfalls zu den lebendigsten!

Die Stadt selber bietet wenig oder gar nichts, besonders nichts Neues oder Eigenthümliches; die Hauptstraßen sind ziemlich breit, aber die Häuser niedrig und unbedeutend, und die verschiedenen Verkaufslocale dunkel und unansehnlich. Natürlich benutzte ich meine Zeit soviel als möglich, und nahm mir einen der berühmten jamaicaschen Fiakers, einen offenen Kasten mit

einem Sonnendach, um die Umgegend ein wenig in Augenschein zu nehmen; aber auch diese bot, wenigstens in der Nähe der Stadt, nichts Besonderes, kaum viel Freundliches, denn alle die Gärten, durch welche wir fuhren, schienen arg vernachlässigt und von Unkraut überwuchert. Auch die Bäume sahen trocken aus, es war ja Winterszeit, und im Frühjahr mag wohl das Ganze einen freundlicheren Anblick gewähren.

Interessant war es, die Wasserwerke Kingstons zu besuchen, zwei ungeheure Reservoirs, die das klare Quellwasser aus den Gebirgen bekommen und es dann durch Röhren in die Stadt vertheilen. Eins von diesen wurde gerade gereinigt, da sich doch viel Schlamm am Boden angesetzt und aus diesem Wasserpflanzen emporgewachsen waren. Auch hier verrichteten Frauen wieder die alleinige Arbeit: ein wahres Heer von schlammbedeckten schwarzen Megären schaufelte sich den Schmutz in kleine Butten, füllte diese halb voll, hob sie sich auf den Kopf und wanderte langsam sehr langsam dann durch das leere Reservoir der Treppe zu, um ihn oben abzuwerfen und dadurch an der einen Seite höheren Boden zu schaffen. In Amerika wäre das ganze Reservoir jedenfalls in einem Tage gründlich gereinigt

worden, hier gebrauchte man Wochen dazu, denn Niemand schien sich dabei zu beeilen.

Von dort ab fuhren wir nach den Baracken der schwarzen Soldaten hinaus, die auf einer weiten Ebene, ziemlich nahe bei dem Platz für die Pferderennen, und zwar ähnlich wie die nord-amerikanischen angelegt sind. Die Gebäude waren hoch und luftig, dem Klima angemessen, gebaut, und die Officierwohnungen hatten dabei kleine Gärten. Hoch darüber in den Bergen, aber noch Meilen entfernt, konnte man die lichten Zelte und Baracken der weißen Soldaten erkennen, die, wie es von unten aussah, an einem steilen Berghang klebten. Hätte ich Zeit gehabt, so würde ich auch sie gern besucht haben, denn die Aussicht von dort soll wahrhaft wundervoll sein; da aber Dampfer die angenehme Gewohnheit haben, nie einzugestehen, wie lange sie in einem Hafen liegen bleiben, so durfte ich mich nicht zu weit von meinem Fahrzeug, mit schon bezahlter Passage, fortwagen; ich konnte sonst zurückgelassen werden, denn auf einen Passagier wird sicher auch keinen Moment gewartet.

Deutsche giebt es sonderbarer Weise in Kingston nur sehr wenige, ich glaube kaum ein halbes Dutzend, und trotzdem hatte ich die Freude,

Bekannte darunter anzutreffen, mit denen ich nachher den Abend sehr vergnügt verbrachte. Den Vortheil habe ich überhaupt auf meinen Reisen, daß ich überall Freunde finde; es ist das mit der schönste Lohn, den mir die Schriftstellerei abwirft.

Von Kingston ab, wo wir erst noch an dem herrlichen Jamaica hinliefen, hatten wir eine höchst interessante Fahrt, indem wir den größten Theil derselben fast immer in Sicht von Land blieben. Bis Jamaica waren wir, von Aspinwall aus, nördlich aufgelaufen, von hier aus aber hielten wir östlichen Cours, die Inseln im Norden lassend, und erreichten am 28., noch ziemlich früh am Tage, nachdem wir San Domingo die ganze Zeit zu Backbord gehabt, die Neger-Republik Hayti, wo wir an einem der kleinen südlichen Städtchen, Jakemil, anlegten.

Nun hatten wir bis dahin einige Passagiere im dritten Platz gehabt, die allem Anschein nach Geld besaßen, denn sie gingen sehr anständig, fast vornehm gekleidet. Uebrigens waren es unverkennbar Mulatten, diese wären aber, selbst wenn sie das Doppelte hätten bezahlen wollen, nicht in die Cajüte aufgenommen worden.

Nun finde ich das, vom moralischen Stand-

punkt aus betrachtet, abscheulich, denn unsere „schwarzen Brüder" müssen für ihr gutes Geld die nämlichen Rechte haben wie wir selber — vom menschlichen aus war es mir aber jedenfalls recht, denn ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich mich in der Gesellschaft von Negern oder ihren Abkömmlingen nicht behaglich fühle. Ich gönne ihnen alle errungenen Vortheile, und wünsche, daß sie dieselben gut benutzen mögen, aber — ich selber mag nichts mit ihnen zu thun, wenigstens keinen gesellschaftlichen Verkehr mit ihnen haben, und aufrichtig gesagt, war es mir recht, daß ich nicht bei Tisch an ihrer Seite, oder vielmehr in ihrem Dunstkreis sitzen mußte.

In Hayti, wo sie vielleicht eine sehr achtbare Stellung bekleideten, gingen sie an Land, und als sie das Boot hinüberbrachte, konnte ich deutlich erkennen, daß ein ganzer Menschenschwarm zum Ufer kam — vielleicht um sie zu begrüßen. Wer kann in dem Herzen eines Menschen lesen — es waren vielleicht Gouverneure oder Minister gewesen; an Bord wurde aber nicht ihr Rang, sondern nur ihre Haut in Betracht gezogen, und diese befähigte sie ganz entschieden nur für den dritten Platz.

Leider blieb uns selber keine Zeit, das Ufer zu betreten, und nur aus der Ferne durften wir das wunderliche Land betrachten, an das ich wirklich vorher gar nicht gedacht, oder ich hätte es doch vielleicht so eingerichtet, ein paar Wochen einmal hier zu bleiben.

Jakemil selber schien ein ziemlich dürftiger Platz, aus dem nur die auf der höchsten Stelle liegende und jedenfalls noch aus der altspanischen Zeit herstammende große Kirche abstach. Das Land selber, soweit wir es mit unseren Teleskopen überschauen konnten, war, die unmittelbare Nähe des Hafens abgerechnet, außerordentlich wenig angebaut. Nur sehr vereinzelt sah man kleine Hütten und dürftige Farmen. Wie eine Wildniß dehnten sich die öden, schwach bewaldeten Hänge am Strande hin, und Wege schien es fast gar nicht auf der Insel zu geben. Die Leute darauf befinden sich wahrscheinlich außerordentlich wohl, aber sie haben dann auch nur wenig Bedürfnisse und arbeiten natürlich denen entsprechend.

Der Hafen ist übrigens ganz vortrefflich, und wir bekamen vollauf Zeit, ihn zu beobachten, da wir nicht vor Anker gingen, sondern so lange

auf und ab fuhren, bis das von Bord abgesetzte Boot zurückkehrte.

Schon vorher hatten wir uns bei dem Officier, der das Boot begleitete, eine Quantität Pfeifen bestellt, die er uns von Jakemil mitbringen sollte. Diese scheinen das einzige hiesige Fabrikat zu sein, und sprechen allerdings nicht besonders für die Industrie des Platzes. Es sind kleine, ganz ordinär gebrannte Thonköpfe, und lange dünne Rohre einer dort wachsenden Binsenart, ohne weitere Spitze und nicht einmal in die Köpfe passend, gehören dazu. Jedenfalls muß es eine Eigenthümlichkeit des Landes sein, denn Passagiere wie Mannschaft schienen ganz versessen darauf — außerdem sind sie — ein nicht hoch genug in diesem Welttheil anzuschlagender Vorzug — sehr billig.

Am 29. Abends erreichten wir die Höhe von Portorico, ebenfalls eine hohe, bewaldete und bergige Insel, die wir aber zu weit abließen, um selbst mit unseren Fernröhren Näheres wahrzunehmen, bis wir dann endlich am 1. März Morgens Crab-Island an unserer Linken, hinter uns Portorico und vor uns die so arg heimgesuchte Insel St. Thomas hatten.

Crab-Island ist nicht sehr hoch, scheint aber

ungemein fruchtbar und dicht besiedelt; denn wohin auch das Auge fiel, konnten wir theils Zucker-Plantagen mit ihren weitläufigen, in der Sonne hell scheinenden Gebäuden, theils einzelne Ansiedlungen und Häuser erkennen. Auch kleine Schooner glitten hie und da am Ufer hin und mochten wohl den Verkehr mit den verschiedenen Theilen der Insel unterhalten.

Unser Interesse wurde aber doch hauptsächlich durch St. Thomas, das immer deutlicher vor uns auftauchte, gefesselt; denn zu viel hatten wir davon gehört, und neuerdings sogar die eben nicht erfreuliche Kunde erhalten, daß gegenwärtig, nach Sturm und Erdbeben, die Cholera darauf wüthe und Hunderte von Menschen hinwegraffe. In Panama und Aspinwall hatte man mir auch in der That ganz ernstlich abgerathen, die von dem Schicksal so arg heimgesuchte Insel jetzt zu betreten, denn abgesehen davon, daß ich selber der Krankheit zum Opfer fallen könne, sei die Wahrscheinlichkeit, ja fast Gewißheit da, daß ich kein Boot dort finden würde für die Weiterpassage, indem die Quarantaine auf den Inseln sowohl als in Laguayra entsetzlich streng sei, und Fahrzeuge sicherlich nicht einen einzelnen Passagier aufnehmen wür-

den, durch den sie vielleicht eine mehrwöchentliche Quarantaine bekamen.

Jetzt war es entschieden zu spät, das Alles noch einmal zu bedenken, und ich folgte meinem alten Wahlspruch: „Nur immer mitten hineingesprungen in alle Schwierigkeiten.“ Sitzt man dann erst einmal drin, so findet sich auch stets eine Gelegenheit, um wieder hinauszukommen. Mir ist es bis jetzt wenigstens noch immer geglückt, und ich vertraute denn auch jetzt meinem alten Schutzgeist, der allerdings bei mir kein besonderes ruhiges Brot gehabt. St. Thomas selber war mir zu interessant, um daran vorbeizufahren, und was die Gerüchte über an irgend einer Stelle wüthende Cholera betraf, so hatte ich darin schon zu viel Erfahrung gemacht, wie übertrieben dieselben gewöhnlich ausfielen.

Uebrigens fanden wir bald, daß unser alter Dampfer „Shannon“, ein mehr bequemes als sehr schnelles Boot, als wir uns der Einfahrt näherten, nicht auf den eigentlichen Hafen von St. Thomas zu hielt, sondern in eine Seitenbucht einbog, während er noch außerdem die Quarantaine-Flagge aufzog. Das sah nicht besonders tröstlich aus, ließ sich aber auch nicht mehr än=

dern, und wir mußten jetzt jedenfalls ruhig abwarten, was über uns verhängt werden würde.

Vier englische Dampfer lagen in der Bai: einer, der vom Sturm beschädigt worden und jetzt reparirte, der Dampfer für Trinidad oder Demarare, der für Jamaica und der eben von England eingelaufene Postdampfer — aber nicht diese zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich, sondern die überall an der Küste umhergestreuten Wracks, die man selbst in dieser Seitenbucht deutlich erkennen konnte. Dort lagen ein paar Schooner hoch und trocken auf den Steinen, dort zeigten sich in den verlassenen und zerstörten Kesseln die Ueberreste eines Dampfers, da starrten noch Masten aus dem Wasser empor, und drüben am rechten Ufer konnten wir deutlich die Trümmer zusammengebrochener Gebäude erkennen, an denen Sturm, Erdbeben und Sturzwelle wahrscheinlich zusammengewirkt hatten.

Es war ein Bild der vollsten Zerstörung, und doch sagten uns die Officiere, daß der größte Schaden schon wieder ausgebessert, und manches von den Fahrzeugen, die versunken gewesen, durch Taucher und Pumpwerke wieder an die Oberfläche gebracht sei. Uns schien es aber noch genug Verwüstung, und besonders ein alter

englischer Capitän, der sich als Passagier mit an Bord befand, mochte wohl mit recht schwerem Herzen die umhergewaschenen Schiffstrümmer betrachten — hatte er doch in dem Sturm nicht allein sein Schiff, sondern auch seinen Sohn darauf verloren!

Jetzt erreichte unser Dampfer die Buoy, an welcher der Trinidad-Steamer hing, und legte dort an, und in kurzer Zeit mußte es sich nun entscheiden, wie die Sache am Ufer stand und wie ich von hier — einmal angelangt — weiter befördert werden konnte. Das aber zeigte sich bald als nicht besonders tröstlich.

Der Agent der Compagnie, der an Bord kam, erwiderte mir auf meine Frage, daß die Cholera in St. Thomas — genau, wie ich es mir gedacht — allerdings wenig oder gar keine Bedeutung habe. Bis jetzt wären nur Schwarze daran gestorben und zwei Weiße — anerkannte Säufer, die es selber verschuldet; aber trotzdem bekämen die Schiffe keinen Gesundheitspaß mehr, und wenn ich nach Venezuela mit dem Trinidad-Dampfer gehen wolle, so dürfe ich nicht an Land gehen, oder der Dampfer nehme mich nicht mehr auf. — Angenehm! — Aber wie sollte ich erfahren, ob ich auf andere Weise fortkäme? —

„Das wisse er nicht," lautete die Antwort, „aber so viel könne er mir sagen, daß das nach Laguayra bestimmte Paketboot keine Passagiere vom Lande mitnehme. Wenn ich dort an Bord wolle, müsse ich hier in der Bai auf dem in der Reparatur begriffenen englischen Dampfer bleiben — er wisse aber nicht, ob der Passagiere aufnehme." — Wieder angenehm.

Uebrigens war ich fest entschlossen, das letztere nicht zu thun, und hatte noch immer Zeit genug, da unser Dampfer wenigstens noch sechs Stunden im Hafen blieb, ein paar Briefe an Land zu schreiben, um mich über die Verhältnisse dort zu erkundigen.

Merkwürdig übrigens — der Trinidad-Dampfer nahm keinen Passagier auf, der an Land gewesen war, und der Capitän desselben lief den ganzen Tag in der Stadt herum. Möglich, daß englische Capitäne nicht anstecken; ich weiß das nicht, aber was dem Einen recht ist, sollte dem Andern billig sein.

Mit dem für England bestimmten Boot fand übrigens freier Verkehr statt; selbst den nach Europa gehenden Passagieren wurde verstattet, an Land zu fahren und bis Abends dort zu bleiben. Nur wir Anderen sollten uns eingepfercht

halten. Glücklicher Weise erhielt ich bald Antwort von Land. Herr Fedderson, der preußische Consul, war so freundlich, mir mitzutheilen, daß in einigen Tagen eine französische Barke nach Laguayra abginge und Passagiere mitnähme, und kaum eine Viertelstunde später saß ich mit meinem wenigen Gepäck in einem der zu uns herausgekommenen Boote, fuhr, dem Dampfer Valet sagend, zwischen den Trümmern an der Küste hindurch und, eine schmale Einfahrt in den andern Hafen benutzend, nach St. Thomas hinüber, wo ich mich jetzt ohne Weiteres im Hôtel du Commerce einquartierte.

13.
St. Thomas.

Man sagt gewöhnlich, „ein Unglück kommt nie allein,“ und wenn das wohl auch nicht immer zutrifft, so hat St. Thomas doch jedenfalls die Wahrheit dieses Sprichworts im vollsten Maße erleben müssen. Es giebt kaum einen ärger heimgesuchten Platz in der ganzen Welt, als es diese kleine, freundliche Insel in den letzten Jahren war, denn sie hat — man kann sagen in Monaten, eine wahre Kette von Leiden durchmachen müssen.

Zuerst kam der Sturm, der furchtbare Verwüstung, besonders unter den Fahrzeugen, anrichtete und in Zeit von einer Stunde einige siebzig Schiffe von allen Größen, vom Dreitausend-Tonnenschiff bis zum kleinsten Schooner

hinab, versenkte oder auf den Strand warf, und dabei wie zum Spiel Häuser abdeckte oder auch umwarf, den Palmen ihre Kronen abriß, die Blätter von den Büschen fegte und eine Heiden-verwüstung anrichtete.

Dann unmittelbar darauf kam das Erdbeben, das noch nicht so unheilvoll gewirkt hätte, da es merkwürdiger Weise nur an einigen Stellen wirklich bösartig auftrat, wäre die Welle nicht hinterher gekommen, die das Verderben vollendete. Mitten in der Verwirrung, wo Stoß nach Stoß folgte, ging auf einmal der Schrei durch die Stadt: „Die See kommt!" und was laufen konnte, lief. Dem Phänomen ging übrigens — wie an allen Orten, wo Aehnliches erlebt worden — das regelmäßig zuerst stattfindende und plötzliche Fallen der See voraus. Das Meer wich zurück, um gleich darauf in einer riesigen Sturzwelle wieder zu kommen, deren Schrecken ich wohl hier nicht weiter zu beschreiben brauche, da davon Schilderungen genug in deutschen Blättern erschienen sind.

Diese Sturzwelle richtete aber an allen den Stellen, welche sie erreichen konnte, die furchtbarste Verwüstung an, weil durch den Sturm und das Erdbeben alle von Menschenhänden auf-

geführten Werke schon gelockert und zum Theil auseinander gerissen waren. Da hinein sprang sie, und ihrer furchtbaren Gewalt widerstand nur wenig.

Was sie an nach dem Sturm eingelaufenen Fahrzeugen in der Nähe des Ufers fand, setzte sie hoch auf den Strand; Boote und Buoyen warf sie weit in die Stadt hinein, und alle die Waarenhäuser am Ufer, von denen die meisten schon Risse durch das Erdbeben bekommen, wurden plötzlich durchwaschen und manche auch total auseinander gerissen.

Und damit war die Sache noch nicht zu Ende. Die schlimmste Gefahr schien allerdings damit überstanden, aber die Erde zitterte fort. Stoß folgte auf Stoß; fast jede halbe Stunde wiederholte sich eine dieser fatalen Erschütterungen, und daß Tausende von Menschen dadurch nervös und zuletzt krank gemacht wurden, läßt sich denken. Solche ewige Aufregung konnten nur wenig Nerven ertragen, und ansteckende Krankheiten fanden das Volk empfänglich dafür.

Zuerst trat das gelbe Fieber auf, während die Erde noch immer fortschüttelte, und dann folgte endlich, aber nur in geringem Maße, die Cholera, während selbst jetzt noch manchmal einzelne schwache

Stöße fühlbar sind. Das wird natürlich entsetzlich übertrieben, und so kam z. B. gleich Anfangs ein Passagier von St. Thomas an Bord, der uns solche Geschichten aus der Stadt erzählte, daß man hätte glauben sollen, kein Mensch sei dort seines eigenen Lebens sicher.

Seiner Beschreibung nach zitterte die Erde in einem fort, und es verging fast keine Stunde ohne einen fühlbaren Stoß. — Ich selber war nachher eine ganze Woche auf St. Thomas, und habe nur am ersten Morgen einen — aber kaum merkbaren Stoß gefühlt, der von einem dumpfen Grollen begleitet war, wie einige kleine, aber sehr leichte Erschütterungen später. Es giebt aber Leute, deren eigene Furcht ihnen auch das Geringfügigste entsetzlich erscheinen läßt, und wie sie es empfangen, theilen sie es wieder mit.

Soviel ist sicher — jener unterirdische Feuerballen, der jedenfalls den Kern unserer Erdkugel bildet, hat in diesem Augenblick noch mehr Gas vorräthig, als er durch die gewöhnlichen Sicherheits-Ventile der Vulkane bequem ausführen kann, und während die Krater in allen Welttheilen thätig arbeiten, zuckt auch noch an vielen Stellen die Erde, und St. Thomas scheint dabei gerade nicht an der allersichersten Stelle zu lie-

gen. Die größte Gefahr ist aber jedenfalls für die Insel vorbei — soweit menschliche Berechnungen da überhaupt ausreichen; und wenn dort unten nicht noch etwas ganz Außerordentliches vorgeht, so werden die Erdstöße hier wohl noch eine kurze Zeit anhalten, aber kaum mehr erheblichen Schaden anrichten; man darf also weiteren übertriebenen Schilderungen nicht allzu vielen Glauben beimessen.

Das angerichtete Unheil ist außerdem auch schon groß genug und fast unberechenbar, denn die meisten Häuser in der Stadt haben, wenn sie auch äußerlich keine besonderen Verletzungen zeigen, doch Risse bekommen, und selbst kleine Stöße können das Uebel leicht verschlimmern.

St. Thomas hat in der That enorm gelitten, und durch welche Straße man auch geht, so sieht man in dem überall umherliegenden Schutt deutlich die Verwüstungen, die Sturm oder Erdbeben angerichtet. Und die armen Cocospalmen, wie traurig, wie entsetzlich traurig sie dreinschauen mit ihren kahlen, vergilbten Wipfeln, nur hie und da noch ein grünes, abgerissenes Blatt zeigend. Viele sind auch durch den Sturm ganz entwurzelt worden; die meisten hielten aber doch Stand, bogen sich, ließen sich rupfen und über=

schauten dann wieder mit den kahlen Häuptern die um sie her geschehene Verwüstung.

Merkwürdig ist jedenfalls, wie strichweise der Sturm gewüthet hat, der, allem Anscheine nach, nicht in einer compacten Masse den Grund fegte, sondern in Windstreifen gegangen sein muß. So findet man an den Orten, die er am meisten heimgesucht, Stellen, auf denen er stark gebaute Häuser vollkommen abgedeckt und leichte Bretterhütten gefaßt und umgeworfen oder auch voneinander gerissen hat, während dicht daneben eine elende Baracke ungeschädigt, unverletzt stehen geblieben ist. Einen Strich ruinirte er vollständig, — einen andern, nahebei, berührte er gar nicht, und wenn sich das auch nicht gut erklären läßt, sieht man es doch hier aller Orten bestätigt.

Am ärgsten war aber natürlich die Verwüstung in der gerade von Schiffen aller Nationen gefüllten Bai, an denen er seinen vollen Uebermuth auslassen konnte — und auch ausließ.

Ich nahm ein Boot und fuhr damit im Hafen herum, und muß gestehen, daß Einem der Anblick, den ich dort genoß, das Seefahren wohl auf eine Weile verleiden könnte. Ein einzelnes Wrack, dem man auf See begegnet, bietet schon stets nur zu genügenden Stoff zum Nachdenken,

und hier fährt man wirklich in einem Wald zerschmetterter Fahrzeuge herum, jedes seine eigene Unglücksgeschichte an der Stirn tragend, jedes ein memento mori zerstörter Menschenleben.

Die Verwirrung muß entsetzlich gewesen sein. Der Sturm kam zuerst in einem furchtbaren Stoß von Westen, lullte dann aber plötzlich zu einer vollkommenen Windstille ein, um wenige Minuten später, nachdem er jedenfalls hinter den Bergen im Norden herumgegangen, von Osten mit erneuter Kraft wiederzukehren. Und jetzt nahm er die Backen voll.

Der Liverpool-Dampfer „Venezuela" war eben — oder doch nur erst wenige Stunden vorher — mit über 200 Passagieren eingetroffen. Den warf er gegen den eisernen Floating-Dock, der mit ihm sank, und zum Ueberfluß ein 3000-Tonnenschiff, das größte, was bis jetzt noch die westindischen Inseln besucht, die „British Empire", oben drauf. Das letztere Schiff, das einen argen Leck bekommen, sank aber erst vollständig den nächsten Tag, da es die Mannschaft nicht mit Pumpen flott halten konnte und andere Hilfe in der Verwirrung und dem allgemeinen Unglück nicht zu erhalten war.

Rechts in der Bai bietet sich der interessan-

teste Anblick dar, denn dort liegt ein ganzes Nest von Dampfern und Schiffen, die, nachdem sie im Hafen gegen andere Fahrzeuge angerannt und sie und sich vernichtet hatten, endlich hier in seichtes Wasser hineingeworfen wurden und jetzt rettungslos fest und auf dem Grund sitzen. Ein kleiner Dampfer scheint besonders in der Klemme gewesen zu sein; seine eisernen Räder sind in jede erdenkbare Form hineingebogen, sein eiserner Rumpf ist auseinander gerissen, sein Stern ist eingestoßen, seine Schornsteine sind über Bord geworfen. Arme „Prinzeß Alice"! Sie haben ihr arg mitgespielt und nur das seichte Wasser hielt sie vom völligen Versinken ab.

Kleine Schooner, wie z. B. „Wild Pigeon" und andere, liegen hoch und trocken auf den Steinen, von einigen, die in tiefem Wasser versanken, schauen eben noch die Masten empor, aber im Ganzen ist doch schon wieder sehr viel gethan, um theils versunkene Schiffe zu heben und wieder in Stand zu setzen, oder auf's Land geworfene flott zu bekommen.

Erwähnen muß ich noch, daß jene große Woge, welche das Erdbeben gegen das Land schleuderte, auch zu gleicher Zeit eine Menge von Fischen auf's Trockene warf. Aber keiner der Neger wollte

einen davon in seinen Topf tragen, denn sie behaupteten: das Erdbeben sei eine Strafe Gottes, und sie dürften daraus keinen Nutzen für sich selber ziehen wollen.

Entsetzlich muß der Anblick der unteren Stadt aber unmittelbar nach der großen Woge gewesen sein, die in das Land hineinwusch, die zahlreichen Werfte total zerstörte und große Verwüstung in den Lagerhäusern anrichtete. So hoch aber, als sie Anfangs geschildert wurde (30 Fuß) war sie keinenfalls. Sie kann nach der Höhe, in der sie in die Stadt eingedrungen ist, nicht mehr als fünfzehn oder höchstens zwanzig Fuß gehabt haben, ja, ich glaube, kaum zwanzig, denn der Druck des Wassers hat sie außerdem noch immer weiter getrieben, als ihre eigene Höhe. Uebrigens hat sie Schaden genug angerichtet.

St. Thomas ist jedoch der am günstigsten gelegene Platz des ganzen westindischen Archipels, und die Kaufleute hier haben bewiesen, daß sie selbst schwere Verluste wacker tragen konnten. Trotz allem Unheil, das über sie hereingebrochen, hat nicht ein einziges Haus seine Zahlungen eingestellt, und die Bauten gehen zu derselben Zeit rüstig vorwärts, um den erlittenen Schaden wieder auszubessern. Unbehaglich nur befanden sie

sich damals unter der Ungewißheit, ob Amerika die Insel wirklich gekauft hat oder nicht, und das nicht etwa aus Anhänglichkeit an das Mutterland, sondern weil die Existenz des ganzen bedeutenden Handelsplatzes dabei auf dem Spiele steht.

Dänemark selber hat sich nicht besonders freundlich gegen seine Colonie gezeigt. Es verhandelte dieselbe zuerst und ließ nachher in St. Thomas, mehr zum Schein, abstimmen, ob die Einwohner auch mit dem Verkauf zufrieden wären, ja, dänische Beamte beeinflußten sogar die Wähler, dem factisch schon abgeschlossenen Handel ihre Stimmen zu geben. Die Fremden hier, und selbst mit wenigen Ausnahmen die Dänen, würden auch sehr gern an Amerika fallen, wenn sie nur die Gewißheit hätten, daß die Insel ein Freihafen bleibt, denn dadurch allein hat sie sich, als Mittelpunkt der Inseln, ihre Stellung erworben. Machte aber Amerika, wie man sehr zu fürchten schien, einen Kriegshafen aus dem Platz, dem es dann den freien Handel nahm, so hörte seine Bedeutung vollständig auf und die Kaufleute würden die Insel, so rasch sie irgend konnten, verlassen haben.

Jetzt beherrscht sie fast den ganzen Handel

mit Portorico und manchen anderen reichen Inseln, die von hier ihre Waaren beziehen; soll aber hier erst ein hoher Zoll darauf entrichtet werden, so ist das natürlich vorbei und St. Thomas selber viel zu klein und schwach bevölkert, um einen bedeutenden Handel zu erlauben.

Die Aufhebung des Freihafens würde deshalb St. Thomas zehnmal so arg schädigen, als es Sturm, Erdbeben und ansteckende Krankheiten gethan haben — ja, es vollständig ruiniren, und schon jetzt wirkte diese stete Unsicherheit lähmend auf den Verkehr und trieb nur Einzelne zu einer allerdings sehr gewagten Speculation: nämlich eine Masse von Waaren hierher zu werfen, um im Fall des amerikanischen Besitzes und Aufhebung des Freihafens dieselben steuerfrei nach den Vereinigten Staaten einführen zu können.

Uebrigens scheint es fast, als ob der ganze amerikanische Handel nicht allein aufgeschoben, sondern sogar aufgehoben sei, denn der Congreß hat, unter den jetzigen Umständen, das Geld nicht zu dem Ankauf bewilligt, und mag außerdem auch befürchten, daß, nach den letztgemachten Erfahrungen, der Hafen von St. Thomas doch am

Ende nicht so sicher sei, als man früher wohl vermuthet.

Nie im Leben hätte ich geglaubt, soviel Deutsche hier zu finden. Sie sind jedenfalls weit zahlreicher als Engländer und Franzosen, und wohin man kommt, hört man die deutsche Sprache, ja sogar nicht selten unter den Negern selber. Viele Eingeborene der Insel sprechen Deutsch untereinander ,und deutsche Firmen trifft man aller Orten. Außerdem giebt es kaum einen überseeischen Hafen der Welt, wo die verschiedenen Nationalitäten freundlicher zusammenhalten, als in St. Thomas, und selbst Dänen und Deutsche leben hier im besten Einvernehmen und besuchen ein und dieselben Locale und Clubs. Das kommt aber auch vielleicht von der geringen Zahl her, in der die Weißen hier der farbigen Bevölkerung gegenüberstehen. St. Thomas hat etwa 15,000 Einwohner und von diesen sind 12,500 Farbige und Neger, und zwischen diesen nur 2500 Weiße. Die Letzteren, und besonders die Deutschen, haben hier zwei ganz vortreffliche Gesellschafts-Locale, die von allen Nationalitäten besucht werden: das Athenäum, ein Leseclub mit Zeitungen und Büchern in allen Sprachen, und den sogenannten internationalen

Club, in den aber keine Farbigen aufgenommen werden. Das deutsche Element überwiegt jedoch in allen, schon vielleicht aus dem Grund, weil der Deutsche überhaupt geselliger Natur ist und am liebsten in Rudeln lebt — und prächtige Leute findet man unter ihnen. Mir wenigstens sind die Tage, die ich in St. Thomas verbrachte, so rasch wie kaum so viele Stunden verflogen.

Was nun die hier „wüthende" Cholera betrifft, so spürt man, wie ich es mir auch vorher gedacht, gar nichts davon. Abends begegnet man allerdings dann und wann einem Leichenwagen, aber die Krankheit scheint sich hauptsächlich auf die unteren Klassen der Farbigen zu beschränken, wie denn sonderbarer Weise die Neger gewöhnlich sehr heftig von dieser Krankheit mitgenommen werden, während sie vom gelben Fieber, das mehr unter den Weißen aufräumt, fast gar nicht leiden.

Die Neger nennen deshalb auch die Cholera black man's turn, das gelbe Fieber dagegen white man's turn, das heißt, bei der ersteren Krankheit kommen die Schwarzen, bei der zweiten die Weißen daran.

In der Stadt selber wird jetzt rüstig gebaut, um alle die erlittenen Schäden wieder auszu-

bessern. Ich begreife auch wirklich nicht, wo nach solchen Calamitäten, die fast jedes Haus berührt haben und überall Arbeit nothwendig machen, so urplötzlich alle die Maurer und Zimmerleute herkommen, die doch in ruhiger Zeit unmöglich alle Beschäftigung finden können. Tausende von solchen sind aber jetzt hier emsig in Thätigkeit, als ob keiner von ihnen je etwas Anderes getrieben habe. Die angerichtete Verwüstung war aber doch zu groß und allgemein, um in den wenigen Monaten schon beseitigt zu sein, und überall findet man deshalb noch in den Häusern Schutt, und außerhalb der eigentlichen Geschäftsstadt kann man auch wohl noch halbe Straßen umgewehter Holzbaracken finden — ein Bild trostloser Verwüstung, wie es eben der Sturm zurückgelassen.

In der Bai draußen bereitete sich übrigens ein kleiner See-Roman vor, der möglicher Weise ernstere Folgen nach sich zieht. Es lag hier nämlich im Sturm ein amerikanisches Schiff, für Peru bestimmt, mit Kanonen und Munition an Bord, das, arg beschädigt, seine gefährliche Ladung löschen mußte. Ein anderer Amerikaner, die „Sarah Newman", hat jetzt dieselbe an Bord genommen und ist zum Auslaufen fertig, und

zwei kleine spanische Kriegsdampfer liegen hier, fortwährend die Kessel geheizt, und warten auf den Moment, wo sie die Bai verläßt, während kein amerikanisches Kriegsschiff hier ist, um sie zu schützen. Ob sie sich das nun selber besorgen wird, weiß man nicht: das Material dazu haben sie jedenfalls an Bord, und ich glaube auch nicht, daß sich der Amerikaner den Spaniern so leicht ergeben wird. Interessant ist das Resultat jedenfalls, und hätte mein Ziel nach der Westküste, statt nach Venezuela, gelegen, so würde ich gewiß auf der „Sarah Newman“ Passage genommen haben.

Ich darf aber St. Thomas nicht verlassen, ohne wenigstens ein paar Worte über die Neger der Insel zu sagen, die, wie schon vorerwähnt, die eigentliche Bevölkerung derselben bilden, und zwar in so vorwiegendem Maße, daß man Anfangs wirklich glaubt, es gebe überhaupt nur einzelne Weiße auf dem ganzen Platz.

Die Boote in der Bai sind natürlich, wie in allen warmen Himmelsstrichen, nur von Negern bemannt, aber selbst wenn man das feste Land betritt, sieht man nichts — gar nichts als farbiges Volk, in den schönsten Schattirungen von gelb zu schwarz, und hört auch in der That nichts als

den furchtbaren und stets laut geschrieenen Dialekt dieser wohl arg mißhandelten, aber auch sehr unangenehmen Race.

Sie selber tragen freilich nicht die Schuld, denn nicht freiwillig verließen sie ihr Vaterland; als Sclaven wurden sie fortgeschleppt, und daß sie mit der Zeit frei werden mußten, war eine natürliche Folge der Civilisation. Mit ihrer Freiheit konnte man sie aber nicht mehr zur Arbeit zwingen, und daß der Neger wenig Bedürfnisse kennen lernte, verdankt er ebenfalls nur wieder seinem früheren weißen Herrn. Eine Sorge für die Zukunft, wie sie uns in der Freiheit Geborenen gleich von früher Jugend an's Herz gelegt wird, ist ihm ebenfalls fremd geblieben, und da er von dem Weltverkehr und Handel entschieden fern gehalten wurde, so kann man bei ihm auch keinen Sinn für Nationalökonomie erwarten. Was liegt ihm daran, ob das Land, in dem er sich befindet, Producte ex- oder importirt, so lange er eben selber hat, was er braucht, und daß jetzt auch hier auf St. Thomas aller Ackerbau liegen blieb, war nur eine natürliche Folge.

Früher bedeckten die Hänge reiche und weite Zuckerfelder — seit Aufhebung der Sclaverei

liegen sie kahl und trocken in der Sonne, und ein klein wenig Gemüse abgerechnet, wird wohl in diesem Augenblick gar nichts weiter auf der ganzen Insel gezogen.

Die Neger selber scheinen sich aber vollkommen wohl zu befinden, und ich habe nie ein vergnügteres und in seinen Vergnügungen lauteres Volk gesehen. Das ist ein ewiges, ununterbrochenes Lachen unter ihnen, und eben so oft hört man dazwischen Zanken und Schimpfreden in's Unglaubliche, so daß man denken sollte, ein offener Kampf müsse jeden Augenblick unter ihnen ausbrechen, aber es kommt nie dazu, denn wie nur Einer von ihnen einmal einen recht außergewöhnlichen Fluch oder ein sonderbares Schimpfwort ausstößt, endet die ganze Sache jedesmal unter schallendem Gelächter der Umstehenden und Streitenden selber.

Die echten Negerhasser werfen der afrikanischen Menschenrace oft das Affenähnliche in ihrer ganzen Natur vor, und zum Theil haben sie Recht. Der Neger besitzt wirklich einen großen Trieb zur Nachahmung, und wo der bei dem Sclaven unterdrückt wurde, bricht er sich in der neugewonnenen Freiheit um so mehr Bahn.

Es giebt kaum etwas Komischeres, als einen

etwas wohlhabenden Schwarzen zu sehen, der nicht allein in seiner Kleidung, nein, auch in seinem ganzen Wesen, in Bewegung, wie Ausdruck — aber mit dem verwünschten Dialekt und wolligen schwarzen Kopf — einen Weißen zu affectiren sucht. So brachten in Jamaica ein paar solcher Herren einen ihrer Freunde an Bord des Dampfers, und es war wirklich rührend, zu sehen, mit welcher ausgezeichneten Höflichkeit und mit wie gewählten Worten sie den Herrn in — das Zwischendeck begleiteten, denn in der Cajüte wird die Race trotz aller Emancipation und Freiheit noch immer nicht zugelassen, eine Maßregel, mit der ich selber vollkommen einverstanden bin. — Ich gönne dem Neger von Herzen seine Freiheit, aber ich mag — wie schon gesagt — keine Gemeinschaft mit ihm haben, und wenn das nicht christlich sein sollte, wäre es jedenfalls natürlich.

Uebrigens verdienen die Negerdamen einer ganz besondern Erwähnung, denn sie zeichnen sich selber hier auf das auffälligste aus. St. Thomas hat freilich auch sehr viel wohlhabende, ja selbst reiche Schwarze, die eine Stellung in der Stadt einnehmen, und wie ein Geldprotz bei uns, der sich von einer unteren Stufe empor=

geschwungen, auch am stolzesten auf sein Gewonnenes ist, so brüstet sich der freigewordene Neger, wenn es ihm seine Verhältnisse irgend erlauben, mit seinem eigenen Ich, und daß er in dem Fall auch seine Frau und Töchter nicht will irgend einer weißen Familie nachstehen lassen, kann man sich denken.

Diese Putzsucht — eigentlich der erste Schritt zur Civilisation, da er größere Bedürfnisse mit sich bringt, bleibt aber nicht allein bei den Reicheren, sondern geht bis in die untersten Schichten der Bevölkerung hinab, und die schwarze Señora schleppt ihr langes theures Seidenkleid nicht ärger und länger durch Staub und Straßenschmutz, als das ärmste Negerweib, das mit einem Korb voll Gemüse auf dem Kopf zu Markte kommt, ihren alten, schmierigen und zerrissenen Kattunlappen — denn die Mode war jetzt hier in voller Blüthe. Ich begreife dabei nur nicht, wie mitten zwischen solchen Caricaturen wirkliche weiße Ladies sie noch aufrecht erhalten konnten, aber das, wie die Mode selbst, bleibt ein Räthsel.

Uebrigens hat der letzte Sturm den in St. Thomas herrschenden Luxus sehr begünstigt, und besonders der ärmeren Klasse die Mittel geboten, sich entschieden hervor zu thun. Die Ladungen

einiger Schiffe, wenn sie auch vom Seewasser beschädigt waren, wurden doch gerettet und nachher natürlich zu Spottpreisen öffentlich versteigert. Die Neger aber hatten gleich nach den Unglücksfällen für sehr wenig Arbeit sehr hohe Löhne erhalten, und deshalb Geld in Händen. Sie kauften jetzt in Masse die havarirten Ausschnittwaaren, und seit der Zeit rauscht es in St. Thomas von endlosen Schleppen steif gestärkten Kattuns, und gentlemen of colour tragen Röcke und Hosen, auf denen sich noch deutlich die in den Ballen erhaltenen See- oder auch Bilchwasserspuren abzeichnen.

Der Neger ist von Natur mildthätig, denn er hat das Unglück aus eigener Erfahrung kennen lernen, achtet dabei auch, wie sich nicht leugnen läßt — das Alter mehr, als es oft civilisirte Nationen zu thun pflegen. Alte Neger treten aber auch deshalb mit einer unbeschreiblichen Würde auf und werden darin nur — aber gründlich — von alten Negerinnen übertroffen.

Woher es kommt, weiß ich nicht, aber fast alle alten Negerfrauen haben einen Grundbaß, von dem sie den vollständigsten und unumschränktesten Gebrauch machen. Sie lachen dabei selten oder nie — das überlassen sie dem jungen Volk,

und wenn sie sprechen, geschieht es stets in dictatorischer und so entschiedener Weise, als ob jedes Wort ein Gesetz wäre.

Es giebt kaum etwas Würdevolleres, aber auch zugleich Komischeres, als so eine alte Negerlady zu sehen, wenn sie, sehr decolletirt, mit gespreizten Knieen, die kurze, qualmende Pfeife in der rechten Hand, die Linke auf ihr Knie gestützt, vor ihrer eigenen Thür sitzt und ihre Meinung über irgend einen beliebigen Gegenstand ausspricht, oder vielmehr einen Bescheid ertheilt, denn Widerspruch wäre doch nicht denkbar. Die jüngeren Leute behandeln sie auch dabei stets mit Ehrfurcht, und nur gefährlich wird die Sache, wenn eine andere ähnliche Dame — vielleicht die Nachbarin — anderer Meinung sein sollte. Die Folgen sind in einem solchen Fall nicht abzusehen. Zu Thätlichkeiten kommt es freilich nie zwischen ihnen, und der Schluß eines solchen Wortkampfes ist fast stets der, daß die Ueberwundene aufsteht, mit einer verächtlichen Bewegung in ihr Haus geht, und dort drinnen nur um soviel lauter weiter raisonnirt.

Alte Neger mit weißen Haaren tragen fast stets hohe schwarze Seidenhüte und einen schwarzen Rock mit weißen Hosen. Im Ganzen sind

die Neger überhaupt nicht unreinlich — die untersten, verworfensten Klassen ausgenommen, die sich dann aber auch vollkommen gehen lassen, so daß man da oft, besonders unter den Frauen, wahren Abscheu erregenden Gestalten begegnet. Stehen die Negerinnen aber, besonders bei irgend einer Herrschaft, im Dienst, so halten sie sich, fast ohne Ausnahme — immer höchst reinlich und adret und gehen dann auch nie auffallend gekleidet — den Lappen ausgenommen, den sie, ebenso wie ihre Herrinnen, hinter sich herschleifen.

Im Hôtel du Commerce hatten wir übrigens auch — als Gegensatz zu dem liederlichen und schmutzigen Negervolk, das sich besonders gegenüber vor einem ordinären Branntweinladen herumtrieb und die Luft oft mit seinen laut geschrieenen Zoten erfüllte, die vollste Aristokratie der afrikanischen Race in ihrer letzten Abstufung, oder vielmehr in ihrem Uebergang zu dem Geschlecht der Weißen, und zwar zu der bessern Gesellschaft, denn ich möchte die wirklich gut erzogene Quadrone doch nicht unter den gemeinen Irländer oder eine andere ähnliche Nationalität anreihen.

Es waren dies Frau und Töchter eines haytischen Ministers, die hier nur auf Schiffs-

gelegenheit warteten, um nach Hayti zurückzukehren, da die englischen, sonst die Verbindung unterhaltenden, Dampfer gegenwärtig der gefürchteten Quarantaine wegen keine Passagiere von St. Thomas mitnahmen.

Die Mutter der beiden jungen Damen konnte die Quadrone nicht verleugnen, ja sie war kaum weiß genug dafür; die beiden Töchter aber, besonders die Jüngste, würde Niemand, der nicht die genauen Merkmale der Blutmischung kannte, für andere als weiße Damen gehalten haben. Es waren zwei junge liebenswürdige Wesen und — wenn ich nicht irre, in Paris erzogen und ausgebildet, und dabei bescheiden und anspruchslos in ihrem ganzen Betragen. Die schwarzen Aufwärter flogen aber auch, wenn sie ihnen nur einen Wunsch an den Augen absehen konnten. — Sie beabsichtigten jetzt mit einem deutschen Schiff nach ihrer Heimath überzusetzen.

Ich selber wartete auf eine französische Barke, die uns nach Laguayra bringen sollte, und wenn ich mich auch nicht vor der Cholera fürchtete, so ist doch stets der Aufenthalt in einer Stadt, in der nun einmal eine ansteckende Krankheit herrscht, nicht gerade angenehm. Ich sehnte mich wenig-

stens darnach, wieder einmal die frische reine Seebrise einzuathmen.

Eine Wohlthat könnte man übrigens dem Platz erweisen, denn eine Hauptursache von Krankheiten ist doch nur in zu vielen Fällen Unreinlichkeit und das Verfaulen weggeworfener Ueberreste oder todter Thiere. In St. Thomas giebt es aber keine Zapilotas oder Aasgeier, und doch wie leicht wäre es, diese nützlichen, ja an manchen Stellen nothwendigen Thiere von Vera-Cruz sowohl, wo es deren in Unmasse giebt, wie von Venezucla aus hinüber zu bringen. Zu fangen sind sie dort unendlich leicht; an jedem Marktplatz könnte man Hunderte bekommen, und wie wenig Transportkosten würden sie zahlen. Aber es bekümmert sich eben kein Mensch darum, und doch bin ich überzeugt, daß sie den Preis ihrer Anschaffung jährlich an Beerdigungskosten abtragen würden — die Menschenleben dabei gar nicht gerechnet.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Gerstäcker, Friedrich,

Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela

Bd.: 2

Jena 1868